XVII. Jahrgang
Nr. 47

22. November 1908
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Kriegsbegeisterung in Serbien.

In ein Amazonenkorps eingereihte Mädchen bei einer Uebung in der Nähe von Kragujewatz.





Die furchtbare Grubenkatastrophe auf der Zeche Radbod bei Hamm. Phot. B. J. G.

Bergarbeiterfrauen verlangen Auskunft von einem der Ingenieure.

Vor dem Bureau, in dem die Verlustlisten ausliegen.

Kriegsbegeisterung in Serbien.

Die aufreizenden Brandreden, die der Kronprinz von Serbien, der „tolle Georg", jüngst gehalten hat, haben im Volke ein lautes Echo gefunden und eine Kriegsbegeisterung hervorgerufen, gegen die die Agitationen der vernünftigen Friedenspartei machtlos zu sein scheinen. Serbische Fanatiker durchziehen das Land und werben Freiwillige für die Armee an; überall bereitet man sich auf einen baldigen Krieg vor. In Kragujewatz, der historischen einstigen Hauptstadt des Reiches, — der Hochburg der chauvinistisch-nationalen Elemente des Reiches — ist ein Freiwilligenheer gegründet worden, das sich aus nicht militärpflichtigen Patrioten zusammensetzt, und das bereits auf die stattliche Zahl von 87,000 Freiheitskämpfern angewachsen ist. Es nennt sich „Liga des Todes" und jedes seiner Mitglieder ist an einer Kokarde in den Landesfarben kenntlich, die ein Schild mit dem Motto: „In den Tod für die Freiheit" trägt. In den letzten Tagen sind den Freiwilligen auch eine große Anzahl serbischer Frauen und Mädchen beigetreten, die fest entschlossen sind, im Falle des Ausbruches eines Krieges mit den Männern ins Feld zu ziehen. Auf einem Exerzierplatz vor Kragujewatz werden diese „Amazonen" militärisch ausgebildet; sie lernen dort die einzelnen Kommandorufe und Signale kennen und werden in dem Gebrauch der Feuerwaffen unterwiesen. Die erste Frau, die auf den Gedanken kam, in das Freiwilligenheer einzutreten, war eine 62 jährige Witwe, deren Gatte einst im Freiheitskriege für sein Vaterland gefallen ist. Vier ihrer Söhne und neun Enkel dienen in der serbischen Armee. Das Beispiel der tapferen Greisin hat unter den Frauen Serbiens eine leidenschaftliche Propaganda geweckt; jeder Tag bringt neue Mitkämpferinnen aus allen Teilen des Landes und aus allen Schichten der Bevölkerung; Bauermädchen und Frauen und Töchter reicher Kaufleute sind von der gleichen Kriegsbegeisterung erfaßt und folgen willig dem Ruf geschickter Agitatoren. Das Amazonenkorps wurde organisiert, unter das Kommando von aktiven Offizieren gestellt und dem Freiwilligenheer angegliedert.



Vor dem Unglücksschacht.

Die Grubenkatastrophe bei Hamm.

In der Geschichte der Grubenkatastrophen wird der furchtbare Unglücksfall auf der Zeche Radbod bei Hamm, mit seinen 360 Toten der größte und schwerste Unfall, von dem der deutsche Bergbau jemals betroffen worden ist, eine traurige Berühmtheit erlangen. Die letzten Jahre waren an katastrophalen Ereignissen im Bergwerksbetrieb besonders reich. Am 17. März 1884 sind auf der Grube Camphausen bei Saarbrücken 181 Mann verunglückt, am 17. Februar 1898 in der Karolinengrube bei Bochum 119 Mann. Dann kam das unvergeßliche Unglück von Courrières am 10. März 1906, das 1219 Opfer gefordert hat und am 28. Januar 1907 der Unfall in der Grube Reden bei Saarbrücken mit 150 Toten. Man hat damals sogar eine parlamentarische Aktion eingeleitet, um die Sicherheitsvorkehrungen in den Bergwerken zu verbessern, ganz aber werden wohl, wie die letzte Katastrophe zeigt, solche Unglücksfälle, die in den letzten 10 Jahren allein nahezu 2000 Menschenleben gefordert haben, nie vermieden werden können.



Strandung des Berliner Militärluftschiffs auf seiner Dauerfahrt am Haff bei Wollin.



Das gestrandete Luftschiff mit dem geknickten Kiel auf den Wiesen am Haff. Phot. Lipski.



Oben am Bundesratstisch: Tirpitz, Bethmann-Hollweg, Bülow. Bassermann (mit gekreuzten Armen). Korfanty. Träger. Ledebour (an der Barriere). Singer.

Die große Kaiser-Interview-Debatte im deutschen Reichstag.

Abgeordneter Singer begründet, von seinem Platz aus sprechend, die Interpellation der Sozialdemokraten.

Für die „B. J. Z." nach dem Leben gezeichnet von Ernst Heilemann-Berlin.



Frau Taft,
die Gattin des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten.
Phot. Underwood.



Fürst zu Fürstenberg. Der Kaiser mit dem Grafen Zeppelin. Phot. Aug. Böcker.



Generalstaatsanwalt
Dr. Wachler †.
Phot. Wohl.

Nach den aufregenden Tagen der Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten, da alle Interessen auf das Resultat der Abstimmung gerichtet waren, wendet sich nun die Aufmerksamkeit auch der Gattin des neuen Präsidenten zu, der Frau, die jetzt als „erste Hausfrau" der Vereinigten Staaten in das Weiße Haus in Washington einziehen wird. Frau Taft, die ihren Gatten vor mehr als 24 Jahren geheiratet hatte, als er noch ein kleiner Rechtsanwalt mit herzlich wenig Klienten gewesen ist, wird als gütige und feinsinnige Dame geschildert, die sich durch Einfachheit der Lebensführung auszeichnet. Sie liebt es, schlicht und unauffällig gekleidet zu gehen, bevorzugt billiges Material für ihre Alltagstoiletten und richtet sich nach der jeweiligen Mode nur so viel, als unbedingt nötig ist. Von allen Präsidentenfrauen hat Mrs. Taft die größten Reisen gemacht. Sie hat mit ihrem Gatten mehrere Jahre auf den Philippinen gelebt, war in Japan und China und in anderen Teilen Ostasiens und spricht französisch und spanisch mit einer seltenen Vollkommenheit. Der französische Botschafter in Washington erklärte ihr einmal: „Madame, wenn Sie mit mir französisch sprechen, fühle ich mich wie zu Hause." Ihre Leidenschaft ist die Musik, für ein Konzert verzichtet sie auf jedes andere Vergnügen und bei jedem Sinfoniekonzert in Washington kann man sie in Gesellschaft ihrer Vorgängerin Mrs. Roosevelt sehen. Sie studierte an der Musikakademie in Cincinnati und war selbst dort als Lehrerin tätig.



Von den Parforcejagden in Döberitz bei Berlin: Das Kronprinzenpaar mit den Hofdamen der Kronprinzessin.
Phot. G. Berger, Verlag Photochemie G. m. b. H.

Sechs Monate im Auto

Die Weltfahrt über 23,000 Kilometer durch drei Weltteile

Die Abenteuer, Mühen und Drangsale, die er auf seiner Aufsehen erregenden Fahrt im Auto um die Welt erlebt hat, erzählt Oberleutnant Koeppen, der bekanntlich bei der Weltfahrt als erster mit dem deutschen Wagen in Paris anlangte, nun in einem stattlichen Band. Frisch, flott und humorvoll schildert der junge Offizier die ungeheuren Strapazen der Fahrt durch das winterliche Amerika, die Erklimmung des Felsengebirges, die Nerven erregende Fahrt durch den Urwald der Mandschurei und die Wettfahrt durch die wegelose sibirische Steppe. Aus der Fülle der Begebnisse, die sich sehr gemütlich am warmen Kamin lesen, bei denen man aber das Gruseln lernen könnte, wenn man sich in die Haut des Autors denkt, sei eine Begegnung mit den Chungusen auf der Fahrt durch die mandschurisch-mongolische Steppe hier wiedergegeben: „Wir beabsichtigten," erzählt Oberleutnant Koeppen, „um in dem wenig übersichtlichen und wegen des umherstreifenden Chungusen-Gesindels auch nicht ganz ungefährlichen Gelände keine Umwege zu machen, uns in der Hauptsache in der Nähe der Bahnlinie und später des Argunlaufes zu halten. Die Bahn macht zunächst aber einige große Bogen, und ein junger Verwandter des Stationschefs von Unur, der mit der Umgebung sehr vertraut zu sein behauptete, wollte uns einen Weg querfeldein nach der Kosakenstation Jakechi zeigen, der näher als der längs der Bahn laufende war. Wir nahmen ihn also mit, und der Weg war auch anfangs recht gut, bis wir an große sumpfige Wiesen kamen, die sich zu beiden Seiten ausdehnten und durch einen quer über den Weg fließenden Bach verbunden waren. Eine Brücke über dieses Fließ existierte nicht, Material zum Bau eines Knüppeldamms, Bäume oder Sträucher oder auch nur Steine waren weit und breit nicht zu entdecken. Der Grund des Baches, in dem ich beim Durchwaten nicht sonderlich tief versank, schien jedoch das Passieren zur Not auch ohne Hilfsmittel zu gestatten, und so gab ich Anweisung, daß Fuchs, (einer der Chauffeure) der das Steuer führte, versuchen sollte, mit einem ordentlichen Anlauf das Hindernis zu nehmen. Ich war ziemlich überrascht, daß schon die Vorderräder so tief in den Grund eintauchten, daß der Kühler auf den Boden aufstieß, er federte jedoch wieder hoch, das Vorderteil des Wagens sprang aufs Trockene, die Hinterräder aber blieben unrettbar im tiefsten Schlamm stecken. Das Wagnis war mißlungen, eine Vorderfeder gebrochen, ohne Hilfe konnten wir nicht wieder herauskommen. Solche herbeizuholen war hier freilich nicht ganz einfach. Von der Bahn befanden wir uns etwa 15 Kilometer entfernt, ein direkter Weg führte nicht dahin, aber da konnte unser ortskundiger Führer aushelfen. Rittmeister von Albrecht (ein russischer Offizier, der die deutschen Fahrer ein Stück Wegs begleitete) wie stets hilfsbereit und von kurzem Entschluß, machte sich sofort mit ihm auf, um von Jakechi die dort stehende Schwadron zur Hilfeleistung zu requirieren. Es war etwa 1 Uhr nachmittags, als er abmarschierte, und wir konnten zwischen 5 und 6 Uhr seine Rückkehr erwarten. Allein geblieben, vertrieben wir uns die lange Wartezeit mit Preisschießen. Aber das Vergnügen mußte ein Ende nehmen, da wir nicht unsere ganze Munition verknallen durften. Als gegen 6 Uhr der Rittmeister noch nicht da war, fingen wir an, ungeduldig zu werden, und schauten bald hierhin, bald dorthin nach ihm aus. Es wurde sieben, er kam nicht. Die Dämmerung senkte sich langsam auf die Steppe nieder, es wurde acht, die Sonne ging glühend hinter den Hügeln unter, die Nacht brach schnell herein — vom Rittmeister und der Schwadron immer noch nichts zu sehen und zu hören. Glänzend ging der Mond am tiefblauen Himmel auf, phantastisch groß in dem Dunst des Horizonts, dann scharf umrissen in der reinen und klaren Steppenluft, und seltsame Silberfäden über die weite Grasfläche spinnend. Es war fast 9 Uhr geworden, und ich mußte annehmen, daß Rittmeister von Albrecht sich mitsamt seinem ortskundigen Führer verlaufen habe oder ihm auch etwas zugestoßen sei, da er etwas leichtsinnig ohne jede



Oberleutnant Koeppen,
der Autor des soeben erschienenen illustrierten Werkes „Im Auto um die Welt".



Bilder von den Drangsalen der Weltfahrt: Ein Unfall während der Fahrt auf den verschneiten grundlosen Wegen Amerikas.
Aus dem neuen Werke: „Im Auto um die Welt".



Von den Drangsalen der Weltfahrt: Einen halben Meter tief im Sumpf auf den Wegen Amerikas.

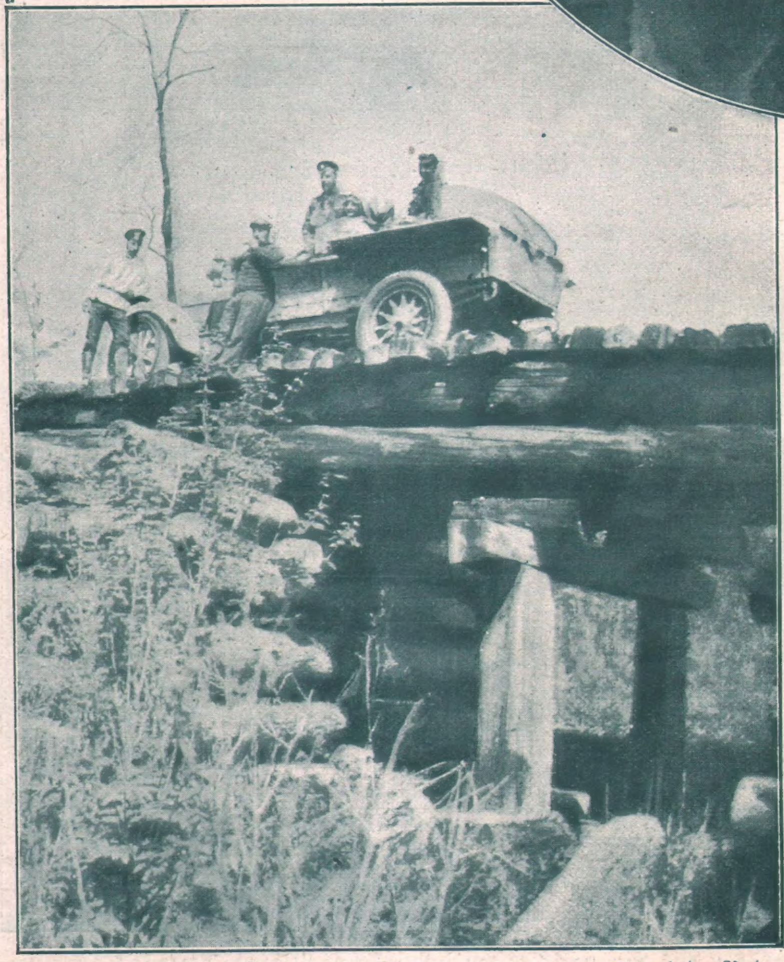


Schwierige Flußübersetzung auf einem selbstgezimmerten Floß in Sibirien.

Waffe seinen Marsch angetreten hatte. Wie dem auch war, ich glaubte das Richtige zu tun, nunmehr mich selbst auf den Weg zu machen, um ihn zu finden oder wenigstens die ersehnte Hilfe herbeizuschaffen. Der klare Mondschein begünstigte anfangs die in der nächtlichen Hügelsteppe nicht ganz einfache Orientierung. Nach etwa einer Stunde bewölkte sich aber der Himmel derart, daß ich mich ausschließlich auf meinen Ortssinn verlassen mußte, der mir sagte, ich hätte mich scharf rechts zu halten, um auf den Bahndamm zu stoßen, wo ich dann leicht eine Station finden konnte. Meine Uhr zeigte bereits Mitternacht. Ich hatte meine einzigen Kleidungsstücke, Sweater und Lederanzug, an, in denen es mir recht warm bei dem ewigen Hügelauf-Hügelab geworden war, und der Durst fing an, mich schwer zu plagen. Ich mußte längst mehr als 15 Kilometer gemacht, also den Bahndamm verfehlt haben. Auch die Müdigkeit machte sich erheblich bemerkbar, zumal ich in der Nacht zuvor nicht geschlafen hatte. Eine eigenartige Hoffnungslosigkeit überkam mich. Ich dachte an das Auto, an meine beiden Chauffeure und an das Ziel unserer Fahrt, an meine Eltern und Berlin, und die schwärzesten Vorstellungen bedrängten mich, obwohl ich resolut meinen Weg fortsetzte. Schrankenlos wie die nachtdunkle Steppe dehnte sich die Phantasie, und die physischen Strapazen, Durst und Müdigkeit wirkten krankhaft auf sie ein. Ich sagte mir das, ohne von den törichten Einbildungen loszukommen. Im nächsten Augenblick hätte ich über mich selbst lachen können. Ich sah über einer der nächsten Hügelkuppen die schwarzen Silhouetten von Reitern auftauchen, die sich ziemlich deutlich gegen den Himmel abhoben. Die Rettung war da, denn wer konnte das anders sein, als mein guter Rittmeister mit seiner Schwadron! Da die Reiter eine etwas andere Richtung hatten, rief ich hinüber, um mich bemerkbar zu machen. Ich konnte ganz gut wahrnehmen, wie sie auf meine Rufe stutzten, sich umwandten und nun lebhafter auf mich zukamen, und freute mich auf die originelle Begrüßung und den willkommenen Rücken eines der braven Kosakenpferde. Je näher sie kamen, desto mehr erkannte ich jedoch, daß es abermals eine getäuschte Hoffnung war, und diesmal sicherlich auch kaum etwas Friedfertiges. Es waren keine Kosaken, sondern Chungusen, sechs Mann von dem wohlbewaffneten und gut berittenen Gelichter, das die Steppe als sein Reich betrachtet und gegen den Eisenbahndamm und die Blockhäuser als unliebsame Störenfriede ihrer Nomadenherrlichkeit ankämpft. Auf jede Eventualität gefaßt, suchte ich den Leuten klarzumachen, daß ich als friedfertiger Wanderer mich verirrt hätte und den Weg zur nächsten Station suche. Ich fragte und zeigte in die verschiedenen Himmelsrichtungen, und sie verstanden auch ganz gut, um was es sich handle, gaben mir aber durch Gebärden und Ausrufe in einem mir völlig unverständlichem Idiom zu verstehen, daß sie mir den Weg wohl zeigen könnten, jedoch erst Bezahlung verlangten. Damit war ich nun keineswegs einverstanden und wünschte, zunächst in die richtige Richtung gebracht zu werden, dann sollten sie haben, was sie begehrten. Meine Lage begann kritisch zu werden, da die dunkeln Gesellen keine Miene machten, meinem Wunsche nachzukommen, vielmehr sich an mich zu drängen suchten. Indem ich etwas zurückwich, achtete ich darauf, daß keiner in meinen Rücken kam. Ich trug ein paar tausend Rubel bei mir, und die Bande hätte zweifellos einen guten Fang gemacht, wenn sie mit mir fertig geworden wäre. Auf meine weiteren Fragen reagierten sie nicht weiter, sondern versuchten tatsächlich, mich in die Mitte zu bekommen. Nun gab es kein Zögern. Ich sprang zurück, riß meinen



Mit vereinten Kräften durch einen Fluß.



Mühselige Fahrt auf den Schwellen des Eisenbahndammes der mandschurischen Bahn.
Aus dem neuen Werk: „Im Auto um die Welt" von Oberleutnant Koeppen.



Im Schnee festgefahren.



Flugversuch des Aviatikers Lisch im Morris-Park in New York. Phot. Brown Brothers.

Der Luftschiffer flog einige hundert Meter, fiel dann aber nieder und brach sich das Bein.

Revolver vor und knallte knapp über ihre spitzen Hüte hinweg zwei schnelle Schüsse in die Luft, entschlossen, die nächste Kugel einem der Banditen in den Räuberleib zu jagen. Auf eine Waffe schienen sie bei mir nicht gefaßt gewesen zu sein. Ich trug den Revolver in einem Futteral unter der Lederjoppe. Das plötzliche Feuergeben erschreckte sie aufs äußerste, und obwohl sie über ihren Sattelknöpfen kurze Gewehre hängen hatten, rasten sie wie besessen davon. Durch das Renkontre war ich aber wenigstens wieder ganz munter geworden, und mit frisch geladenem Revolver setzte ich meinen Marsch in der Richtung fort, die ich für die rechte hielt. Es war wohl 3 Uhr morgens, als ich in der Ferne aufs neue ein Licht entdeckte, diesmal ein rotes, zweifellos ein Signallicht der Eisenbahn in der Nähe einer Station. Mit Aufbietung der letzten Kräfte strebte ich diesem Lichte entgegen. Wie ich gleich in Erfahrung brachte, war es die gesuchte Station Jakedi. Ich kann wohl behaupten, es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens, als ich in Schweiß gebadet die Station betrat. Nicht daß ich die Empfindung hatte, gerettet zu sein; dazu hatte ein Gefühl der Furcht gefehlt, das ich während meines Nachtmarsches nie gehabt hatte. Aber ich empfand, daß etwas seltsam Unbequemes, Unheimliches, Ungewöhnliches hinter mir lag, dessen seelische Torturen unerträglicher waren als die leiblichen Qualen des Durstes, der Erschlaffung und der Blindheit in der unendlich erscheinenden Nacht, und ich fühlte eine so innige Freude am Dasein, an den Menschen, an allem, wie sie nur ein Genesender nach schwerer Krankheit fühlen kann." — Koeppens Buch wird jeden freuen, dem frischer Wagemut und kühne Reiselust gefallen. Der hübsch ausgestattete Band (in Leinwand geb. 8 Mk., Verlag Ullstein & Co., Berlin) ist sehr reich illustriert. Nicht nur die Mühseligkeiten der Fahrt hat der Verfasser photographiert, auch Land und Leute ziehen in hunderten Aufnahmen vorüber und ihre Schilderung durch den scharf beobachtenden Sportmann geben dem Werk einen bleibenden Wert.



Kriegsbegeisterung in Serbien: Ein Priester segnet eine Abteilung der „Todesliga" bei einer Uebung in der Nähe von Kragujewatz.

Die Karriere einer Chormädchen-Truppe.

Zur Zeit als das „Gibson Girl", der Typus der schlanken schönen Amerikanerin, den der Zeichner Gibson geschaffen hatte, viel bewundert wurde und alle Frauen der stolzen Amerikanerin ähnlich werden wollten, kamen aus New York zwölf Chormädchen nach London,



Die Karriere einer Chormädchen-Truppe: amerikanische Tänzerinnen, die nach England kamen und sich sämtlich mit englischen Aristokraten u. Millionären verheirateten. Elsie Kay, jetzt Gattin des Millionärs Andrew.

die sich die „lustige Gordontruppe" nannten und in Singspielhallen und Operetten-Theatern auftraten. Die „lustigen Gordons" waren schlank und hoch gewachsen, hatten hübsche Gesichter und schöne Beine, herrliches Haar, das sie à la Gibson-Girl frisierten, und machten durch alle diese Eigenschaften mehr Aufsehen, als durch ihre Tanz- und Gesangskünste. Die 12 jungen Damen wurden viel photographiert, ausgestellt und angeschwärmt. Und nun feierte ihre Schönheit, der



Sylvia Storey, heiratete den Grafen Poulett. Phot. Martin.

moderne „Gibson Girl"-Typus, einen beispiellosen Triumph. Eine der „lustigen Gordons" nach der anderen ging an einen englischen Aristokraten oder Millionär weg und in etwa 5 Jahren waren aus den Chormädchen Baroninnen, Gräfinnen, Millionärinnen geworden. Die letzte Miß Storey hat vor wenigen Wochen den Grafen Poulett, einen englischen Peer, geheiratet. Ihre Kollegin Eva Carrington ist Lady Clifford geworden. Der älteste Sohn des Lord Aberdare hat die dritte im Bunde, Camille Clifford, geheiratet, die seiner Zeit auch in Berlin im Metropoltheater auftrat — und gründlich



Barbara Deane, jetzt Gattin des Milliardärs Basil Loder. Phot. Dover Street Studios.

durchfiel. Sie ging mit unnachahmlicher Grazie hocherhobenen Hauptes zweimal als Gibson-Girl über die Bühne und schleifte eine riesige Samtschleppe hinter sich her. Mitten auf der Bühne machte sie dann halt und verbeugte sich kunstvoll so tief, daß sie fast auf dem Boden saß. Das war aber dem Publikum zu wenig und Miß Clifford verschwand bald wieder aus Berlin. In ein anderes Mitglied der Truppe, Mary Gates, verliebte sich Baron von Ditten, der Neffe eines norwegischen Botschafters, Eva Hillisdon wurde Marquise de Florac, drei „lustige Gordons" wurden von amerikanischen Millionären heimgeführt, und drei andre, Hilda Harris, Elsie Kay und Barbara Teane wurden die Gattinnen bekannter englischer Finanz- und Börsenleute, die ihnen jeden Wunsch erfüllen konnten. Kathlin Dawn endlich wurde gar die Nichte des reichsten Mannes von England, des Herzogs von Portland, dessen Neffen Hardinge, einem Herrn aus der Umgebung König Eduards, sie die Hand reichte. Nun sind alle „lustigen Gordons" unter die Haube gebracht und haben den Engländerinnen zwölf vorzügliche Partien weggeschnappt. Die „Gibson Girls" haben auf der ganzen Linie gesiegt und die einstigen Chormädchen haben die Karriere gemacht, von der sie träumten, als sie das erste Mal dem Publikum zulächelten und stolz den Beifall für ihre schönen schlanken Tanzbeinchen einheimsten.



Camille Clifford, Phot. Bassano. heiratete den ältesten Sohn des Lord Aberdare.



Eva Carrington, Phot. Bassano. jetzt Gattin des Lord de Clifford.

Abonnement: 1,30 Mk. vierteljährlich, 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel, sowie durch die Expedition frei ins Haus. — Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. — Anzeigen Mk. 2,50 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW., Kochstr. 22/25.



Aus „GAUDEAMUS" **Der letzte Postillon** v: VICTOR VON SCHEFFEL



Der Schimmel trabt, die Peitsche schwirrt,
Laut schmettert Posthornton,
Als Geist kommt durch die Luft kutschiert
Ein greiser Postillon.

Er raucht und spricht: „O Erdenball,
Wie anders schaust du drein,
Seit ich mit Sang und Peitschenknall
Reichspostdienst tat am Rhein!

Jetzt geht die Welt aus Rand und Band,
Die Besten ziehn davon,
Und mit dem letzten Hausknecht schwand
Der letzte Postillon.

Jetzt rennt der Dampf, jetzt brennt der Wind,
Jetzt gilt kein Fruh und Spat,
Die Sonne malt und blitzgeschwind
Briefschreibt der Kupferdraht.

O neues Rüstzeug, alter Kampf!
Wo treff' ich Glück und Ruh? . . .
O Erdenphosphor, Gas und Dampf!
Fahr zu, mein Schimmel, fahr zu!"



Zeichnung von Max Fabian-Berlin.

Für dich
Roman von Rudolph Stratz

7. Fortsetzung.

Vera war aufgestanden und antwortete nicht, sondern schritt erregt im Zimmer auf und ab. Freiherr von Ulerici folgte ihr verdutzt mit den Blicken. Es ging ihm wieder wie schon ein paarmal eine Beklemmung durch das Gemüt, ein Ahnen, wie schwer es für einen, der unvermählt fünfzig geworden wohl sei, noch einmal umzulernen und das Denken von Frauen zu verstehen — dies unmittelbare — sprunghafte . . .

Und in seiner Verlegenheit tat er das Ungeschickteste, was er überhaupt tun konnte, und sagte:

„Das ist ja ganz neu, daß du auf einmal deinen früheren Mann verteidigst!"

Sie machte große Augen.

„Ich ihn verteidigen? . . . Wieso?"

„Nun ja! Das ist doch ein vollkommener Frontwechsel bei dir! . . . Ich begreife das nicht. Ein Kerl, der seine Frau so unglücklich gemacht hat . . ."

Vera war an das Fenster getreten und sah auf den sonnenhellen Lützowplatz hinaus, indem sie ihrem Bräutigam den Rücken zuwandte.

„Ja. Es war eben ein Unglück!" sagte sie. „Das Schicksal hat zwei Menschen zusammengeführt, die nicht zueinander paßten. Da trifft keinen eine Schuld oder beide . . ."

„Früher dachtest du anders!"

„Ach, man soll nicht so selbstgerecht sein! Ich bin doch sogar für den schuldigen Teil erklärt. Ich hab' mein Kind damals rücksichtslos im Stich gelassen. Das reut mich jetzt bitter. In der Angst der Nacht neulich, da hab' ich dafür büßen müssen, Christoph — das kannst du mir glauben!"

„Nun ja . . . das Kind! Aber sein Vater . . ."

Sie zuckte die Achseln und sagte nur:

„Man wird natürlich billiger denkend mit der Zeit. Er begegnet mir ja auch ganz ruhig, beinahe mit einer gewissen Güte! Das ist doch ein Segen für uns beide, daß wir endlich völlig am anderen Ufer sind . . ."

„Ach was! Geschiedene Gatten sollen überhaupt nicht mehr für einander existieren und damit basta!"

Die Banalität dieser Bemerkung erbitterte sie. Sie stampfte unwillkürlich mit dem Fuß auf und drehte sich jäh zu ihm um.

„Tu' mir den einzigen Gefallen," sagte sie, „und entweihe mir meine eigene Vergangenheit nicht! Auf die hast du gar kein Anrecht! Die gehört mir! Ja — mache nur solche Augen: ich brauche absichtlich das Wort „entweihen"! . . . Es liegt so viel Heiliges im Schmerz, was du gar nicht ahnst — was ich dir auch nie begreiflich machen werde, wie solch ein Leid zu einem Stück von einem selbst wird! Das bleibt mit einem verwachsen! Das trägt man mit sich durchs Leben. Das kann man gar nicht mehr hergeben, selbst wenn man wollte . . ."

Und in einer nachträglichen, nochmaligen Aufwallung fügte sie hinzu:

„Was weißt du denn überhaupt vom Leben, Christoph — in dem Sinn, mein' ich! . . .? Du hast dich doch immer so liebevoll geschont . . . du warst doch immer mit dir zufrieden — nicht wahr? . . . Da lag doch nie ein Steinchen auf deinem Weg! . . . Dann sitze aber auch nicht über uns anderen zu Gericht! Wir wissen das besser! . . ."

Der grauköpfige Freiherr von Ulerici sah die junge Frau, die mit unruhig leuchtenden, blauen Augen und zornigen Lippen vor ihm stand, verdutzt an. So sehr wie in diesem Moment hatte er noch nie das Gefühl gehabt: „Herrgott — werd' ich denn auch in der Ehe mit ihr fertig werden? Und wenn nicht, was dann? . . ."

Anfangs war ihm seine Ueberlegenheit ganz selbstverständlich erschienen — gerade weil er so viel älter war und in so vieler Hinsicht der Gebende. Woher bekam denn sonst eine geschiedene Frau, mochte sie auch Veras Schönheit besitzen, so leicht einen zweiten Mann wie ihn? Aber nun lastete auf ihm das Unbehagen: sie wuchs ihm über den Kopf . . . schon jetzt! . . .

Und in einer erneuten Anwandlung von Energie stieß er heftig hervor, als spräche er zu seinen Rittmeistern und Leutnants auf dem Exerzierplatz:

„Diese Zusammenkünfte mit deinem ersten Mann verbitte ich mir — verstanden?"

Es war ihm nicht ganz wohl bei dem Blick dieser großen, kalten, graublauen Augen, die Vera langsam auf ihn richtete, eigentlich mehr befremdet als erregt. Aber er fuhr zornig fort:

„Ich will dein Wort darauf, daß das nie wieder vorkommt. Unter keinen Umständen. Ich bin in Zukunft für deinen Ruf verantwortlich!"

Und während er das sagte, fühlte er selbst deutlich, daß es die Eifersucht war, die aus ihm sprach, eine blinde Eifersucht auf seinen Vorgänger. Sie trat dicht vor ihn hin und sah ihm ins Gesicht.

„Mache dir doch endlich klar, Christoph," versetzte sie, „daß du nicht ein Gänschen von achtzehn Jahren heiratest, sondern eine Frau von dreißig, die viel mehr als du erlitten und erlebt hat. Mich zu bevormunden, das gib von vornherein auf. Du wärest auch nicht der Mann dazu! Und es wahrhaftig nicht nötig! Mir ist absolut klar, was ich darf und was ich muß . . ."

„Also du gibst mir dies Versprechen nicht?"

„Als Frau werde ich meinen früheren Mann nie wieder sehen — als Mutter, wenn es nötig ist!"

„Da geht eines ins andere! Soviel Freiheit kann ich dir in diesem Punkte nicht lassen . . ."

„Und ich brauche Freiheit, um über alles hinwegzukommen. Christoph . . . ich rate dir im guten . . . ich bin kein Mensch, den man behindern darf! . . . Reize mich nicht . . . Sonst wird etwas Unbändiges in mir los . . . ich kenne mich . . . ich bin ein viel leidenschaftlicherer Mensch, als du denkst . . . Und das ist nichts für uns beide . . ."

„Und ich bitte mir Rücksicht aus!" schrie der Kürassier a. D. plötzlich in hellem Zorn über all die Quälereien dieses Morgens. „Wer soll denn künftig der Herr im Hause sein? . . . Ich doch, in drei Deubels Namen, denk' ich! Glaubst du denn, ich habe Lust, den Pojatz zu machen, daß die Leute mich hinter meinem Rücken auslachen und sagen: „Na — der alte Esel — den haben sie auch gut eingebuttert!" . . . Ach nee — meine liebste, beste Vera — so haben wir nicht gewettet!"

„Ich kann mit dir darüber nicht reden, Christoph. Du bringst diese Dinge immer gleich auf ein Niveau herunter . . . ich weiß nicht . . . es ist jedenfalls nicht meines . . ."

„Vera — das ist der erste ernstliche Zank seit unserer Verlobung!"

„Ich kann es nicht ändern!"

„. . . weil du ganz verhext bist seit einer Woche! Weil du mir nicht den Einfluß auf dich einräumst, der mir zukommt! Gerade eine Frau, die sich schon einmal so im Leben getäuscht hat wie du, hat doch weiß Gott die Stütze eines Mannes nötig . . ."

Vera lachte auf einmal. Er sah sie erstaunt an.

„Oh nichts!" sagte sie, „es fiel mir eben ein, Ewald erzählte neulich: In deinem Kasino sollen um den Stuhl, auf den du so viele Jahre als Tischältester gesessen hast, jetzt noch eine Unmasse Ringe im Parkett sein, von den Champagnerkühlern, die da immer gestanden haben! . . . Du . . . ist das wahr? . . ."

„Was soll denn das heißen? Machst du dich über mich lustig? . . . Ich werd' doch in des Kuckucks Namen noch mal meine Pulle Sekt haben trinken dürfen!"

„Aber gewiß . . . Du hast Sekt getrunken . . . in den Jahren . . . und ich hab' anderes erlebt! Das mein' ich ja auch nur!"

Ihre harmlose Miene reizte ihn zum Aeußersten. Er bückte sich und griff hastig nach seinem Zylinder. „Na — das fehlt also noch!" sagte er bebend. „ . . . daß ich hier geringschätzig behandelt werde . . . gerade als ob ich . . . meine Schwadron hätte einmal einer sehen sollen! Majestät selber hat sie einmal gelobt! . . . Nee — da empfehle ich mich lieber für heute — ich empfehle mich ganz gehorsamst!"

„Guten Tag, Christoph!" sagte Vera gelassen, während er mit einer übertriebenen Verbeugung, ohne ihr die Hand zu reichen, aus dem Zimmer stürmte. Sie wußte ja, er kam morgen wieder, so zornmütig er auch da unten vor ihren Augen über die Herkulesbrücke hin gen Norden stiefelte. Oder er schickte heute abend seinen Kammerdiener mit Blumen. Es war ganz gut so. Einmal mußten diese Auftritte kommen. Das waren die Aprilschauer, die Vorboten der neuen Ehe. Sie hatte von ihrer ersten gelernt. Darin war sie Christoph von Ulerici überlegen. Sie wußte, wieviel darauf ankam, von vornherein der Stärkere zu sein, und sich von dem anderen Teil nicht aus seiner Stellung drängen zu lassen. Dazu brauchte sie, so verliebt wie ihr Bräutigam war, nur ihren kühlen Kopf.

Und bei all dieser Vernunft war ihr so elend zu Mute. Sie hatte solch ein Frösteln in sich. Es wehte so kalt wie aus einem Keller aus der Zukunft zu ihr herüber. Sie schloß die Augen, um nicht daran zu denken. Es mußte ja sein. Aber sie hatte die Empfindung, als sei sie ganz heimatlos auf Erden und es gehöre ihr nichts zu Eigen als ihr Kind. An das klammerte sie sich immer fester an, je mehr dies unbestimmte Bangen in ihr wuchs.

Es war verabredet worden, daß sie Karla an diesem Nachmittag wieder im Tiergarten treffen sollte. Sie konnte es kaum erwarten, bis sie endlich neben der Kleinen auf der Bank saß, um mit ihr zu plaudern und ihre blassen Wangen zu streicheln. Und inmitten all des Sonnenscheins, der bunten Menschenmenge, der durch das zartgrüne Frühlingslaub leuchtenden weißen Statuen umher, unter dem tiefblauen Himmel kam sie sich wie eine Gefangene vor. Sie war nie allein mit ihrem Töchterchen! Das Kindermädchen der Gisberts, das mürrische alte Hausmöbel, das Frau Otti von zu Hause in die Ehe mitgebracht, saß dabei und hörte jedes Wort und beobachtete jede Bewegung. Vera hatte still den Kopf gesenkt und ließ die Kleine nach Kinderart schwätzen und die erzählte ihr, heute kehre Tante Otti zurück. Sie brächte ihr, der Karla, auch etwas Schönes mit. Und Papa könne die Tante nicht auf dem Bahnhofe abholen, weil er zu tun habe — und zugleich mahnte das Kindermädchen schon zum Aufbruch. Der Herr Hauptmann habe gewünscht, daß Karla zu Hause sei, wenn die gnädige Frau käme.

Vera beugte sich nieder und nahm den Kopf ihrer Tochter zwischen beide Hände. Jetzt, wenn die Stiefmutter wieder da war, war es mit dem täglichen Anblick ihres Lieblings aus. Nun konnte sie warten, bis ihr wieder eine Zusammenkunft erlaubt wurde. Mit feuchten Augen frug sie:

„Mein Herz — wirst du auch ein bißchen an deine Mama denken — und sie lieb haben?"

Das blasse, kleine Geschöpf verstand sie nicht recht. Es sagte ziemlich gedankenlos „Ja" und ließ sich ohne besondere Zeichen von Bewegung fortführen und in einen Wagen setzen. Vera stand noch lange und sah den davonrollenden Rädern nach. Es war ihr, als sei eine Wolke vor die Sonne getreten. Alles war grau geworden. Die Welt trübe.

Während sie heimwärts ging, wollte sie sich dazu zwingen, zu denken, wie gut sie es doch in Zukunft haben würde. Und als sie, an einem Blumenladen der Tiergartenstraße vorüberkommend, im Schaufenster ihre schlanke blonde Schönheit sich zwischen Orchideen und Chrysanthemen spiegeln sah, wollte es ihr gar nicht in den Sinn, daß sie da drinnen dieselbe Frau sei, die sich noch vor ein paar Monaten so kindisch auf eine glänzende Wohnung, auf Dienerschaft und Equipagen und Berliner Wohlleben gefreut hatte. Das war doch alles so lächerlich gleichgültig. Das hatte nur Wert, solange das Wahre im Menschen schlief. Nun war das wieder wach. Der Schmerz sprach: Du lebst. . . .

Und während sie mit einem müden, abwehrenden Befremden an ihren Bräutigam dachte, fiel ihr ein, daß Georg Gisbert möglicherweise gerade um diese Stunde die Tiergartenstraße auf dem Wege von seinem Bureau nach dem Kurfürstendamm passieren könne. Sie war ihm da schon einmal begegnet. Das sollte nicht wieder geschehen. Sie wollte jeden Schein vermeiden und bog rasch um die Ecke in die Hohenzollernstraße ein.

Eine gute Stunde später ging der Hauptmann Gisbert wirklich dieses Wegs und mit raschen Schritten nach Hause. Dort stand seine Frau schon im Flur und erwartete ihn. Sie war sehr erregt. Ihr hübsches, rosiges Gesicht trug einen erschreckten Ausdruck. Sie bot ihm nur flüchtig die Lippen zum Kuß nach achttägiger Abwesenheit und sagte dann sofort:

„Georgche . . . jetzt hör ich ja erst, wie arg krank die Karla war! Du liebe Zeit . . . das Kind ist ja hart am Tod vorbei!"

Er nickte.

„Und mich hast du dabei ruhig in Köln sitzen und Vivat schreien lassen?"

„Ich hab' dich ja gerufen!"

„Und sie war da . . .!"

„Die Mutter!"

Gegen diese zwei Silben war nichts zu erwidern. Die kleine Frau beherrschte sich und ging wieder ans Auspacken und erzählte inzwischen von der Hochzeit. Schön sei die gewesen, — der Papa habe aufgetrumpft, was das Zeug hielt, und selber vorgetanzt wie ein Jüngling, und auch beinahe so ausgesehen, und habe bei Tisch eine Rede gehalten, das alle anwesenden Frauenzimmer nicht anders gekonnt hatten und hätten heulen müssen, und die Elfriede, die Braut, ihrem Vater weinend um den Hals gefallen sei. Ja, und nur ein bißchen zu heilig sei die ganze Gesellschaft gewesen. Frau Otti, das schwarzäugige Wormser Bürgerkind, war in der Ehe schon zu sehr norddeutscher Freigeist geworden. Und mitten in diesem Redefluß brach sie ab. Es zuckte um ihre Lippen. Sie fragte gepreßt:

„Ist sie denn wirklich die ganze Nacht hier in der Wohnung gewesen?"

„Jawohl!"

„Ja — aber . . ."

Er unterbrach sie schroff:

„Kein „Ja — aber . . ." bitte ich mir aus! . . . Stelle dir vor, von unseren beiden Kindern sei eines zwischen Tod und Leben! Würdest du dich dann auch nur einen Augenblick um etwas anderes kümmern?"

„Ich bin auch nicht geschieden! Ich hab' nie mein Kind Kind sein lassen und bin in Nacht und Nebel 'naus! Was sich eines ausbrockt, soll es auch essen!"

Diese Härte war ihrer sonstigen Art, die ihn immer an ein vergnügtes Frühlingsvögelchen auf dem Ast erinnerte, ganz fremd. Er wandte sich ab.

„Verschone mich mit dieser trivialen Weisheit! Es gibt Dinge, die dadurch um kein Haar besser werden, daß sie wahr sind!"

Seine Frau erwiderte nichts und fing an, ihre Reiseeffekten in den Schränken zu ordnen. Plötzlich hörte er sie dabei im Nebenzimmer laut weinen. Er trat ein. „Was hast du denn?" fragte er.

Sie deutete auf einen der halboffenen Schränke — ihr Heiligtum.

„Da ist drin herumgestört worden! Es ist alles verschoben! — Ich merk's wohl!"

„Freilich! . . . man hat Laken herausgenommen!"

„Wer denn — „man"?"

„Frau von Vogt."

Frau Otti zuckte zusammen. Dann murmelte sie weiter:

„Im Glasschrank hat sie sich auch 'was geholt . . . die Gläser stehen ganz aus der Reihe . . . in meiner Küche hat sie sich alles zusammengesucht und

selber Kaffee gekocht, sagt das Mädchen! . . . Aus unserem Schlafzimmer habt ihr zusammen die Wanne herübergetragen . . ."

„Otti — sei doch vernünftig!" Er verlor fast die Geduld. „Das mußte doch alles sein . . ."

Aber sie sprang auf einmal auf und schluchzte leidenschaftlich darauf los.

„Ach, du redest mir lang gut! Ich kann mir nicht helfe'! Ich seh' hier überall auf Schritt und Tritt die fremde Frau! . . . Wo ich hinschau', da war s i e ! . . . In alles, was mein ist, hat sie hineingegriffen! Das ist mir so, als gehörte das alles jetzt gar nit mehr mir."

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und brach in einen neuen Strom von Tränen aus. Er schwieg. Da schaute sie wieder um sich, als suche sie einen Ausgang aus diesen vier Mauern und plötzlich, ohne noch ein Wort zu sagen, lief sie über den Flur hinüber in das Kinderzimmer und stürzte am Bett ihrer beiden Kleinen nieder und herzte sie blindlings und leidenschaftlich. Um Karla, die am Fenster saß und Buchstaben in ihr Schreibheft malte, kümmerte sie sich nicht weiter. Sie hatte sich in diese Ecke geflüchtet, wie in ein Asyl.

Er ging in sein Zimmer. In seinem Ohr klangen ihre Worte: „Ueberall seh' ich hier die fremde Frau!" Wem sagte sie das? Er wußte das besser als sie. Vera war in diese Räume hereingegangen. Hinaus nie. Und zum erstenmal gestand er sich selber mit einem Schrecken, der ihn von Kopf bis zu Fuß durchrieselte, die volle, schonungslose Wahrheit und sagte sich: Wie ist das denkbar und wie soll das enden, wenn ich mich in meine frühere Frau verliebe? Oder es schon bin, wie es ein Mann nur sein kann? Es vielleicht schon seit Jahren war, ohne es zu wissen und zu wollen, bis ein Luftzug neulich die Flamme entfacht hat . . .?

Und wie ist es denkbar, daß ich meine Frau hier in diesen Räumen mit jedem Wort, mit jedem Atemzug verrate? . . . . . .

Von drüben, über den Flur her, hörte er ein leises Wiegenlied — Frau Otti sang ihre Kleinen zur Ruh' — und er biß sich auf die Lippen und starrte vor sich nieder.

VII

Bei Gisberts waren Gäste — zum Abendbrot, ein paar befreundete Offiziere mit ihren Damen. Er, der Hausherr, atmete auf, als sie zeitig gingen. Er hatte gefürchtet, es würde sich im Rauchzimmer, wo die Herren nach Tisch beisammen saßen, allmählich eine dauerhafte Bier- und Skatecke zusammenfinden und bis nach Mitternacht bleiben. Aber der zum Großen Generalstab kommandierte Oberleutnant Harold hatte statt dessen die letzte, vom Chef gestellte strategische Aufgabe in die Debatte geworfen: Er begriff das einfach nicht: wenn eine starke rote Armee nicht nur östlich der Elbe stand, sondern sogar schon, nach Meldungen der blauen Aufklärungs-Kavallerie, den Strom oberhalb von Magdeburg überschritten hatte, ja — wie sollte dann um Gottes willen Blau nach dem Berliner Befehl gerecht werden und seinerseits angriffsweise über die Elbe gehen? Darüber stritten sich alle mit roten Köpfen, und in eine Pause ihres Wortwechsels klang vom Salon her die eifrige Stimme einer Dame: „Nein — ich mache sie nur mit Zucker ein!" — und endlich waren sie von der Fachsimpelei so müde, daß sie an den morgigen Dienst dachten, ihre Frauen von drüben holten und im Flur nach Mütze und Säbel griffen. Und kaum hatten sich die Letzten empfohlen, rief Georg Gisbert in das Speisezimmer, wo seine Frau war:

„Otti! . . . Otti! . . ."

„Gleich! Ich muß nur das Silber . . ."

„Du kannst dein Silber nachher zählen! Ich muß jetzt über etwas mit dir reden. Vor der Gesellschaft warst du zu aufgeregt dazu!"

Sie kam, mit immer noch erhitztem Gesicht, noch etwas von Wein und Lachen in den schwarzen Augen, die dunklen Löckchen unordentlich über der Stirne. Sie sah wunderhübsch aus. Und ehe er noch zu Worte kommen konnte, meinte sie, in der Siegesstimmung einer jungen Hausfrau nach einem gelungenen Abend:

„Du . . . 's war fein, nit? Ich mein', der Fasan hat sich sehe lasse könne! . . . und getrunke habe sie! . . . Geh' nur mal nach hinten und guck dir die leeren Bouteillen an!"

Er zuckte die Achseln. Lieber Gott — ja — wenn der Schwiegerpapa Weinhändler war! Frau Otti berichtete weiter:

„Du — und der Weisach, der doch immer so dick tut, hat der Luise einen Taler Trinkgeld gegeben! Ich denk', ich seh' nit recht, wie ihn mir das Mädchen zeigt! Das ist doch . . ."

„Jetzt laß einmal den Kram!" sagte er ungeduldig. „Unsere Gäste sind wirklich nicht so interessant! Diese Nachkritik können wir uns schenken! Setze dich einmal dahin!"

Sie nahm fügsam neben ihm Platz, strich sich mit der einen Hand eine Falte ihrer geschlossenen himbeerfarbenen Abendtoilette glatt und führte mit der anderen die brennende Zigarette zum Munde. Es sah drollig aus, wenn sie rauchte, aber sie tat es mit großem Ernst und er versetzte:

„Dieses Ehepaar Muthardt leidet an chronischer Taktlosigkeit! Damals die Geschichte, daß sie mich und Frau von Vogt zusammen einluden, und heute frägt sie, die Muthardt, mich nach Tische mit großen Augen: „Ihr Töchterchen erster Ehe bleibt nun wohl ganz hier im Hause?" — ich möchte wissen, was das sie angeht! — Otti — schiele doch nicht immer nach deinem Silber hinein . . . es fliegt nicht weg . . ."

„Aber Zachariä trinkt die Weinreste aus!"

„Dann laß den Burschen heute schon in Gottes Namen . . . es kommt gerade bei uns doch nicht so darauf an! Hör' mir jetzt zu, Otti, ich bitte dich!"

Sie seufzte und setzte sich bereit. Und er fuhr fort:

„Es betrifft eben Karla! . . . Ich war seinerzeit so froh, daß du sie so lieb hast gewinnen können, . . . wie du so mit ihr warst, da konnte man denken, es wär' dein eigenes Kind . . . ich fürchte . . . ich fürchte: es hat sich da bei dir eine Aenderung vollzogen! Du magst Karla nicht mehr so! Du gibst

dir alle Mühe, es zu verhehlen — o, ich weiß . . . aber du siehst eben in ihr doch wieder das Stiefkind . . . es ist ja eigentlich auch ganz natürlich."

Frau Otti sah zur Seite.

„Geh', Georgche: seit wann wär' denn das," fragte sie.

„Seit deiner Rückkehr aus Worms! . . . In der Zwischenzeit ist sie, Karlas Mutter, hier gewesen! Du hast dich so aufgeregt über die Spuren ihrer Anwesenheit! Seitdem werde ich den Eindruck nicht los, daß dir das Kind entfremdet ist . . ."

Sie schwieg. Endlich nickte sie trotzig. Er fragte:

„Also hast du Karla nicht mehr lieb?"

Da schaute sie ihn an.

„Doch! Ich hab' sie lieb, weil sie dein Kind ist und weil ich alles liebhaben muß, was von dir kommt! Du weißt ja gar nicht, Georgche, wie lieb ich dich hab'!" . . .

Unwillkürlich neigte sie ihm ein wenig ihren dunklen Scheitel entgegen. Er legte den Arm um sie und küßte sie stumm auf die Lippen. Dann sagte er:

„Ich weiß, Otti: Du bist gut und rein! Du bist viel besser als ich! . . . Wegen dir könnte Karla hier im Hause bleiben . . . Auch wenn es dich Ueberwindung kostet!"

„Ja, Georgche!"

„Du würdest Mutterstelle an ihr vertreten?"

„Ganz gewiß!"

„Aber nun hat sie doch eine Mutter!"

„Ich tu' meine Pflicht an der Karla grad' so gut wie die! Besser als die 's getan hat! Dazu gehört nicht viel! . . ."

„Wir wollen die alten Geschichten nicht aufrühren, Otti, die du doch auch nur vom Hörensagen kennst. Wie dem auch war: sie ist schwer genug gestraft. Und sie ist in sich gegangen. Sie liebt Karla jetzt leidenschaftlich!"

Frau Otti zuckte die Achseln.

„Ich bring' es nicht über das Herz, Otti, ihr den Anblick ihrer Tochter ganz zu entziehen! . . . Und sie hier zu dem Kinde zu lassen oder das Kind zu ihr — ja . . . ich zerbreche mir schon die ganze Zeit den Kopf — aber ich weiß nicht, wie ich es machen soll, ohne daß es furchtbar peinlich für uns alle wird. Außerdem heiratet Frau von Vogt doch nächstens. Ich kann mein Kind doch nicht ihrem zweiten Mann ins Haus schicken! Das widerstrebt mir nun schon ganz!"

„Mir auch!"

„Und daß sie zu uns ins Haus kommt, ist doch noch unmöglicher! — Zu was für Unzuträglichkeiten solch ein Zustand führt, haben wir doch eben erst erlebt. Und was Aehnliches kann sich jeden Augenblick wiederholen! Was dann? Ich kann sie nicht im Regen drunten vor dem Hause stehen lassen, wenn ihr Kind hier oben krank liegt . . ."

(Fortsetzung folgt.)

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

cre — dal — der — des — e — e — feld — ge — go — hi — il — jo — kopf — ler — lus — nac — pest — pi — ri — sau — seph — ser — ta — tan — u — was — zie

sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs= und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben.

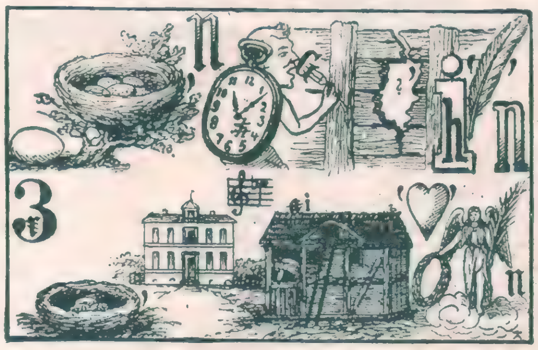
Die Wörter bezeichnen: 1. Pflanze. 2. Männlichen Vornamen. 3. Französische Stadt. 4. Deutsche Stadt. 5. Deutschen Fluß. 6. Deutschen Berg. 7. Säugetier. 8. Schweizer Kanton. 9. Deutsche Stadt. 10. Spanischen Edelmann. 11. Person der griechischen Mythologie.

Scherz=Rätsel.

Von J. J.

Bring' eine Flasche Wein mir her,
Doch die Sorte, die sollst du ergründen:
Einen Rittersitz verbinde mit er,
Wirst die richtige Sorte dann finden.

Rebus.



Viersilbige Charade.

Von F. Müller=Saalfeld.

Jüngst das erste Silbenpaar
Ich im Keller suchte;
Doch, o weh! Vom zweiten war
Es bedeckt — ich fluchte.

Aergerlich stieg ich empor:
Sieh! im Sonnenglanze
Ging vorüber an dem Tor
Stolzen Schritts das Ganze.

Logogriph.

Was mancher auf dem Kopfe hat,
Wird ohne Fuß zur deutschen Stadt.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Anagramm=Scherze:

1. Erichs — Schrei. 2. Rausche — Schauer. 3. Brause — sauber. 4. Weise — Wiese. 5. schade — Dachse. 6. sachte — Tasche.

Trennungs=Rätsel: Dinieren — Die Nieren.

Rösselsprung:

Ach, wie eilte so geschwinde
Dieser Sommer durch die Welt.
Herbstlich rauscht es in der Linde,
Ihre Blätter mit dem Winde
Wehen über's Stoppelfeld.

Hörst du in den Lüften klingend
Sehnlich klagend das Kuru?
Wandervögel, flügelschwingend,
Lebewohl der Heimat singend,
Zieh'n dem fremden Lande zu.

Morgen muß ich in die Ferne,
Liebes Mädchen, bleib' mir gut.
Morgen lebt in der Kaserne,
Daß er exerzieren lerne,
Dein dich liebender Rekrut.



A.: „Wollen Sie ein modernes Märchen hören? Na, passen Sie auf: Ein Vater schenkte vor 8 Tagen seinem Sohne sein ganzes Vermögen . ." — B.: „Nun und weiter?" — A.: „Es ist schon alle!"

Professor: „Ich leide so sehr an Gedächtnisschwäche, Herr Doktor; was können Sie mir denn dagegen empfehlen?" — Arzt: „Notizbuch und Bleistift!"

Lehrer: „Die Leute, die kein Geld haben und auch sonst nichts ihr eigen nennen, nennt man arm. Wie heißen nun wohl diejenigen, die Schätze besitzen?" Schüler: „Das sind die Dienstmädchen."

Verkäufer (im Möbelgeschäft zum Kunden): „Soll ich Ihnen den Spiegel, den Sie gewählt haben, nicht erst ein wenig einschlagen?" — Kunde: „Nee, ich möchte ihn jerne janz nach Hause bringen."

A.: „Wofür hat denn der Bankier M. den großen exotischen Orden bekomm.n?" — B.: „Für 10000 Mark."

Hausfrau (zum Besuch): „Schrecklich ist so ein Umzug. Gestern hatten wir das ganze Haus voll Menschen. Der Tapezierer war da, der Maler, der Elektriker, der Bohner und die Waschfrau." — Tildchen (plötzlich einfallend): „Und den Gerichtsvollzieher hast du noch vergessen, Mama."

Professor: „Was heißt akklimatisiert sein?" — Schüler: „Akklimatisiert sein heißt, wenn man in den Tropen das gelbe Fieber bekommt und merkt es gar nicht mehr."

Junger Rechtsanwalt (zu einem Schreiber, der sich um einen Posten bewirbt): „Ich kann Sie leider nicht engagieren, in meinem Bureau ist vorläufig so gut wie nichts zu tun." — Schreiber: „O, Herr Rechtsanwalt, in so einem Bureau würde ich ganz besonders gerne sein."

Zeichnung von G. Mühlen-Schulte.



„Ach Gott, Theophil, wir haben ja die beiden Blumentöpfe für Tante Aurelie vergessen."
„Beruhige dich, ich habe daran gedacht, — sie stehen unter den Oleanderbüschen auf deinem Hut."

Lehrer (in der Schule): „Seid artig vor Beginn des Unterrichts. Steigt nicht auf den Bänken herum, ihr brecht euch Hals und Beine — und nachher will's wieder keiner gewesen sein!"

Verkäuferin (im Parfümerie-Laden): „Dieses ‚Eß-Bukett' kann ich als Taschentuchparfüm sehr empfehlen." — Parvenü: „Nein, den ewigen Speisengeruch kann ich nicht vertragen!"

Hausfrau (zum neuen Dienstmädchen): „Also Ihr Bräutigam ist bei der Hedwigskirche angestellt . . . Küster?" — Dienstmädchen (lächelnd): „Natürlich küßt er, gnädige Frau."

Tante: „Na, Paulchen, freust du dich mit dem Brüderchen, das du heute bekommen hast?" — Paulchen: „Ach, Tante, 'n Schaukelpferd wär' mir viel lieber gewesen."

Weltreisender (beim Menschenfresserkönig): „Und was halten Sie, Majestät, von dem berühmten Geschmack der Franzosen?" — König: „Darüber hab' ich kein Urteil — ich hab' noch nie einen Franzosen geg.ssen."

A.: „Wie konntest du nur eine so häßliche Frau heiraten?" — B.: „Ja, weißt du, die hat mir das Leben gerettet." — A.: „Wieso denn?" — B.: „Sie sagte mir, wenn ich sie nicht heirate, würde sie mich totschlagen."

General (bei der Revision in der Kaserne): „Wie ist's mit der Kost? Seid ihr alle zufrieden?" — Infanterist: „Zu Befehl, Herr General." — General: „Erhält nicht der eine eine große, der andere eine kleine Portion Fleisch?" — Infanterist: „Nein, Herr General, sie sind alle klein."

A.: „Die Dame dort hat aber wirklich einen schrecklich großen, häßlichen Mund." — B. „Aber ein kleines, auffallend hübsches Mündel."

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Rudolf Huppert in Wien I. — Für die Inserate: Fritz Buß, Berlin-Halensee
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW., Kochstraße 22/25.

Ein Verräter.

Von Eugen Tschirikow.
Aus dem Russischen von Dr. Josephsohn.

Nachdruck verboten.

I.

Die Glocke ertönt, den Schluß der Unterrichtsstunden verkündend. Die Sextaner erhalten einige „Ungenügend" in Latein, beten „für Eltern und Lehrer, welche sie zur Erkenntnis des Guten führen", und stürmen lärmend aus dem Klassenzimmer.

Alle sind fröhlich, selbst diejenigen, die einen Tadel bekommen haben: im Kreise der Freunde und „Mitschüler" läßt sich das „Pech im Latein" leichter ertragen — überall Mitgefühl, Uebereinstimmung im Denken und Solidarität! ... Alle sind fröhlich. Traurig allein ist Iwan Saplatin ...

Er geht einige Schritte hinter seinen Mitschülern her, hält den Kopf gesenkt und kämpft mit den Tränen. Niemand beachtet ihn, niemand fordert ihn auf, mit ihm zusammen nach Hause zu gehen... Iwan Saplatin ist vollständig vergessen ... Er existiert nicht mehr für seine Mitschüler ... Er ist Luft für sie ... Auf dem Wege vom Klassenzimmer bis zur Tür hat er nur wenige Worte gehört, und auch diese Worte waren nicht direkt an ihn gerichtet, sondern mehr als allgemeine Wahrheit gedacht:

„Ein Verräter verdient Haue!"

Iwan Saplatin tut, als höre er nicht — er dreht sich nicht einmal um und schweigt. Aber die Schamröte, welche ihm plötzlich in die Wangen steigt, verrät, daß er sich verstellt ...

Jawohl, er hat gehört, ausgezeichnet gehört ... aber was kann er antworten? ... Nichts, absolut nichts ... Es ist in der Tat so: er ist ein Verräter! ...

Die Sache war folgende:

Am Tage vorher hatte sich während der großen Pause in der Serta eine schreckliche Schlacht abgespielt. Petro und Gregorjew hatten sich geschlagen. Petrow stellte seinem Gegner ein Bein, so daß dieser zu Fall kam. Das war für die übrigen das Signal, selbsttätig einzugreifen — bald verschwanden die beiden Kämpfer unter einem Haufen miteinander ringender und boxender Sextaner. Einer schrie begeistert aus vollem Halse: „Hurra!" andere stimmten ein ... Sokolow geriet in solche Extase, daß er den nassen Lappen, der zum Reinigen der Tafel diente, ins Fenster warf. Die Scheibe zerbrach. Klirrend fielen die Scherben aufs Fensterbrett und ins Klassenzimmer. Das wirkte ernüchternd auf die erhitzten Gemüter. Im Nu zerstreuten sich die Sextaner nach allen Seiten, nahmen ihre Plätze ein und steckten die Nasen in die geöffneten Bücher.

Aber es war zu spät! ..

Der in die Klasse tretende Lehrer — in der Serta führte er den Spitznamen „Ziegenbart" — hatte die Haupträdelsführer schon bemerkt ... Petrow und Gregorjew, die ganz zu unterst im Haufen lagen, hatten natürlich noch nicht Zeit gehabt, ihre Plätze einzunehmen, und sahen noch immer rot und erhitzt aus ... Sie kamen also zuerst heran. Dann kamen auch Nikolei Smetanin und der vollständig unschuldige Iwan Saplatin an die Reihe. Letzterer hatte dem Handgemenge nur als Zuschauer beigewohnt, noch dazu als leidender: bevor er die Scheibe zerschlug, hatte der nasse Lappen Iwan Saplatin das ganze Gesicht beschmiert. Einen direkten Anteil hatte er also nicht genommen. Allein „Ziegenbart" schrieb ihn auf, weil er beim Eintritt des Lehrers wie versteinert, mit erschreckt geöffneten Augen und halboffenem Munde, vor dem Fenster gestanden hatte ...

Bald trat der Direktor in die Klasse. Er ließ alle Urheber der Katastrophe vortreten und forderte sie ruhig, aber bestimmt auf, zu bekennen, wer die Scheibe zerschlagen habe. Alle hielten stoisch den durchbohrenden Blick des Direktors aus und beteuerten ihre Unschuld.

„Wirklich, Herr Direktor, ich war's nicht ..."

„Nicht? ... Ich frage dich zum letztenmal ..."

„Nein, ich nicht!"

„Und du weißt nicht, wer ...?"

„Nein, ich weiß nicht ..."

„Aber warum siehst du zur Seite? ... Sieh mich an!"

„Ich sehe Sie ja an ... Ich weiß nichts ... Ich habe nichts gesehen. Ich stand mit dem Rücken zu den anderen ..."

„Hm ... Und du, Petrow, standest du auch mit dem Rücken zu den anderen?"

Ja, ich auch ... wirklich ..."

Es zeigte sich, daß alle Gefragten im Augenblick der Katastrophe „mit dem Rücken zu den anderen" gestanden hatten und darum nicht sagen konnten, wer der Uebeltäter gewesen sein mochte, der jetzt auf seinem Platz saß und tat, als wäre nichts passiert.

Nur Iwan Saplatin konnte den strengen Blick des Direktors nicht aushalten und begann zu schluchzen.

„Standest du auch mit dem Rücken ...?" fragte ihn böse der Direktor.

„Ich nicht ... nein ..." murmelte stotternd Iwan Saplatin

„Dann hast du doch gesehen, wer ...?

„Nein ... Ich ... ich ... stand ... Ich hab's nicht getan ..."

„Nicht mit dem Rücken zu den anderen gestanden und doch nichts gesehen? Ich werde dir mal was sagen, Brüderchen: du bleibst heute nach Schulschluß bis vier Uhr nach ..."

„Warum denn? ... Ich war's ja nicht ..." winselte Iwan Saplatin.

Aber der Direktor entschied „nach tiefinnerer Ueberzeugung", daß niemand anderes als Iwan Saplatin der Schuldige sei, und erklärte noch einmal kategorisch:

„Bis vier Uhr! ... Ihr anderen könnt nach Hause gehen ..."

Allein die Klasse wollte von dieser Amnestie keinen Gebrauch machen.

„Wenn freilassen — dann alle, Herr Direktor!" brachte zaghaft einer der Kämpfer heraus, und ein anderer fügte hinzu: „Entweder alle nachsitzen oder allen verzeihen!"

Iwan Saplatin aber fuhr fort zu weinen und winselte:

„Ich ... ich war's nicht ... und ... und ... und ich soll ohne ... ohne Mitta—ag ..."

Jetzt nahm der Direktor seine Zuflucht zu einem heroischen Mittel. Sich an die ganze Klasse wendend, erklärte er:

„Wenn der Schuldige sich nicht meldet, so bekommt ihr alle einen Tadel im „Betragen" ...

Iwan Saplatin verstand diese Drohnung nicht: er nahm an, daß sie sich ausschließlich auf ihn bezöge ... Und da verriet er:

„Ich ... ich war's nicht ... So ... Sokolow hat geworfen ... und ... und ... ich soll ..."

Sobald der Missetäter seinen Namen hörte, stand er auf und bekannte sich ehrlich und tapfer zu seiner Tat:

„Ich habe den Lappen geworfen, Herr Direktor!"

Der Direktor diktierte dem Helden Arrest bis fünf Uhr und befahl ihm, am nächsten Tage einen Rubel für die zerbrochene Scheibe mitzubringen.

„Verleumder! ..."

„Klatschmaul! . "

„Verräter! ...

Diese Epitheta hagelten auf den armen Iwan Saplatin nieder, sobald der Direktor das Zimmer verlassen hatte, — und die Klasse beschloß auf der Stelle: erstens sich nicht weiter mit Saplatin einzulassen, zweitens ihm nicht „vorzusagen", drittens ihn nicht „abschreiben" zu lassen, viertens nicht mit ihm zu sprechen und fünftens ihn bei Gelegenheit durchzuprügeln ...

II.

Iwan Saplatin saß in Mamas Boudoir und stocherte mit dem Finger im Bezug des türkischen Diwans ... Mama kleidete sich zum Ball an. Sie stand vor dem hohen Trumeau, drehte den Kopf bald nach rechts, bald nach links und musterte sich von allen Seiten ... Neben Mama stand das Stubenmädchen Lisa und half der Herrin beim An=

kleiden . . . Dazwischen sprach Mama auch mit ihrem Sohn . . .

„Er ließ mich vorkommen und befahl mir, zu gestehen . . . Aber was sollte ich gestehen? . . . Ich habe ja nichts zerschlagen . . .“ murmelte Jwan, emsig ein kleines Loch im Diwan vergrößernd.

„Das hättest du doch aber sogen sollen! . . . Lisa, jetzt hier! . . . Nein, nicht da! Tiefer! . . . Ach, wie ungeschickt! . . .“ sprach Mama mit Jwan und mit dem Stubenmädchen gleichzeitig.

„Ich sagte ja auch, Sokolow hat zerbrochen, und ich bin unschuldig . . .“

„Das hättest du doch aber sagen sollen!... Man muß immer die Wahrheit sprechen . . . Lügen ist Sünde . . . Aber wo sprengst du denn? . . . Gott, solch eine Strafe! Gießt mir alles in die Taille! . .“

„In den Ausschnitt befehlen Sie nicht?“

„Du verstehst aber auch wirklich gar nichts!... Es ist entsetzlich!“

„Ja, aber jetzt schimpfen sie auf mich . . . Schimpfen mich Verräter . . . Klatschmaul . . .“

„Ach, Jwan, genug! . . . Du bist schrecklich lästig . . . Daß du gerade immer dann kommen mußt, wenn ich keine Zeit habe . . .! Du siehst doch, daß ich beschäftigt bin? Kannst du damit nicht später . . .? Lisa, hier auch noch!“

Jwan schwieg. Eine Weile stocherte er noch mit dem Finger im Diwanbezug, dann stand er auf und verließ nachdenklich das Boudoir, um zu Papa zu gehen . . .

Leise öffnete er die Tür zum Kabinett und blickte hinein: Papa zog sich ebenfalls an. Sein Gesicht war vergnügt und heiter — augenscheinlich war Papa bei guter Laune. Er stand vor dem Spiegel und drehte die Schnurrbartenden in die Höhe.

„Na, Jwan Petrowitsch, was gibt's Neues?“ fragte gutmütig scherzend Papa, fuhr seinem Sohn freundlich über den Scheitel und klopfte ihm auf die Wange.

„Bist du fertig?“ fragte traurig Jwan Petrowitsch.

„Fertig, fertig, mein Freundchen . . .“

„Mama wird auch bald fertig sein . . .“ sagte leise Jwan.

Eine Weile schwiegen sie. Jwan setzte sich vor dem Schreibtisch in den großen Sessel, über dessen Lehne sein glattgeschorener, wie gedrechselter Kopf kaum herüberragte.

„Heute wurde bei uns eine Scheibe zerschlagen . . .“ brachte er nach eine Weile seufzend hervor.

„Du bist's doch nicht etwa gewesen, Jwan Petrowitsch?“

„Nein, Papa, das . . . Sokolow hat sie zerschlagen . . . aber mich wollte der Direktor nachbleiben lassen . . .“

In den Augen Jwan Petrowitschs glänzten Tränen — so bitter war die Erinnerung an diese Ungerechtigkeit!

„Aber, Jwan Petrowitsch! Warum fängst du denn an zu heulen? Die Sache hat sich doch aufgeklärt?“

„Ja, Papa . . . aber sie schimpfen mich . . . Verräter . . . Klatschmaul . . .“

„Wer ist das — sie? Wer, mein lieber Junge?“

„Die anderen . . . Ich sagte die Wahrheit, und sie . . . wo . . . o . . . ollen nicht . . . mit . . . mi—ir . . . sprechen . . .“

„Dann sprich du doch auch nicht mit ihnen! . . . Worüber weinst du denn eigentlich, Junge? Du hast doch die Wahrheit gesagt? Die Wahrheit vor allem! . . . Niemals lügen — das ist die Hauptsache! . . . Na, du bist ein guter Junge . . . Aber worüber weinst du noch? . . . Genug, genug! . . . Hör' auf!“

Papa klopfte seinen wahrheitliebenden Sohn wieder auf die Wange — der begann jetzt erst recht zu weinen. In diesem Augenblick ertönte die Korridorglocke. Papa erschrak fast, schob Jwan, der sich eilig die Tränen mit dem Aermel der Bluse abtrocknete, zur Seite, lief an die Tür und flüsterte:

„Lisa! Lisa!“

„Der gnädige Herr befehlen?“

„Ich bin nicht zu Hause . . . Hast du verstanden?“

„Habe verstanden!“ sagte Lisa und ging öffnen.

Nach wenigen Augenblicken kam sie zurück und brachte Papa eine Visitenkarte. Papa las die Karte und warf sie böse auf den Tisch. (Man bat Papa „um Gotteswillen sofort zu einem Kranken zu kommen“. Jwans Vater war Arzt.)

„Keine Minute Ruhe! Begreifen nicht, daß ich auch ein Mensch bin, daß ich auch Erholung haben will!“ grollte Papa.

Jwan nahm die Karte und begann sie ebenfalls zu lesen . . .

„Aber, Papa, wenn er stirbt . . .

„Mische dich gefälligst nicht in Dinge, die du

nicht verstehst!" unterbrach Papa ihn böse. „Geh lieber und sag, ich sei in den Klub gefahren; und wenn man dich fragt, in welchen Klub? — sag, du weißt nicht!"

Mama trat ins Kabinett, majestätisch, stolz, mit strahlendem Gesicht, Schultern und Arme von Gold und Edelsteinen glänzend, einen feinen, diskreten Duft von Maiglöckchen um sich verbreitend, — und Papa hörte auf, böse zu sein . . .

„Bist du fertig, Pierre?" fragte Mama.

„Fertig! . . . Eben haben sie wieder von Korestelews geschickt . . . Morgens war ich da und jetzt soll ich wieder hin! . . . Und dabei habe ich deutlich genug gesagt, sie sollten sich nicht unnütze Sorgen machen, es liege keine Gefahr vor . . ."

„Na, Lisa sagt einfach, du bist nicht zu Hause — und fertig! Auch ein Grund, sich zu ärgern!" bemerkt heiter Mama.

„Ja, aber sie glauben es nicht . . . stecken ihr noch eine Karte zu! . . . Meinen, daß ich für fünfundzwanzig Rubel im Monat zweimal täglich kommen werde! . . . Na, ich denke, die Luft ist rein — wir können fahren!"

Papa küßte Mama, während Iwan Petrowitsch darüber nachzudenken begann: Warum hat Papa eben die Unwahrheit gesprochen? Lügen ist doch Sünde?!

„Na adieu, Wanja!" unterbrach Mama diese Betrachtung. „Sei hübsch artig, wenn wir nicht zu Hause sind . . . Hast du deine Schularbeiten schon gemacht?"

„Nur noch lateinische Vokabeln zu lernen . . ."

„Dann lerne die Vokabeln und geh' schlafen . . ."

Mama erklärte Iwan noch genau, was er in ihrer Abwesenheit tun und was er nicht tun solle . . . Dann küßten Papa und Mama Iwan und gingen . . .

III.

Im Speisezimmer am langen, wachstuchbezogenen Tisch saßen die Kinderwärterin mit einem Strickzeug und Iwan mit der lateinischen Grammatik.

„Michejewna, lügst Du?"

„Ich erinnere mich nicht, daß ich gelogen habe . . ."

„Aber Papa lügt . . ."

„Ach! Ach! Darf man von seinem leiblichen Vater so reden?!"

„Ich bin nicht schuld, wenn Papa lügt . . . aber er lügt . . . Erst eben hat er gelogen . . ."

„Sei doch still, Wanutschka! . . . Lerne lieber deine Aufgaben! . . ."

„Eben hat man nach ihm geschickt, er soll zum Kranken kommen, und er läßt sagen, er sei nicht zu Hause . . ."

„Na ja . . . dein Papachen ist müde, muß ausruhen . . ."

„Das ist ja Nebensache . . . Davon spreche ich nicht . . . Aber er war doch zu Hause?"

„Na, was schadet das? Man kann doch nicht immer . . ."

„Also er hat gelogen?"

„Aber warum denn gelogen?"

„Ach, mit dir . . .! Du verstehst nichts . . . Mit dir kann man nicht reden . . . Du, Lisa, warum hast du gelogen?" wandte sich Iwan an das eben ins Zimmer tretende Stubenmädchen.

„Ich? Warum denn?"

„Na, jetzt eben! . . . Hast gesagt, Papa ist fortgefahren, und er war doch zu Hause . . .?"

„Was geht das mich an? . . . Was man mir befiehlt, das sage ich . . . Von der Wahrheit kann man nicht leben, junger Herr!"

„Was heißt das — nicht leben? Da! Ich lebe doch davon! . . ." sagte Iwan. „Wie denkst du — war's recht, daß ich Sokolow angegeben habe . . .? Er zerbrach die Scheibe, und ich sagte, daß er es . . ."

„Nein, das war nicht recht . . ."

„Einen Kameraden angeben ist nicht recht . . ." pflichtete die Wärterin, welche bis dahin geschwiegen hatte, bei. „Einer muß für den andern stehen . . . Was kommt nicht alles unter Freunden vor! Da muß einer schon für den andern . . ."

„Also deiner Meinung nach bin ich ein Verräter?"

„Wird schon so sein . . ."

Iwan schwieg und wandte sich wieder seiner Grammatik zu, aber er las auch jetzt ohne jede Aufmerksamkeit, weil sein Geist noch immer mit anderen Dingen beschäftigt war. Schließlich klappte er das Buch zu, ging ins Kinderzimmer hinauf und legte sich unausgekleidet auf sein Bett.

Papa sagt: „Lüge ist Sünde!" und dabei lügt

er selbst . . . Die Wärterin und Lisa sagen, ich bin ein Verräter . . . Und ich sehe jetzt selbst ein, daß ich unrecht gehandelt habe, als ich Sokolow angab . . . wenn ich auch die Wahrheit sagte . . .

Solche Gedanken und Empfindungen beherrschten Iwan Petrowitsch vollständig, und die Frage von der Wahrheit stand wie ein quälendes Rätsel vor seinem Geist. Er drehte sich um und schloß die Augen . . . So lag er lange, lange . . .

Stöhnend und ächzend pustete die Wärterin die Treppe zum Kinderzimmer hinauf.

„Was tust du hier, Wanutschka?“

Wanutschka schwieg.

„Ach du mein Gott, ist er eingeschlafen . . . Iwan Petrowitsch! . . . He, Iwan Petrowitsch!“

Iwan Petrowitsch tat, als wenn er jetzt erwachte, und fuhr die Wärterin grob an:

„Ich kann mich selbst ausziehen! Laß mich in Ruhe!“

„Ich dachte, du bist eingeschlafen!“

„Nein!“

Die Wärterin ging. Statt ihrer erschien bald das Stubenmädchen Lisa.

„Iwan Petrowitsch! . . . Ziehen Sie sich doch aus!“

„Laß mich in Ruhe!“

„Ei, ei . . . Herrschaften schlafen doch nicht in Kleidern . . . Die gnädige Frau wird kommen — wird böse sein . . .“ suchte das Stubenmädchen Iwan Petrowitsch zu überreden.

„Jetzt schlafe ich gerade in Kleidern!“ antwortete böse Iwan Petrowitsch.

„Ziehen Sie wenigstens die Stiefel aus! . . .“

„Ich will nicht! . . .“

Lisa versuchte noch einmal, Iwan Petrowitsch den ganzen Unwillen Mamas zu schildern, wenn sie ihn unausgekleidet schlafend findet, versuchte sogar, dem jungen Herrn Stiefel und Hosen auszuziehen . . . aber Iwan Petrowitsch schlug eigensinnig mit den Füßen und schrie:

„Laß mich in Ruhe! . . . Ich rühre dich nicht an, aber du bleib' mir auch vom Halse! . . .“

„Strampeln Sie doch nicht so, junger Herr! . . .“

„Nun gerade! . . . Komm mir nicht zu nahe, sonst . . .“

„Schämt sich nicht! . . .“ wurde Lisa nun auch böse und ging hinaus.

Allein geblieben, vertiefte sich Iwan Petrowitsch von neuem in seine Gedanken . . . Lange grübelte er so. Von Zeit zu Zeit seufzte er und kratzte sich den Kopf . . . Schließlich schlief er wirklich zum Entsetzen der Wärterin und des Stubenmädchens in Hosen und Stiefeln ein . . .

Wie mich mein Rechtsanwalt Deutsch lehrte.

Von Karl Ettlinger, München.

Ich saß aufgeregt im Sprechzimmer meines Rechtsanwalts und erzählte, was mir passiert war: „Und denken Sie, dieser Mensch, den ich wie ein Kind hielt, den ich nicht als Sekretär, sondern als Freund behandelte, dieser Lump hat mich bestohlen! Zweihundert Mark nahm er aus der Kasse! Aber wie konnte ich auch so dumm sein, einem so jungen Kerl meine Kasse anzuvertrauen! Es ist zum Verrück —"

„Erlauben Sie!" unterbrach mich mein Rechtsanwalt. „Sie müssen wahrheitsgemäß erzählen! Sie widersprechen sich ja unausgesetzt!"

Verdutzt schaute ich ihn an. „Ich widerspreche mir? Wieso?"

„Nun, Sie behaupten doch, der junge Mann hätte die Kasse in Verwahrung gehabt! Also kann er nichts daraus stehlen, sondern höchstens etwas unterschlagen!"

„Ach Gott," sagte ich ganz nervös, „das ist doch ganz dasselbe!"

„Durchaus nicht! Diebstahl kann nach § 242—245 mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft werden, Unterschlagung höchstens mit fünf Jahren Gefängnis! Ist das kein Unterschied?"

„Nun ja, juristisch vielleicht. Aber doch nicht im Sprachgebrauch! Wenn ich zum Beispiel die Flasche Kognak, die auf Ihrem Pult steht, in Ihrer Abwesenheit austrinke, so ist das doch ein Diebstahl!"

„O nein! Das ist kein Diebstahl! Das ist ein Mundraub!"

Mißtrauisch besah ich meinen Rechtsvertreter.

„Sie sollten als Schriftsteller doch einigermaßen Deutsch können!" meinte er mit empörender Seelenruhe.

Das war eine Gemeinheit! Man kann mir nachsagen, ich wäre krummbeinig, idiotisch, größenwahnsinnig, kleptomanisch — das alles läßt mich kalt! Aber auf mein Deutsch lasse ich nichts kommen! Ich hätte meinem Anwalt an die Kehle springen und ihn ermorden können!

Ich teilte ihm das auch mit. Er lächelte und sagte: „Sie widersprechen sich ja schon wieder!"

„Wieso?"

„Weil Sie einen offenbaren Totschlag für einen Mord ausgeben!"

„Das ist ja reizend! Wenn ich Ihnen einen Schemel über den Kopf schlage, daß Sie den nächsten Sonntag nicht mehr erleben, so ist das kein Mord?"

„Kein Gedanke!"

„Also gut! Dann nennen Sie es meinetwegen Totschlag!"

„Wird mir nicht im Traume einfallen!"

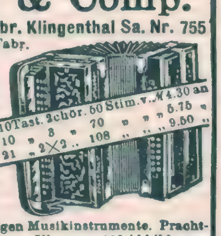
„Ja zum Kuckuck, wie nennen Sie es denn sonst?"

„So, wie es einzig richtiges Deutsch ist: Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode!"

Haben Sie schon einmal die Drehkrankheit gehabt? — Ich bekam sie damals. Ich glaube sogar, daß es ein besonders schwerer Fall war. Das Pult meines Anwalts hob sich plötzlich vom Boden und begann um mich herumzuhüpfen. Wie mein Schädel das ausgehalten hat, ist mir heute noch ein Rätsel.

„Fahren Sie bitte fort in Ihrer Erzählung!" ertönte die Stimme des gemeinen Menschen, die mich wieder in das Bewußtsein zurückbrachte. Ich klammerte mich krampfhaft an meinen Stuhl:













„Ich stellte den jungen Mann zur Rede und er gab mir den Raub —"

„Bitte, es war kein Raub!"

„Also er gab mir das Geld wieder zurück. Dabei erklärte er mir in aller Seelenruhe: ‚Wenn Sie mich anzeigen, zerschlage ich Ihnen alle Knochen im Leib!' So ein Bandit! So ein gemeiner Erpresser! So ein —"

Mein Visavis legte mir väterlich die Hand auf die Schulter.

„Es sind mir in meiner Praxis schon die kuriosesten Käuze vorgekommen, aber ein Schriftsteller, der so geringe Ahnung von seiner Muttersprache hatte, ist mir neu! Von Erpressung kann natürlich gar keine Rede sein, sondern nur von einer Nötigung! Nicht §§ 253 bis 256, sondern nur § 240! Und Sie, Verehrtester, schreiben Feuilletons, machen Gedichte? Woher Sie nur den Mut dazu nehmen!"

Mein Kopf sank wehmütig auf meine Brust, die Augen erloschen, meine Ohren nahmen eine hängende Haltung an. Kaum getraute sich noch mein Puls zu schlagen. Ich sah's ein: ich kann kein Deutsch! Ich verwechsle Raub, Diebstahl und Erpressung! Mord und Totschlag! Erpressung und Nötigung! Mein Anwalt hatte recht: und so was macht lyrische Gedichte! Hält sie sogar im Gegensatz zu allen Zeitgenossen für gut! Das Elend der heutigen Literatur ist mir niemals klarer vor Augen getreten.

„Und was veranlaßte den jungen Mann zu seiner Unterschlagung?" erkundigte sich der Grausame.

Ich wagte kaum zu antworten, wenigstens nicht auf Deutsch. Am liebsten hätte ich französisch gesprochen — aber das kann ich noch weniger. Ich glaube, ich bin überhaupt zu dumm für irgendeine Kultursprache. Unter Zusammennahme meiner ganzen Energie hauchte ich:

„Das habe ich den Kerl auch gefragt. Aber er hat mich schändlich belogen. Er sagte, er habe Geld für seine Angehörigen gebraucht! Und —"

„Nun?"

„Und er hatte das Geld seiner Braut gegeben!!"

„Und wo bleibt da die Lüge?"

Gottlob, daß kein Spiegel in der Nähe war. Ich mußte allmählich das Aussehen eines Stumpfsinnigen angenommen haben.

„Nach § 52 des Strafgesetzbuches gilt die Verlobte als Angehörige des Bräutigams im Sinne des Strafgesetzes!"

Das war zu viel. Mein Stuhl fing wieder an mit mir Galopp zu machen. Heidi — zur Decke! Heida — zum Boden! Bautz — ritt ich durch die Türe! Hussa — drei Stiegen hinunter! Radibum — stand ich auf der Straße!

Auf dem Nachhausewege kaufte ich mir eine Fibel. Darin studiere ich jetzt täglich einige Stunden.

a; a n = an; a m = am; a de = ade;
i; i n = in; i m = im; i g n a t z = ignatz;

Vielleicht lerne ich doch mit der Zeit richtiges Deutsch ...

Briefkasten.

Wilh. 33. Das Opium ist der eingetrocknete Milchsaft des Mohns (Papaver somniferum), er wird in der Weise gewonnen, daß man die Mohnkapseln vor der Reife in der Mittagszeit durch Längsschnitte einritzt und den Saft herauspreßt. Eine unreife Mohnkapsel gibt 0,02 Gramm Oel. Der beste Mohn wächst in Klein-Asien, Indien und China, von wo das Opium eingetrocknet in braunen, betäubend riechenden Packen in den Handel kommt.

An Frau A. in Ch. Sie können einen dem Talent und der Neigung Ihres Sohnes entsprechenden Beruf in dem Buche von Rektor P. Voigt, „Die Berufswahl unserer Knaben“ finden. Das Buch ist in jeder Buchhandlung und auch in den Morgenpost-Filialen für eine Mark zu haben.

Alb. K. Das Wort Hochzeit kommt vom mittelhochdeutschen Wort „Hochgezit“, welches ursprünglich jede „hohe“ oder „festliche“ Zeit — kirchlich wie weltlich — des Jahres bedeutet. Später nannte man die Galatage und Gastgelage bei Hofe so, bis das Wort seit 1200 und in der neueren Zeit nur noch bei der Vermählung angewandt wurde. Die Redensart „unter die Haube kommen“ rührt von den Hochzeitszeremonien des Mittelalters her. Diese dauerten mindestens drei, manchmal auch acht Tage. Der erste Tag entsprach unserem Polterabend, am zweiten Tage wurde die Braut mit der Haube bekleidet, worauf die Gäste die Geschenke brachten.

Kavallerie. Der preußische Staat kauft die für die Kavallerie nötigen Remonten in der Hauptsache in Ostpreußen. Auch Bayern bezieht etwa 40 pCt., Sachsen etwa 60 pCt., Württemberg ca. 35 pCt. seines Remontebedarfs aus Ostpreußen, welches in einem Jahre etwa 6500 Pferde als Remonten verkauft.

Geschäftliche Notizen.

Bei Nierenkranken und Harnleidenden kann das „Kufeke“-Mehl als Nahrungsmittel (in Wasser gekocht) die Milchdiät nicht nur längere Zeit ersetzen, sondern es macht auch, wenn es in Milch gekocht wird, die Milchdiät zu einer erträglichen und angenehmen Kur.

Der allseitige Wunsch, größere Bilder bei Verwendung möglichst kleiner Apparate anfertigen zu können, hat die Optische Anstalt C. P. Goerz A.-G., Berlin-Friedenau, veranlaßt, ein Instrumentarium zu schaffen, welches dies in ganz hervorragender Weise ermöglicht; es besteht einerseits aus der Westentaschen-Kamera, andererseits aus dem Vergrößerungs-Apparat „Tenax“. Ueber alle Einzelheiten des erwähnten Instrumentariums gibt die Westentaschenkamera-„Tenax“-Broschüre, die die Firma jedem Interessenten kostenlos übersendet, genauen Aufschluß. Bemerkt sei, daß diese Broschüre mit einer großen Reihe von Bildern ausgestattet ist und als Titelblatt eine malerisch wirkende Vergrößerung nach einer mit der Westentaschenkamera „Tenax“ gemachten Aufnahme der wildromantischen Burg Lichtenstein enthält.

Der Versuch, im Thüringer Walde Winterkuren einzuführen, dürfte gelungen sein. Das für Winterkuren und Winteraufenthalt eingerichtete Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck in Blankenburg-Schwarzatal erfreut sich seit 4 Jahren einer stets steigenden Frequenz. Seit einem Jahre ist in diesem dem Aufenthalte von Nervösen, Blutarmen, Ueberarbeiteten usw. dienenden Sanatorium eine besondere Abteilung für Magen- und Darmerkrankungen eingerichtet, die derartig besucht ist, daß die Errichtung eines besonderen Sanatoriums für derartige Erkrankungen nötig wurde. Entwurf und Ausführung dieses Neubaues sind Professor Schultze-Naumburg übertragen worden.

Wer einen guten Likör liebt und wissen will, was er trinkt, nehme die in aller Welt bekannten und beliebten Schraderschen Likörpatronen. Auf einfachste und billigste Weise sind den allerfeinsten in- und ausländischen Marken gleichartige Liköre à la Chartreuse, Benedictine, Rum, Kognak usw. herzustellen. Man wende sich an die Firma Hugo Schrader in Feuerbach bei Stuttgart S. 6, die gratis und franko jedem Interessenten Prospekt sendet.



Humor des Auslands: Wie die Idee zum Bau des Aeroplans entstanden ist. „Le rire".

XVII. Jahrgang
Nr. 48

Berliner
Illustrirte Zeitung

29. November 1908
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Die Lokomotive als Aussichtswagen: Fahrt durch das malerische Felsengebirge von Kanada.

Für die „B. I. Z.“ nach dem Leben gezeichnet von Frank Craig.



Lilli Lehmann,
die berühmte Gesangsmeisterin, feierte ihren 60. Geburtstag.

Die Lokomotive als Aussichtswagen.

Der Reise, die der Prinz von Wales vor wenigen Wochen nach Kanada gemacht hat, einem der Länder der Zukunft, in dem Städte aufblühen und neue Industrien entstehen, hatte sich in unserm Auftrage unser Londoner Mitarbeiter, Frank Craig, angeschlossen. Mr. Craig sendet uns von seiner Reise das Bild, das wir heute veröffentlichen. Auf der Fahrt durch das Felsengebirge, das dem Touristen prachtvolle Reize erschließt, bietet sich dem Vergnügungsreisenden die Gelegenheit, die Schönheiten der Landschaft auf dem „Cow-catcher“ zu genießen. Auf der riesigen, für die sehr großen Steigungen besonders konstruierten Lokomotive ist ein Vorbau angebracht, auf dem einige Passagiere Platz finden können. Langsam windet sich die Lokomotive die Berge hinauf, kriecht an himmelhohen Felsenwänden entlang, führt über kühn konstruierte Brücken, und das entzückte Auge des Touristen sieht ein Landschaftsparadies, das in seiner Wildheit und Großartigkeit unübertroffen ist. Hier ist auch das Gebiet der Elchjagden, die die englischen Sportleute über das Meer locken, und das Reich des großen grauen Grisslybären. Schnee- und Firnfelder und Riesengletscher, gleich denen der Schweiz, machen die kanadischen Rocky Mountains zu einem Paradies für Hochtouristen und Jäger. Große Anziehungskraft auf die Touristen hat auch das Treiben der Cowboys in der Prairie, und das Leben der Auswanderer.



Großherzogin-Witwe Luise von Baden, Phot. Krauth.
die durch ihre wohltätigen Werke populäre Fürstin, feiert am 3. Dezember ihren 70. Geburtstag.



Selma Lagerlöf,
die berühmte schwedische Dichterin, die Trägerin des Nobelpreises für Literatur.

Radbod.

Einige der Opfer von Radbod sind unter Teilnahme einer ungeheuren Menge als Trauergeleite zu Grabe getragen worden. Im preußischen Abgeordnetenhause antwortete Handelsminister Delbrück auf die Interpellationen: ein Beamtenhaftgesetz ist geplant, und ein Vertrauensmann der Bergleute soll einmal im Monat mit dem Inspektor die Grube befahren und Beschwerden anbringen dürfen. Damit sind natürlich durchaus nicht alle Forderungen der Knappen erfüllt, denen durch das Radboder Unglück ihr schweres, mühebeladenes Tagewerk und die Gefahr, in der sie täglich schweben, so grausam zum Bewußtsein gekommen ist. Zweitausend Menschen haben die Bergwerke in zehn Jahren verschlungen! Die französische Zeitschrift „Assiette au beurre“ veröffentlichte seinerzeit nach dem Unglück von Courrières, das 1219 Bergleuten das Leben kostete, eine ergreifende Spezial-Nummer, der das Bild auf Seite 885 entnommen ist. Die Zeichner der „Assiette au beurre“ kämpfen bitter und in erschütternder Sprache gegen den Dämon Bergwerk, der Jahr für Jahr seine Menschenopfer verlangt. Sie zeigen den Tod als Helfer bei der Lampenausgabe das Mädchen, wie es sich innig und voll banger Sorge an den Geliebten drängt und „Mein Peter“ stammelt und wie es am nächsten Morgen die schrecklich verstümmelte Leiche rekognosziert und mit dem Entsetzensruf „Peter, bist du das?“ vor dem schwarzen Fleischklumpen zusammenbricht. Das Unglück in Radbod machtdiese schrecklichen Bilder wieder lebendig.



Aus Montenegro, dem Operettenland, das mit Oesterreich Krieg anfangen will: Fürst Nikita mit seinem Hofstaat verläßt nach einer Feier das Kloster in Cetinje.



Bergmanns Leben und Sterben: Andacht vor der Einfahrt.
Nach dem Gemälde von Gotthardt Kuehl.



Bergmanns Leben und Sterben: Begräbnis einiger Opfer der Katastrophe von Radbod.

Es grollt eine Kunde dumpf und schwer:
Vielhundert Männer sind nicht mehr!

Es grollt eine Kunde schreckensbang:
Vielhundert Väter ein Grab verschlang!

Glückauf! Wir fahren zur Grube hinab,
Zu graben die Schätze, zu graben das Grab.

Die Sonne erloschen, verdämmert das Licht,
Nur die Schrecken des Lebens verlassen uns nicht.

Rings legt sich bleiern auf das Land
Des Unheils lebenerstickende Hand.

Wo des Schaffens Hämmer sonst rastlos gehn,
Der Trauer schwarzwallende Fahnen wehn.

Still atmet die lähmende Schweigsamkeit —
Das Unglück nur schreit, es gellt nur das Leid.

Der Schmerz bäumt auf, und die Faust sich ballt —
Ein Wehruf vom Tore des Todes hallt.

Dir gilt der Fäuste ohnmächtige Wut,
Du rote Erde voll flammender Glut!

Doch kein Schrei die Tiefen sich öffnen läßt,
Denn die rote Erde ist schweigend und fest — — —

Fernher nur stöhnt's durch der Lebenden Fluch,
Graunvoll wie ein heimlicher Totenspruch:



Bergleute bei ihrem schweren Tagewerk „vor Ort"

Wir brechen qualvoll das tägliche Brot,
Indes unsre Wege umschleicht der Tod.

Und unser Kampf die Tiefen bezwingt,
Bis uns die Tiefe selbst verschlingt. —

Wo des Schaffens Hämmer sonst rastlos gehn,
Der Trauer schwarzwallende Fahnen wehn.

Noch gellt der Wehruf. Auch er verklingt,
Bis wieder die Erde ihr Opfer umschlingt.

Bis wieder der Tiefen blindrasende Kraft
Die tapfern Bezwinger einst hingerafft.

Ueber Gräber und Gluten streicht kalt der Wind —
Doch der Toten lebende Opfer sind!

Und auf ihren Tagen lastet es schwer:
Vielhundert Männer sind nicht mehr — —

John Wertheim.



Der neue Chef des preußischen Militärkabinetts, Generalleutnant Freiherr von Lyncker Phot. Karl Wahl.



Großfürst „Lustig" †

Der Onkel des Zaren, Großfürst Alexis, der 1905 vom Oberbefehl der Flotte enthoben wurde, angeblich, weil er den Bau von Kriegsschiffen eingestellt hatte, die Millionen in die eigene Tasche fließen ließ und sie in Paris in lustiger Gesellschaft ausgab. Das Bild zeigt den Großfürsten mit der schönen Sängerin Cavalieri beim Rennen in Paris.



Generaladjutant Graf Dietrich von Hülsen-Haeseler, der plötzlich in Donaueschingen verstorbene Chef des Militärkabinetts. Phot. Bieber.

Pilgerfahrt nach Mekka.

Alljährlich im Herbst finden die großen Pilgerfahrten nach Mekka, der Geburtsstadt Mohammeds, des Propheten, statt. Im Leben aller islamitischen Völker ist diese Wallfahrt nach dem Grabe ihres Religionsstifters das wichtigste Ereignis. Einmal in Mekka gewesen zu sein, ist die Sehnsucht jedes Mohammedaners, er muß die Kaaba, das Heiligtum der Islamiten besucht haben, den schwarzen Stein berührt und aus der Quelle Zem-Zem getrunken haben. Dann nimmt er eine Art Ehrenstellung unter seinen Glaubensgenossen ein, der Gang nach Mekka gibt ihm das Recht, den Titel „Hadschi" zu führen und sein Haupt an Festtagen mit dem grünen Turban des Propheten zu schmücken. Ueber 150,000 Personen finden sich in jedem Herbst in Mekka ein. Der größte Teil von ihnen legt den Anfang der Reise zu Schiff zurück und erst in Djeddah, dem Hafenplatz am Roten Meer, beginnt die eigentliche Wanderung durch die arabische Wüste nach der heiligen Stadt. In Karawanen von etwa 20,000 Personen mit etwa 10 bis 15,000 Lasttieren, Pferden, Eseln und Kamelen,



Die alljährliche Herbst-Pilgerfahrt nach Mekka:
Der ungeheure Pilgerzug auf dem Berge Arafat, wo Adam und Eva sich nach der Vertreibung wiedergefunden haben sollen.
Der Pilger, der diese Stätte betritt, erwirbt den Titel Hadschi.



Mekkapilger in der Wüste.

vollzieht sich der große Pilgerzug. Denn die arabische Wüste ist für kleinere Trupps, wegen der räuberischen Beduinen, ein gefährlicher Boden. Früher war es Tradition, den ganzen Weg nach Mekka zu Fuß zurückzulegen, abgesehen natürlich von kurzen Strecken, die eine Ueberfahrt auf Schiffen bedingten; damals kam es vor, daß Mekkapilger monatelang, ja nicht selten sogar den größten Teil des Jahres unterwegs nach der heiligen Stadt waren. Die Stadt Mekka ist in einem Talkessel gelegen, umgeben von niedrigen Hügeln, von deren einem, dem heiligen Berg Arafat, die Sage geht, daß Mohammed auf seinem Gipfel gebetet haben soll. Natürlich darf kein Mekkapilger es unterlassen, der Spitze dieses Berges seinen Besuch abgestattet zu haben. Mekka macht mit seinen zwei bis drei Stockwerke hohen, halb verfallenen Häusern im orientalischen Stile und seinen schmutzigen, engen Straßen einen traurigen Eindruck, es hat den Anschein, als hätte sich die ganze Aufmerksamkeit, die ganze Sorgfalt der Bevölkerung auf die Kaaba konzentriert, das Allerheiligste der Moslems, die in der Mitte der Stadt liegt. Sie steht inmitten eines beinahe quadratischen Hofes, der ringsum von Arkardengängen abgeschlossen ist, die durch Säulen aus Marmor und Bronce gebildet werden. Dieser Hof nimmt mit allen seinen Gebäuden eine Fläche von ungefähr 450 Quadratmetern ein und liegt etwa 3 Meter unter dem Straßenniveau, mit dem ihn Steintreppen und 29 Tore verbinden. Die Kaaba selbst ist ein fünf Meter hoher Würfelbau aus Stein, der von oben bis unten mit einem schweren, schwarzen Seidenstoff vollständig bedeckt ist. Mit goldenen Lettern ist darauf der Fundamentalsatz des Islams angebracht: „Allah ist Allah und Mohammed ist sein Prophet.“ Auch die


L'ILLUSTRATION

SAMEDI 21 NOVEMBRE

L'ENTREVUE DE POTSDAM

L'empereur et le chancelier cherchent la formule du « communiqué » au Moniteur officiel de l'Empire.

Wie man sich im Ausland die berühmte Potsdamer Unterredung Bülows mit dem Kaiser vorstellt. „Der Kaiser und Bülow beraten über die Abfassung einer Erklärung.“ Phantasie-Zeichnung aus der letzten Nummer der Pariser „Illustration“.

Eingangspforte ist mit alten orientalischen, golddurchwirkten Geweben verkleidet. Im Innern der Kaaba befindet sich das Allerheiligste, der berühmte schwarze Stein, der in die Wand eingelassen und von einer silbernen Hülle umgeben ist, die nur einen kleinen Teil seiner Oberfläche den Blicken der Gläubigen freigibt. Mit dem Stein hat es folgende Bewandtnis: Nach einer alten arabischen Legende führte Abraham auf ein göttliches Gebot, um die Eifersucht seines Weibes Sarah zu wecken, Hagar mit ihrem Kind an den Ort, der später Mekka wurde. Der Mangel an Wasser bedrohte das Leben des von Hagar heißgeliebten Sohnes Ismael, der, nahe daran umzukommen, mit dem Fuß den Boden stampfte. Da entsprang ein Quell und dies ist der bis auf den heutigen Tag verehrte Zem-Zem-Brunnen. Abraham teilte darauf Ismael den Befehl Gottes mit, das durch Adam, dem „ersten wahrhaft Gläubigen“ hier errichtete Heiligtum wieder aufzubauen. Als sie mit der Arbeit eben begonnen hatten, überbrachte ihnen der Erzengel Gabriel einen Stein von blendender Weiße und der Leuchtkraft eines Diamanten. Dieser Stein ist derselbe, der in der Kaaba eingemauert ist, und soll infolge der Sündhaftigkeit der Menschen schwarz geworden sein. — Nach ihrer Ankunft in Mekka begeben sich die Pilger in die Kaaba, wo sie in Gebeten und Zeremonien den ganzen Tag bis zum Einbruch der Dunkelheit verbringen müssen. Am zweiten Tage wird der Zem-Zem-Brunnen besucht. Früher mußte jeder Pilger daraus trinken, da aber zahlreiche Fanatiker sich in den Brunnen warfen und darin ertranken, hat man ihn später mit einem dichten Gitter umgeben. Seitdem verkaufen Händler sein Wasser in kleinen Fäßchen an die frommen Pilger. Erst nach dem Besuch der heiligen

Revolution in Krähwinkel.



Aus Nestroys Posse „Revolution in Krähwinkel“: Der gestrenge Herr Bürgermeister vor Ausbruch der Revolution.



Frl. Else Kupfer als Gänschen aus Krähwinkel.
Phot. Becker & Maass.



Der Herr Bürgermeister nach Ausbruch der Revolution.

Quelle ist es gestattet, den schwarzen Stein zu berühren und zu küssen. Dann muß der Pilger siebenmal um die Kaaba laufen. Das umständliche Zeremoniell währt sieben Tage. Am 8. Tage wallen die Pilger nach dem Berge Arafat, von dem die Legende berichtet, daß dort die ersten Menschen nach der Vertreibung aus dem Paradiese sich wieder gefunden hätten. Ein Obelisk auf dem Gipfel bezeichnet genau die Stelle. Der Abstieg im steilen Engpaß ist eine der gefährlichsten Touren der Pilgerfahrt und häufig kommen Unfälle durch Erdrücken vor. Der halsbrecherische Abstieg vollzieht sich unter Kanonendonner, dem Schmettern der Fanfaren und abends in der magischen Beleuchtung herrlichen Feuerwerks. Unterwegs hebt jeder Pilger sieben Steine auf, die unten im Tale an drei Marmorsäulen geworfen werden. Sie sind zur Erinnerung an die Versuchung Abrahams errichtet, der hier den Dämon durch sieben Steinwürfe vertrieb. Von hier aus wallt der Pilgerzug nach dem Orte Djebel Tzébar, wo Abraham seinen Sohn Ismael opfern sollte. Zur Erinnerung daran ist es Sitte, daß hier jeder Pilger mindestens ein Schaf zum Opfer bringt. Die große Karawane zieht hierauf nach Mekka zurück, um nach einigen Tagen die Heimreise anzutreten. Besonders fromme Pilger wandern dann noch nach Medina, um an dem Grab des Propheten ihr Gebet zu verrichten.

Revolution in Krähwinkel.

Im Berliner Deutschen Theater hat die alte Nestroy'sche Posse „Revolution in Krähwinkel“ in einer Neubearbeitung einen durchschlagenden Erfolg errungen. Das Stück wurde nach der Wiener Erhebung des Jahres 1848 als Verhöhnung der mißlungenen Umsturzbewegungen kleiner Städtchen geschrieben, die ihr folgten. In Krähwinkel ist das Freiheitsfieber ausgebrochen, ein Journalist leitet die Revolution, die gegen die Gewaltherrschaft des Bürgermeisters gerichtet ist, krummbeinige Nationalgarden marschieren auf, zipfelmützige Freiheitshelden erstehen und schließlich siegt die Revolution. Der Bürgermeister — Viktor Arnold gibt ihn mit urdrolliger Possenmajestät — muß sein „persönliches Regiment“ aufgeben und — alles bleibt beim alten! Das Stück kam gerade zur rechten Zeit. Seine witzigen Bemerkungen und die aktuellen Couplets, durch deren Begleitung sich die Klänge des alten Spottmarsches „Immer langsam voran“ ziehen, nehmen sich wie improvisierte Anspielungen auf die letzten Tagesereignisse aus. Das Volk verlangt beispielsweise ein Parlament: „Parlament? Hurra! Dann ist der Absolutismus gerettet.“ Der Bürgermeister gibt einem ausländischen Journalisten ein Schriftstück: „Hier habe ich meine Gedanken niedergeschrieben. Sie können sie jedem zeigen, nur nicht meinem geheimen Kabinettschef! Den geht das gar nichts an!“





Ein fideler Schwimmklub: Humoristische Sprung-Vorführung durch Mitglieder des römischen Schwimmklubs.
Sprünge in voller Kleidung in den Tiberstrom.





Eine photographische Seltenheit: Aufnahmen von Kolibris in freier Natur.

Kolibri, seine Brut fütternd. Kolibri im Fluge eine Blüte durchsuchend.

Kolibris.

Die kleinen und in die herrlichsten Farben gekleideten Kolibris sind die charakteristischsten Vertreter der Vogelwelt Amerikas, das ihren alleinigen Wohnort bildet. Dort leben sie in allen Zonen, in denen Blumen fortwährend sich erneuern, denn diese bieten den Kolibris, tief im Kelch versteckt, Nahrung. Einige Kolibriarten sind so verwöhnt, daß sie ihre Nahrung nur aus einer einzigen bestimmten Blume entnehmen. Es ist aber nicht, wie man lange glaubte, der im Grunde der Kelche ruhende Honig, der von den Vögeln begehrt wird, sie jagen nach den kleinen Insekten, die in den Blumen wohnen. Auf diese Art Nahrungssuche sind ihre langen dünnen Schnäbel eingerichtet, mit denen sie auf den Grund der längsten röhrenförmigen Blumenkronen zu gelangen vermögen. Honig mag hierbei nebenher mit verzehrt werden, aber allein vermag dieser das Leben der Kolibris nicht zu fristen, wie Versuche, diese kleinen Vögel in der Gefangenschaft zu halten erwiesen haben. Mit diesen Versuchen hat man überhaupt nur sehr wenig Glück gehabt. So zutraulich die Kolibris auch sind und so leicht sie sich auch fangen lassen, ans Zimmer lassen sie sich nicht gewöhnen. Die meisten der eingefangenen Vögel sterben sofort, ohne erkennbare Ursache, und man nimmt an, daß der Schreck sie tötet. Einige aber lassen sich eine Weile im Zimmer halten, wenn man sie frei umher fliegen läßt; in den engen Käfig gebracht, gehen sie aber nach wenigen Tagen zu Grunde. Es ist deshalb auch nie möglich gewesen, Kolibris nach Europa zu bringen, und wer diese Vögel lebend sehen will, muß ihnen in ihrem Heimatlande selbst einen Besuch abstatten. Das Freileben der Kolibris wird von allen Forschern als äußerst reizvoll bezeichnet. Wie sie mit rapidem Flügelschlag, der so schnell ist, daß die Bewegung der Schwingen nicht mehr wahrzunehmen ist, pfeilschnell daherſausen, wie sie dann plötzlich mit schwirrendem Flügelschlag vor einer Blüte still in der Luft stehen, um der Blume ihre Nahrung zu entnehmen, dabei gleich einem Edelstein schillernd und glänzend, wie sie dann wieder fortschweben, wie sie einander haschen und verfolgen, bietet ein ungemein fesselndes Bild. Feinde haben die Kolibris kaum; es gibt auch kein Raubtier, das ihnen an Schnelligkeit nach käme. Daß die bekannte „Vogelspinne" ihnen nachstelle, ist eine Fabel; nicht als ob die Spinne der kleinen, manchmal nur die Größe einer Hummel erreichenden Vögel nicht Herr werden könne, aber die Kolibris wissen den Fallen der hinterlistigen Netzestrickerinnen zu entgehen.



Die Zirkusreiterin Tagliaferro mit ihrem Elefanten, den sie nach Art der hohen Schule dressiert hat.



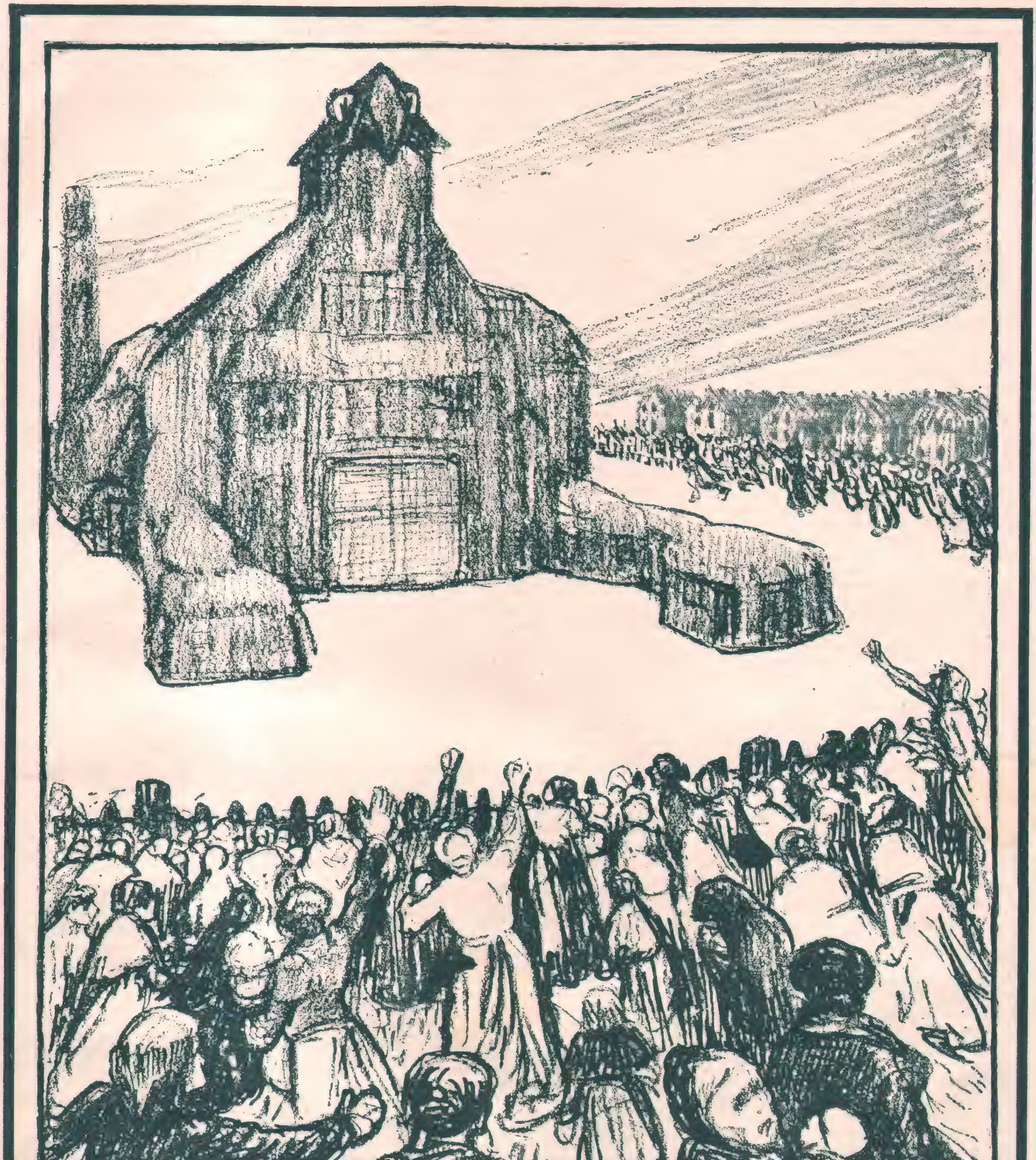


Phot. Berger. Verlag Photochemie. Phot. Michael Dietrich.

Herbst-Jagdsport.

Die Hunde hinter dem „Schwarzkittel". Belohnung der Meute nach der Fuchsjagd.

Abonnement: 1,30 Mk. vierteljährlich, 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel, sowie durch die Expedition frei ins Haus. — Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. — Anzeigen Mk. 2,50 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW., Kochstr. 22/25.



MOLOCH BERGWERK

ZWEITAUSEND MANN IN ZEHN
:: JAHREN VERSCHLUNGEN! ::

„Vera . . . das ist aber wirklich keine Stimmung für eine Braut!"

„Ich bin auch keine Braut wie andere . . ."

„Das sollst du jetzt doch vergessen!"

„Das tu' ich ja und will durch nichts daran erinnert sein und du fängst immer wieder davon an! Und dann wunderst du dich, daß ich schon wieder gereizt und aufgeregt bin! . . . Herrgott ja . . . laßt mir doch ein bißchen Frieden . . . ich hab' doch so wahnsinnige Arbeit, ihn mir zu erhalten... greift mir doch nicht in die Seele . . . es tut so weh . . . und ihr greift doch daneben! . . . Du nun einmal ganz gewiß, Christoph . . ."

Sie war mit einer raschen Bewegung aufgesprungen und hatte sich an das Fenster gestellt. Und von da, den Rücken ihm zugewandt, setzte sie hinzu:

„Lieber Christoph . . . bei manchen Dingen bei mir . . . da mußt du dir gar nicht erst die Mühe geben, sie zu verstehen! Es wird doch nichts! . . . Ich bin da anders, als ich erklären kann! . . . Geh' mit mir darüber nicht ins Gericht . . . hab' da Mitleid mit mir . . . denk' dir, ich hab' es schon schwer genug im Leben gehabt . . ."

Ihr Ton war sehr weich, ganz anders als sonst. Er wagte nicht, weiter zu fragen. Ueberall trat er mit seinem Fuß in den Nebel. Er konnte Vera nie recht fassen. Immer wieder entzog sich ihm scheu gerade das, was sie eigentlich war. Nach einem langen Schweigen versetzte er:

„Du, Vera?"

„Ja!"

„Ich hab' gehört, dein erster Mann hat dir einen Brief geschrieben, ihr solltet euch in Zukunft unter keinen Umständen wieder sehen!"

„Ja. Das hat er getan!"

„Und was hast du darauf geantwortet?"

„Und was soll ich darauf antworten? Nichts!"

Sie drehte sich zu ihm herum. Er sah ihr schönes, in den letzten Tagen sehr blasses Gesicht. In den großen, graublauen Augen war ein kalter, feindseliger Schein. Er wußte nicht recht, wem der galt.

„Das ist doch ganz selbstverständlich," sagte sie. „Natürlich gehen wir uns aus dem Wege, so weit wie wir können. Das ist unsere Pflicht und unser Wunsch — bei mir — und ebenso auch bei ihm. Das hast du schon gestern von mir gehört, daß dieser Gang durch den Tiergarten das letzte gewesen ist. Warum du ihm das heute glaubst und mir gestern nicht, das weiß ich nicht!"

Er trat auf sie zu und streckte die Arme aus.

„Ich bin ein bißchen ungelenk in solchen Dingen!" sagte er treuherzig. „Verzeih' mir . . . Mir ist die Hauptsache, daß es nun ganz vorbei ist . . ."

„Vorbei . . ."

Na — dann ist ja alles in schönster Ordnung...."

Sie zuckte leise unter den banalen Worten zusammen. Er bemerkte es nicht. Sie dachte sich: Er bemerkt nie etwas. Sie nahm auch seine Hände nicht. Aber sie wich ihnen auch nicht aus. Sie hatte nur die Vorstellung: „Uebermorgen werd' ich seine Frau!" und ließ es schweigend geschehen, daß er seinen schweren Arm um sie legte und sie an sich zog.

X.

„Zu seltsam . . ." sagte Vera von Vogt am nächsten Nachmittag zu ihrer aus Ostpreußen gekommenen Schwester, mit der sie in deren Hotelzimmer beisammen saß. „Ist es denn nicht schrecklich, daß sich die Leute aus allem ein Fest machen — sogar aus meiner Hochzeit . . .?"

Und während sie die Augen halb schloß und sonderbar lächelte, fügte sie hinzu:

„Es ist doch kein so gewaltiger Anlaß zu springen und zu tanzen, weil eine Frau, die schon einmal in der Ehe unglücklich war, den Mut hat und es noch einmal probiert! Wenn man darauf Wetten einginge, wie es ausfällt, das verstände ich . . . aber dieser tolle Verwandtenjubel, diese verzückten Gesichter heute schon . . . es geht mir direkt auf die Nerven . . ."

Frau Anna von Greffern-Riest, ihre Schwester, schüttelte den Kopf. Sie war neunundzwanzig, ein Jahr jünger als Vera, aber sie sah älter aus. Der königlich schlanke Wuchs der anderen hatte sich bei ihr in hochaufgeschossene Magerkeit verwandelt, die Schönheit war ausgeblieben. Sie war nicht einmal hübsch zu nennen und ihre ländliche, im fernen Ostpreußen gefertigte Toilette tat nichts dazu, den etwas altjüngferlichen Eindruck, der von ihr ausging, zu mildern, während Vera ihr in einem Schneidertraum, einem Frühlingskleid von rostfarbenem Voile und einem gleichfarbigen, mächtigen Glockenhut, der ihr schmales, strenges Gesicht beschattete, gegenüber saß. Anna von Greffern dachte sich — und es war dabei eine leise Regung von Neid in ihrer sonst treu-geschwisterlichen Seele: Nun kann sie endlich ihrer Leidenschaft für luxuriöse Toiletten voll die Zügel schießen lassen — aber gleich darauf sagte ihr selber die Gerechtigkeit: Es ist doch wirklich kein Wunder, diese Verschwendungssucht, bei einer so bildhübschen Frau — und nun versetzte sie besorgt:

„Weißt du, Vera . . . offen gestanden: du gefällst mir nicht recht!"

„Ich mir auch nicht!" gab Vera bereitwillig zu und entwaffnete dadurch einen Augenblick die andere, bis die fortfuhr:

„Du bist nicht in der rechten Stimmung für eine Braut, Vera!"

„Spring du 'mal mit geschlossenen Augen ins Dunkel hinein, Annachen! Du hast gut reden, mit deinem Mann und deinen vier Kindern!"

Sie blickte dabei nach dem Nebenzimmer, dessen Tür offen stand. Dort unterhielt sich Annas Gatte, Herr von Greffern-Riest auf Kwitschkallen und Nautzitten in Ostpreußen mit dem alten Vogt-Neetzow und ein paar anderen Verwandten. Er war ein riesenhafter, blondbärtiger Mann mit etwas slawisch-breiten Nasenlöchern und sprach in dröhnendem Ostpreußisch. An ihm gemessen waren die Agrarier um ihn zahme Leute.

„Apfelsinen mögen in Gottesnamen zollfrei zu uns rein!", sagte er. „Und Datteln und ähnliches Gemüse! Das kann ich bei mir da oben nicht pflanzen. Aber sonst: Grenzen zu . . . Maul zu . . . Taschen auf . . . Was sagen Sie . . .? So rasch ginge das nicht? . . . Aber trautstes Mannchen . . . wir verkümmern!" Dabei hob sich der Bärenmensch in den Schultern und verstärkte noch sein donnerndes Organ. „Wir können nicht warten . . . wir verlieren die Puste . . . wir werden zu Vogelscheuchen, wenn . . ."

„Lutz, schrei nicht so!" sagte Frau Anna sanft aus dem Nebenraum und das Ungetüm parierte sofort. Dann wandte sie sich wieder an ihre Schwester.

„Du erschreckst mich wirklich, Vera! Du mußt doch wissen, was du tust!"

„Nein. Das weiß niemand. Und ich am wenigsten."

„Aber wenn du dich einmal entschlossen hast..."

„Das kommt auf die Stunden an. Die haben ihre Macht. Mal so . . . und 'mal so . . . Die treiben einen hin und her. Aber wohin schließlich, das weiß nur der liebe Gott! . . . Man muß eben die Augen zumachen und abwarten, wie's wird!"

„Das mein' ich auch!"

„Aber ich bin unter einem bösen Stern geboren. Ich hab' immer schon so eine Vorahnung im Leben, daß alles schief geht . . ."

„Geh', Vera . . . sei doch nicht so furchtbar nervös! Nimm dich doch ein wenig zusammen!"

„ . . . oder mehr ein Gefühl, Annachen: Alles im Leben kommt wieder . . ." Die junge Frau erschauerte leicht. „Es geht alles immer rundum . . . immer dasselbe . . . und man muß es immer wieder so tun, weil man eben so ist . . . Es dreht sich nur . . . und rächt sich . . . und mir dreht sich auch schon der Kopf . . ."

„Du solltest dich wirklich ein bißchen hinlegen!"

„Ich wollte, ich könnte mich ganz hinlegen! Schau — da bringen sie dir endlich den Karton von der Putzmacherin."

Ein Bote kam herein. Ueberall in dem Hotel, in dem die meisten von auswärts gekommenen Verwandten Christoph von Ulericis und der Neetzower Wohnung genommen hatten, war das geschäftige Hin und Her vor einer Hochzeit, ein Telephonieren nach dem Schneider, ob das Kostüm noch nicht unterwegs sei, ein Gehusche der jungen Mädchen, die sich gegenseitig besuchten, eilige Friseurgehilfen, ein Trappen von Burschen mit Blumen und frisch aufgebügelten Fräcken und neuen Lackschuhen. Und neben dem Raum, in dem die Damen saßen, donnerte wieder der Erbherr auf Kwitschkallen . . .

„Nein, Mannchen, das Wasser ist nicht das Beste, wie der alte Esel im Altertum gesagt hat. Ein bißchen in den Grog! — in Gottesnamen! . . . Aber keine Kanäle! . . . Keine Zukunft auf dem Wasser . . . Wenn ich Wasser sehen will, geh' ich an meinen Karpfenteich! Das ist genug — nicht wahr, Schwiegerpapachen?"

Der alte von Vogt auf Neetzow nickte erfreut. Der Kwitschkaller war ein Mann nach seinem Herzen. Man merkte ihm ja ein wenig die Nähe der russischen Grenze an, aber Leisetreter und Wadenstrümpfler gab's anderswo genug. Hier war wenigstens echtes Schrot und Korn. Und kein Blatt vor dem Mund. Und nebenan sagte Vera nachdenklich zu ihrer Schwester:

„Christoph wird nie so brüllen wie deiner! . . . Aber vielleicht wäre es ganz gut . . . Er ist furchtbar phlegmatisch! . . . Und wenn er dann einmal wild wird, wirkt er direkt komisch . . ."

„Aber Vera!"

„Doch! Deiner wäre ja auch nicht mein Fall! . . . Aber er haut doch mit der Faust einen Stier zu Boden! Da kann man sich doch wenigstens fürchten, während so . . ." Sie sprang auf und krampfte die Finger durch die Luft. „Jesus, Kinder — gebt mir doch etwas, woran ich mich halten kann . . . Aber das ist mein alter Fluch: Ich brauche eine Anlehnung so notwendig wie nur eine — und dann stoße ich sie jedesmal wieder von mir . . ."

Anna von Greffern hatte sich ihr genähert und legte den Arm um sie. Sie hatte einen weichen, schwesterlichen Ton:

„Sag', Vera: bereust du am Ende, daß du dein Wort gegeben hast . . .?"

Die junge Frau schüttelte heftig, ohne sie anzusehen, den Kopf.

„Nein! . . . Nein! . . . Nein! . . . Ich muß durch! . . . Blindlings durch, Annachen! Kost' es, was es wolle! Was wird denn sonst aus mir? Laß' mich nur mich mit mir selber 'rumquälen! Helfen kann mir doch keiner!"

Und ruhiger fuhr sie fort:

„Bloß die allgemeine Begeisterung über meinen Entschluß, Frau von Ulerici zu werden, kann ich nicht teilen! Es ist geradezu beschämend für mich, diese freudetrunkenen Blicke, — weil ich zum ersten Mal in meinem Leben etwas halbwegs Vernünftiges tue. Lieber Gott: Man erfüllt Notwendigkeiten! Daraus besteht das Leben! Und solch eine Notwendigkeit ist es auch, daß ich morgen Mittag um zwölf . . . Ich kann doch nicht ewig in Neetzow vermuffeln? . . . Oh, guten Tag, Christoph! . . . danke schön! . . . Die wundervollen Blumen . . ."

Der Freiherr von Ulerici hatte geklopft und war eingetreten. Er hatte seiner Braut die Hand geküßt und einen Busch langstieliger weißer Lilien aus dem feuchten Seidenpapier gewickelt und sie hielt sie lächelnd vor das Gesicht, so daß ihre großen, kalten, graublauen Augen über die leuchtenden Kelche hinaussahen, und sagte freundlich vorwurfsvoll:

„Christoph . . . Du ruinierst dich wirklich! Das ist schon das zweitemal heute . . ."

Sie schaute vor sich zu Boden.

„Das Kind kostet doch schließlich eine Menge! Schon allein jetzt wieder die Aerzte! Ich trage nichts dazu bei!"

„Das ist auch gar nicht nötig!"

„Bisher hätte ich es auch nicht gekonnt, da ich ja finanziell ganz von meinem Vater abhängig war. Aber nun — wo ich bald selbständig über gewisse Summen zu verfügen haben werde . . ."

Ihre Stimme hatte einen scheuen Klang. Er versetzte schroff:

„Das ist ausgeschlossen!"

„Und warum soll ich denn nicht auch mein Scherflein beitragen?"

„Weil diese gewissen Summen, von denen Sie sprechen, doch nur von Ihrem künftigen Gatten kommen können! Ich brauche das Geld Fremder zur Erziehung meiner Tochter nicht!"

Nun blickte sie jäh auf und frug:

„Und wovon bestreiten Sie jetzt diese Erziehung?"

Es war wie eine Rache, wie ein Nadelstich ins Herz: „Tue nicht so, als ob ich mich allein verkaufte! Du gabst mir das Beispiel!" . . . Und er wußte nicht gleich etwas darauf zu entgegnen. Es war ja wahr: sie waren beide aneinander so matt und müde geworden, daß sie ihren Stolz dem Leben gegenüber verloren hatten! . . . Sie wollten bloß noch da sein und einen warmen Unterschlupf haben wie andere Menschen.

Und wieder fühlte er einen Zorn, daß es so hatte kommen müssen — durch sie! Warum hatte sie ihn so arm gemacht? Ohne Not? Und sich dazu? In diesem Augenblick haßte er sie wieder bitter. Sie war ihm wieder der Mensch, in dem sich für ihn alles Unglück verkörperte. Und seltsam, in ihrem rasch aufleuchtenden, auf ihn gerichteten Blick glaubte er denselben Haß zu spüren. Der brannte sich ihm förmlich in die Seele. Sie saßen sich wieder als Feinde gegenüber.

Endlich sagte er rauh.

„Sie spielen auf meine günstige finanzielle Lage an, wie sie durch meine zweite Ehe geschaffen ist. Eben deswegen soll unser Kind nicht unter meinem eigenen Dache bleiben. Den Aufwand für Karla bei meiner Mutter bestreite ich von jeher von meinem bescheidenen Hauptmannsgehalt. Also in dieser Hinsicht ist mein Gewissen rein!"

„Aber ich bin doch schließlich die Mutter, und . . ."

Auf dies Wort hatte er gewartet. Es kam ihm so gelegen, um dem Grimm, der in ihm kochte, Luft zu machen, und ungestüm unterbrach er sie:

„Fahren Sie doch fort: „Ich bin die Mutter, die ihr Kind verlassen hat! . . . die sich jahrelang nicht um das Kind gekümmert hat!" . . . Ja . . . sehen Sie mich nur so an! Es ist doch wahr . . . Sie haben die Mutterpflicht mit Füßen getreten! Ich die meinige als Vater nicht! Das ist der Unterschied zwischen uns beiden!"

Sie war unter seinen Worten zusammengezuckt. Ihr Gesicht wurde ganz fahl. Sie preßte die Lippen aufeinander, um sich zu beherrschen, und stand langsam auf. Eine Sekunde bereute er seine Heftigkeit. Er war doch nicht gekommen, um ihr weh zu tun. Aber es war zu viel auf seiner Seele. Er hatte keine Macht mehr darüber, und fuhr blindlings fort, während er sich auch erhob:

„Ich habe alles andere eher begriffen, was zwischen uns vorgefallen ist, als das! . . . Ich begreife es jetzt noch nicht! . . . Sie wissen nicht, wie die Wohnung an dem Mittag aussah . . . nach Ihrer Flucht . . . Alle Türen und Schränke offen — die Leute weg — und mitten in dem unordentlichen Zimmer saß ich und hatte das arme zweijährige, kläglich schreiende Wurm auf dem Schoß . . . Ja . . . ich erwähne absichtlich alle diese lächerlichen Einzelheiten . . . Ich vergesse diese Stunden nicht, wo ich die Beschämung so weit treiben und bei den Regimentsdamen herumlaufen und sie bitten mußte, sich meines Kindes anzunehmen, bis meine Mutter kam! Ich wundere mich jetzt noch, wie ich das über die Lippen gebracht, wie ich überhaupt den ersten Abend in der leeren Wohnung ausgehalten hab' . . ."

Sie erwiderte nichts. Sie stand mit einem starren Gesichtsausdruck vor ihm. Und er schloß:

„Und nun kommen Sie auf einmal und sagen: Ich bin doch die Mutter! Nun werfen Sie mir vor, daß ich mit fremdem Gelde für Karla sorge! . . . Nein . . . so wollen wir doch nicht spielen! Es gibt doch noch eine Gerechtigkeit, und die ist, weiß Gott, auf meiner Seite!"

Sie blieb stumm. Er sah sie finster an. Nach einer Weile fragte er:

„Haben meine Worte gar keinen Eindruck auf Sie gemacht? Haben Sie gar nichts darauf zu erwidern?"

Und nun versetzte sie leise:

„Ja, damals war ich so! Jetzt bin ich anders!"

„Und das ist alles!"

„Weiter kann ich nichts sagen! Weiter weiß ich nichts!"

Es verletzte ihn, daß sie kein Wort von Reue sprach. Er meinte hart — es machte ihm beinahe Freude, gegen sie grausam zu sein:

„Jetzt ist's zu spät! Sie haben eine schwere Schuld auf sich geladen! Die werden Sie Ihr Lebenlang nicht mehr los. Das müssen Sie vor allem einsehen lernen, um eine richtige Stellung zu den Dingen zu bekommen!"

Sie rang die Hände ineinander. Sie zitterte.

„Also soll ich ewig als Bettlerin dastehen? Wissen Sie denn, was das für mich heißt? Ich hab' doch auch noch meinen Stolz, wenn er auch im Leben Schiffbruch gelitten hat! Ich will nicht immer gedemütigt sein!"

„Es demütigt Sie niemand!"

„Jeder Mensch! Von überall her bekomm' ich Almosen — von Ihnen, von Ihrer Frau, die für Karla sorgt, von Ihrer Mutter, die es auch tut, von meinem Bräutigam, von meinem Vater . . . überall bin ich das fünfte Rad am Wagen! . . . Ich bin wie ausgeschaltet . . . ich werd' nur so mit durchgeschleppt . . . Herrgott, wenn ich gefehlt hab', dann hab' ich wahrhaftig genug gebüßt! . . . Einmal muß es doch ein Ende haben . . ."



Er beugte sich nieder und nahm seinen Helm vom Boden. Er wollte jetzt wirklich gehen. Sie folgte mit den Augen seiner Bewegung und sagte aus trockener Kehle:

„Lassen Sie Ihren Helm noch stehen! Ich rede noch! . . . Sie tun immer, als sei ich damals in dulce jubilo von Mann und Kind weg ins Weite gefahren! . . . An dem Abend, von dem Sie eben sprachen, da hab' ich vor meinem Vater an der Tür in Neetzow gestanden und er hat mich angeschrien: Woher kommst du? . . . Wo hast du dein Kind? . . . Wegen wem bist du fort? und hat mich über die Schwelle gejagt . . . er hat mir nicht geglaubt, daß ich keinen Liebhaber hätte . . . er hat sich das alles ganz anders vorgestellt . . . ja . . . und da stand ich . . . und es regnete und wurde dunkel . . . und ich war den Weg von der Station zu Fuß gelaufen . . . Da hab' ich die ganze Nacht im Dorfkrug am Ofen gesessen und gezittert . . . frühmorgens kam dann Mama und holte mich heimlich ins Haus und schickte gleich nach dem Arzt . . . ich hab' wochenlang krank gelegen von der Nacht . . . Ganz werd' ich mich von dem allen nie erholen, das weiß ich. Ich bleib' zeitlebens ein geknickter Mensch! Und wenn ich mich dann ein bißchen aufrichten will, einmal ein wenig geben, statt immer bloß zu nehmen . . . Ich meinte es gut mit meiner Bitte wegen Karla . . ."

„Sie hatten auch Gelegenheit, mir eine Bitte zu gewähren!" sagte er hart. „Es war mir soviel daran gelegen — in der Stimmung, in der ich jetzt bin — daß wir uns hier aussprechen und in Versöhnung voneinander trennen sollten. Aber Sie schlugen es mir ja von vornherein ab!"

„Das ist doch wundervoll! Sie kommen hierher zu mir, wie um sich — ja, ich finde wirklich kein anderes Wort — um sich von mir trösten zu lassen! . . . Gerade von mir! Das begreife, wer mag! . . . Sie haben sich doch wirklich rasch genug getröstet. Kaum drei Jahre waren vergangen, da las ich Ihre Verlobung in der Zeitung! . . . Nun haben Sie eine nette Frau, blühende Kinder, viel Geld, sind gesund, machen Karriere — ja, was wollen Sie denn n o c h?"

„Es liegt trotz alledem ein Schatten über meinem Leben!"

„Wenn der das schlechte Gewissen heißt — von dem kann ich Sie nicht befreien! Sie reden so viel von meiner Schuld! . . . Natürlich: die ist klar! Die ist genau in den Ehescheidungsakten verzeichnet! Aber was an m i r gesündigt worden ist . . ." Ihr Atem ging rascher, ihre Augen leuchteten auf, sie trat mit einer jähen Bewegung vor ihn hin. „Schlägt Ihnen jetzt manchmal das Herz bei dem Gedanken, was Sie aus mir gemacht haben? Ich hab' mir mein Leben nicht wieder so hübsch zurecht gezimmert wie Sie. Dazu war ich viel zu sehr ins innerste Mark getroffen. Ich hab' die sechs Jahre vertrauert und vergähnt . . . wissen Sie, was das heißt: die zweite Hälfte der zwanzig für eine junge Frau ganz einsam in unserem elenden Kasten da unten an der Elbe — halb verfehmt von der Familie und der Nachbarschaft — ohne einen Menschen — meine Mutter immer krank — Papa den ganzen Tag auf dem Feld, abends still wie das Grab — ach . . . diese Abende . . . o Gott. . . und ein Tag wie der andere! Ich begreif' nicht, wie ich es ausgehalten hab' — Der Mensch ist furchtbar elastisch . . . Ich bin ja jetzt auch wieder so weit . . . Aber daß S i e da auf einmal kommen und mir Ihre Reue ins Haus tragen . . ."

„Von Reue habe ich nicht gesprochen!"

„Nennen Sie's, wie Sie wollen! Ich danke dafür! Es ist zu spät! Ich kann kaum mehr eine Genugtuung darüber fühlen! Ich bin zu erstickt von dem allen . . ."

Sie wandte sich ab. Georg Gisbert hatte schon die ganze Zeit bemerkt, wie furchtbar erregt sie war. Ihre anfängliche Ruhe bei seinem Empfang war nur Selbstbeherrschung gewesen.

„Geben Sie mir doch die verlorenen Jahre wieder!" sagte sie wild auflachend. „Geben Sie mir doch meinen Mut zum Leben wieder — meinen Glauben an meinen Stern! Lieber Gott — was hatt' ich als junges Ding an Träumen im Kopf! Jetzt bin ich sehr vernünftig geworden! Und daraus leiten Sie sich das Recht ab, sich dahin zu setzen und mit mir ein bißchen in herbstlicher Wehmut zu schwelgen! Ach nein! Ich habe leider gar keinen Sinn für Sentimentalität! . . .Die Mühe ist verloren . . ."

Sie durchmaß mit ein paar raschen Schritten das Zimmer. Ein matter Abendschein umfloß vom Fenster her ihre schlanke Gestalt. Ihr Blondhaar leuchtete über dem blassen Gesicht. Und er dachte sich nur: wie schön sie ist — wie schön! . . . Allmählich wurde sie ruhiger. Sie deutete auf seinen Stuhl. „Setzen wir uns doch wieder!" sagte sie. „Wozu das aufgeregte Herumstehen! . . . Sie brauchen mir auch gar nichts mehr zu erzählen! Ich weiß es alles selber schon lange. Es war mein Unglück, daß ich, die ich trotz meines Temperaments Verstandesmensch bin, gerade an Sie gekommen bin, bei dem die Phantasie die Hauptrolle spielt! Ich weiß nicht, wie Sie jetzt sind. Aber damals war das Leben außer Dienst für Sie ein Traum. Sie träumten auf Ihrer Geige — Sie träumten von fernen Ländern und Abenteuern — was Ihnen inzwischen ja auch beschieden worden ist — Sie träumten Ihre künftige Frau. Die war schon fix und fertig, ehe Sie sie je mit Augen gesehen hatten. Dieser Traumgestalt mußte ich armes Wesen von Fleisch und Blut nun entsprechen. Sie maßen mich an einem Ideal, das ich gar nicht kannte . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Numismatik. „Pilgrime“ nennt man feingeprägte Münzen, welche von dem Erzbischof Pilgrim von Köln im Anfang des 11. Jahrhunderts geprägt wurden. Köln war damals schon unter erzbischöflicher Regierung eine gewaltige Handelsstadt. Seine Münzen, diese Pilgrime, waren in ganz Nordwestdeutschland sogar bis zur Ostsee, verbreitet.

Frau K. in S. Ein gesunder Magen verdaut etwa in 5 Stunden 15 Min. Schweinefleisch; 4 Std. 30 Min. Speck; 4 Std. Kalbfleisch; 3 Std. 30 Min. Brot, in Butter gebackene Eier und Kartoffeln; 3 Std. 20 Min. Wurst; 3 Std. 15 Min. Hammelfleisch; 3 Std. Rindfleisch und harte Eier; 2 Std. 30 Min. Lammfleisch, Truthahn oder Gans; 2 Std. 30 Minuten Fricassee; 2 Std. 15 Min. Hühnerfleisch; 2 Std. Milch und rohe Eier; 1½ bis 2 Std. Aepfel je nach Sorte.

Herrn Rentner K. in D. Bei einer Kapitalsanlage ist heute größte Vorsicht zu empfehlen. Einen ausführlichen Kurszettel und Handelsteil bringt die „Berliner Abendpost“. Auch werden im „Handelsbriefkasten“ Anfragen sachgemäß beantwortet. Ein monatliches Abonnement bei der Post kostet 60 Pfennig.

Geschäftliche Notizen.

Die Nähmaschine ist für weite Kreise unserer werktätigen Bevölkerung ein Lebensbedürfnis geworden. Tausenden von Personen ist sie die Grundlage zur Selbständigkeit. Während in früheren Jahren sich nur die wohlhabenden Stände eine derartige Maschine zulegen konnten, ist sie neuerdings Gemeingut aller Klassen geworden. Zu dieser großartigen Verbreitung hat nicht zum wenigsten die bequeme Zahlungsweise das ihrige beigetragen. Auch die Roland-Maschinen-Gesellschaft zu Köln ist dazu übergegangen, ihre bekannten Roland-Maschinen zu wohlfeilen Preisen und außergewöhnlich günstigen Teilzahlungsbedingungen abzugeben. Die neue Preisliste Nr. 141 wird an jedermann kostenfrei versandt.

Gegen die geplante Elektrizitäts-Steuer bietet sich den Verbrauchern des elektrischen Stromes ein wirksamer Schutz durch Anwendung einer Maßnahme, welche die neue Belastung nicht allein deckt, sondern außerdem noch eine erhebliche Ersparnis an den Stromrechnungen ermöglicht. Man erreicht dies dadurch, daß an Stelle der bisherigen gewöhnlichen Glühlampen Osram-Lampen der Auergesellschaft, Berlin, benutzt werden. Wenn sich daher durch Einführung der Steuer der Strom etwas verteuern wird, so wird dies schon im voraus durch einen kleinen Teil der mittels der Osram-Lampe erzielten großen Ersparnis ausgeglichen. Es kommt hinzu, daß sich die Steuer nach der Höhe des Stromverbrauchs richten muß. Da die Osram-Lampe 70 pCt. weniger Strom verbraucht als die gewöhnliche Kohlenfadenlampe, so muß auch die Höhe der Steuer an sich eine geringere sein.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

an — ar — chri — cu — e — en — i — jul — klapp — le — li — li — mund — nay — né — no — o — pe — per — rac — rai — rau — rek — rie — so — sti — ta — tor — tul — va

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Schriftsteller und eines seiner Werke nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Weiblichen Vornamen. 2. Europäischen Staat. 3. Männlichen Vornamen. 4. Blume. 5. Sonntag. 6. Schulleiter. 7. Nordischen Festbrauch. 8. und 9. Französische Städte. 10. Deutsche Stadt. 11. Italienischen Fluß. 12. Männlichen Vornamen.

Homonym.

Von M. R.

Der Künstler braucht's, um Neues zu gestalten,
Doch wer's erhält, ist meistens ungehalten!

Rösselsprung.

Von Max Schreiber.

			od	me	ger			
		blu-	einz'-	nem	das	ei-		
		klein-	blu-	ne	klein-	frost		
	me	ein	spie-	ein	ei-	nur	und	
	gel	gel	dul-		rost	od	von	
	knickt	gibt	nen	man	det	kunst	ein-	
es	spie-	der	schuf		der	sprich.	das	die
	sters	die	ruf	kei-	des	mal	gu-	
		sieh'	mei-	*	te	ist		

Anagramm.

Von Martha Rubinstein.

Wer nennt mir im Balkanlande die Stadt,
Deren Namen versetzt man recht nötig dort hat?

Logogriph.

Von Theodora Knauthe.

Ein düsterer, trauriger Aufenthalt,
Wo ungehört jeder Seufzer verhallt;
Kopf ab, ein heller, behaglicher Ort. —
Wie gut sitzt im Kreise der Lieben man dort!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Wie die Zucht, so die Frucht.

1. Wasserpest. 2. Joseph. 3. Epinac. 4. Dessau. 5. Iller. 6. Ederkopf. 7. Ziege. 8. Uri. 9. Crefeld. 10. Hidalgo. 11. Tantalus.

Scherz-Rätsel: Burg—und—er.

Rebus:

Eines nur ist Glück hienieden:
Deines Hauses stiller Frieden.

Viersilbige Charade: Apfelschimmel.

Logogriph: Glatze — Glatz.

HUMORISTISCHES

Sein Standpunkt. Professor (zum Hausarzt, bei einem Consilium): „Ehe ich untersuche, Herr Collega, glauben Sie, daß der Patient eine Operation aushalten kann?“ — Hausarzt: „Aber sicher, der Mann ist Millionär.“

A.: „Eine Woche waren Sie nur in Paris? Die Zeit ist doch wohl zu kurz, um sich so eine große Stadt richtig anzusehen.“ — B.: „O, es ging schon, wir teilten uns die Arbeit. Meine Tochter besuchte die Museen, meine Frau die Modemagazine und ich die Varietés und Tanzlokale.“

Vater: „Nun, wie stehst du jetzt in der Schule? Wie ist's im Latein?“ — Sohn: „Nicht besonders.“ — Vater: „Und in Griechisch?“ Sohn: „Mittelmäßig, — aber in der Mathematik bin ich jetzt der — Artigste.“

Familienvater (nach dem Umzug): „Jott sei Dank, daß die Wanzen nich bellen können, sonst könnten wir vor Lärm keine Nacht schlafen.“

Lehrerin: „Erna, kannst du mir sagen, wer Columbus war?“ — Erna: „Ein Vogel.“ Lehrerin: „Aber nein, wie kommst du nur darauf?“ — Erna: „Jawohl, wir haben ein Buch daheim und darauf steht: „Das Ei des Kolumbus.“

Fischerlatein: „Letzten Sonntag habe ich einen Aal gefangen, der war ohne Uebertreibung 3 Meter lang — mit Uebertreibung fünf.“

Zeichnung von Max Schaberschul.



Im Jahr 1920.

„Siehgst, Seppl, mir kriegen an frühen Winter, dö reichen Stadtleut fliegen schon nach'm Süden.“

Schauspieler: „Herr Direktor, sehen Sie bloß, man hat mir meine ganze Garderobe gestohlen!“ — Direktor: „Reden Sie nicht. Sie haben ja nie ganze Garderobe besessen!“

Neuer Mieter (zum Hauswirt, der ihm eine Zigarre anbot, die aber keine Luft hat): „Bei Ihren Zigarren muß man wohl auch erst drei Monate vorher kündigen, ehe man ziehen kann.“

Jagdherr (nach der Treibjagd): „Nun, Herr Förster, wie ist das Ergebnis?“ — Förster: „Zwanzig Stück sind zur Strecke gebracht.“ — Jagdherr: „Sind auch alle ausgeweidet?“ — Förster: „Die zwei Hasen schon, die 18 Treiber noch nicht.“

Student: „Kommen Sie doch mit in die Kneipe.“ — Bekannter: „Danke, ich trinke nur, wenn ich Durst habe.“ — Student: „Pfui, jerade wie das Vieh!“

Tante: „Aber Olga, warum weinst du denn so jämmerlich?“ — Olga: „Mama sagte mir eben, daß ich um 11 Uhr nachts zur Welt kam — und da hab' ich doch nur eine Stunde Geburtstag.“

Frau (zu ihrem spät nachts heimkehrenden Gatten): „Halbtot muß ich mich über dich ärgern!“ — Gatte: „Du machst ja alles nur halb.“

A.: „Also Sie sind Gedankenleser?“ — B.: „Jawohl.“ — A.: „Na, hören Sie, das muß Ihnen aber manchmal recht unangenehm sein.“

Dichterling (stolz): „Noch nie habe ich etwas von einer Redaktion zurückgeschickt bekommen.“ Bekannter: „Versuchen Sie doch, mal Rückporto beizulegen.“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Rudolf Huppert in Wien I. — Für die Inserate: Fritz Buß, Berlin-Halensee. Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW., Kochstraße 22/25.

Schwere Leute.

Von Anton Tschechow. Aus dem Russischen von Dr. Josephsohn.

Jewgraf Iwanitsch Schirjaew, ein kleiner Grundbesitzer (sein verstorbener Vater hatte von der Generalin Kuwschinnikow 102 Deßjätinen Land geschenkt bekommen), stand vor dem kupfernen Waschbecken und wusch sich die Hände. Sein Gesichtsausdruck war wie gewöhnlich mürrisch und verdrießlich.

„Solch ein Wetter!" sagte er. „Wirklich eine Strafe Gottes! Wie das regnet!"

Er brummte, während seine Familie schon am Tisch saß und nur auf ihn wartete, um mit dem Essen beginnen zu können. Seine Frau Fedossja Semenowna, sein Sohn Peter, ein Student, die älteste Tochter Barbara und drei kleinere Kinder saßen schon eine ganze Weile am Tisch. Die Kinder — Kolja, Wanka und Archipka — alle drei stumpfnasig, beschmutzt, mit fleischigen Gesichtern und lange nicht geschnittenen, zerzausten Haaren, rückten ungeduldig auf ihren Stühlen hin und her, die Erwachsenen dagegen saßen bewegungslos: ihnen war es augenscheinlich gleichgültig — ob essen oder warten. . . .

Wie um ihre Geduld auf die Probe zu stellen, trocknete sich Schirjaew umständlich die Hände ab, betete langsam und setzte sich dann ohne Eile zu Tisch. Sofort wurde die Suppe aufgetragen. Vom Hof erklang das Geräusch von Zimmermannsäxten (man baute einen neuen Schuppen) und das Gelächter des Knechts Fomka, der den Truthahn reizte.

Der Student Peter, ein junger, etwas verwachsener Mensch mit einer Brille auf der Nase, wechselte Blicke mit der Mutter. Zwei-, dreimal legte er den Löffel aus der Hand und räusperte sich, als wenn er sprechen wollte; sobald er aber dem Vater ins Gesicht geblickt hatte, begann er wieder wortlos zu essen. Schließlich, als man den Fisch auftrug, räusperte er sich entschieden und sagte:

„Ich möchte heute mit dem Abendzug abfahren. 's ist schon lange Zeit. Ich habe ohnedies schon zwei Wochen versäumt. Die Vorlesungen haben bereits am ersten September begonnen!"

„Schön! Fahre!" willigte Schirjaew ein. „Was sollst du auch hier? Reise mit Gott!"

Eine Minute verging in Schweigen.

„Aber er braucht Geld, Jewgraf Iwanitsch!" begann leise die Mutter.

„Geld? Selbstverständlich! Ohne Geld kann man nicht reisen. Hättest schon längst sagen können!"

Der Student seufzte erleichtert auf und warf der Mutter einen frohen Blick zu. Schirjaew zog langsam eine Brieftasche hervor und setzte seine Brille auf.

„Wieviel brauchst du?" fragte er.

„Das Reisegeld bis Moskau beträgt rund 11 Rubel 42 . . ."

„Viel Geld! Viel Geld!" seufzte der Vater. (Er seufzte stets, wenn er Geld sah, sogar, wenn er welches bekam.) „Da hast du 12. Was du herausbekommst, kannst du unterwegs ausgeben."

„Danke schön, Papa!"

Nach einer kleinen Weile sagte der Student: „Im vergangenen Jahr fand ich nicht gleich Stunden. Ich weiß nicht, wie es dieses Jahr sein wird; wahrscheinlich finde ich aber nicht sofort Verdienst. Ich möchte dich bitten, mir noch 15 Rubel zu Wohnung und Mittag zu geben."

Schirjaew dachte nach und seufzte:

„Mit zehn wirst du auch genug haben. Da! Nimm!"

Der Student dankte wieder. Eigentlich wollte er noch um Geld für Kleider, für Bücher, zu den Vorlesungen bitten, aber nachdem er seinen Vater aufmerksam betrachtet hatte, beschloß er, ihn lieber jetzt nicht weiter zu behelligen. Die Mutter jedoch, unpolitisch und wenig überlegend wie alle Mütter, hielt es nicht aus und sagte:

„Du könntest ihm noch 6 Rubel zu Stiefel geben, Jewgraf Iwanitsch. Sieh doch, in solch zerrissenen Stiefeln kann er doch nicht nach Moskau fahren?"

„Laß ihn meine anziehen; die sind noch wie neu."

„So gib ihm wenigstens zu Hosen. Man muß sich ja schämen, wie er aussieht . . ."

Plötzlich zeigten sich die Vorboten des Sturmes, vor dem die ganze Familie zu zittern pflegte: der kurze, dicke Hals Schirjaews wurde mit einem Male krebsrot, die Farbe stieg langsam zu den Ohren hinauf, von da zu den Schläfen und übergoß allmählich das ganze Gesicht. Jewgraf Iwanitsch rückte seinen Stuhl und knöpfte den Hemdkragen auf, weil es ihm auf einmal beklommen wurde. Augenscheinlich kämpfte er noch mit dem Gefühl, welches sich seiner bemächtigte. Es trat Totenstille ein. Die Kinder hielten den Atem an; Fedossja Semenowna aber, als wenn sie nicht verstände, was mit ihrem Mann vorging, fuhr fort:

„Er ist doch kein Kind mehr. Er muß sich doch schämen, halbnackt zu gehen!"

Schirjaew fuhr plötzlich auf und warf seine dicke Brieftasche mit aller Kraft mitten auf den Tisch, so daß ein Stück Brot vom Teller in die Höhe sprang. Auf seinem Gesicht lag ein widerlicher Ausdruck von Zorn, Gekränktheit, Habsucht — alles zusammen.

„Nehmt das Ganze!" schrie er mit fremder Stimme. „Plündert! Nehmt alles! Erstickt daran!"

Er sprang vom Tisch auf, griff sich an den Kopf und lief stolpernd im Zimmer umher.

„Plündert mich aus bis auf die letzte Kopeke!" schrie er mit kreischender Stimme. „Preßt mir das Letzte aus! Plündert! Erstickt daran!"

Der Student errötete und senkte die Augen. Er vermochte nicht weiter zu essen. Fedossja Semenowna, die sich in 25 Jahren noch immer nicht an den schweren Charakter ihres Mannes gewöhnt hatte, krümmte sich zusammen und lallte etwas zu ihrer Rechtfertigung. Auf ihrem welken, stumpfen, stets erschreckten Vogelgesicht erschien der Ausdruck der Bestürzung und der dumpfen Furcht. Die Kinder und die älteste Tochter Barbara, ein halberwachsenes Mädchen mit blassem, unschönem Gesicht, legten die Löffel hin und erstarrten.

Immer wütender werdend, ein Wort heftiger als das andere herausstoßend, sprang Schirjaew an den Tisch und begann das Geld aus der Brieftasche herauszuschütteln.

„Nehmt!" brüllte er, am ganzen Körper zitternd. „Habt auf meine Kosten gefressen und gesoffen — da habt ihr auch jetzt das Geld! Für mich braucht ja nichts zu bleiben! Da! Macht euch neue Stiefel und Hosen!"

Der Student erblaßte und erhob sich.

„Hör', Papa!" begann er keuchend. „Ich . . . ich bitte dich, aufzuhören, weil . . ."

„Schweig!" schrie ihn der Vater an und so laut, daß ihm die Brille von der Nase fiel. „Schweig!"

„Früher konnte ich . . . ich solche Szenen ertragen, aber . . . jetzt bin ich nicht mehr daran gewöhnt. Verstehst du? Ich bin nicht mehr daran gewöhnt!"

„Schweig!" schrie der Vater und stampfte mit dem Fuß. „Du hast zu schweigen, wenn ich spreche! Was ich will, das sage ich! Du hast zu schweigen! In deinem Alter habe ich schon Geld verdient, aber du, Schlingel — weißt du, wieviel du mich schon gekostet hast? Ich jage dich aus dem Hause, unnützer Brotfresser!"

„Jewgraf Iwanitsch!" murmelte Fedossja Semenowna, nervös die Finger bewegend. „Er ist ja . . . Petja ist ja . . ."

„Schweig!" schrie Schirjaew sie an, während Tränen der Wut ihm in die Augen traten. „Du hast sie bloß so verwöhnt! Du! Du bist an allem schuld! Er achtet uns nicht, er betet nicht, verdient kein Geld! Ihr seid viele, und ich bin einer! Aber ich jage euch alle aus dem Hause!"

Die Tochter Barbara blickte lange mit offenem Munde die Mutter an, wendete dann den stumpfen Blick zum Fenster, erblaßte und warf sich plötzlich laut aufschreiend hintenüber. Der Vater machte eine Handbewegung, spuckte aus und lief aus dem Zimmer.

So schlossen bei Schirjaews die Familienszenen meistenteils. Aber zum Unglück bemächtigte sich jetzt des Studenten Peter ein unüberwindlicher Zorn. Er war ebenso aufbrausend und heftig wie sein Vater und sein Großvater, der die Leute mit dem Stock über den Kopf geschlagen hatte. Blaß, mit geballten Fäusten, näherte er sich der Mutter und schrie in der höchsten Tenornote, die er fassen konnte:

„Ekelhaft, zuwider sind mir diese Vorwürfe! Nichts will ich von euch! Nichts! Lieber vor Hunger sterben, als noch einen Bissen bei euch genießen! Da habt ihr euer niederträchtiges Geld zurück! Da! Nehmt!"

Die Mutter drückte sich an die Wand und wehrte mit der Hand ab, als wenn nicht der Sohn, sondern ein Gespenst vor ihr stände.

„Bin ich denn daran schuld?" weinte sie.

Der Sohn winkte ebenso wie der Vater mit der Hand und lief auf den Hof.

Das Haus Schirjaews stand einsam an einer Schlucht, welche gleich einer Furche die Steppe fünf Werst lang durchzog. An ihrem Rande wuchsen junge Eichen und Erlen, und auf ihrem Grunde rieselte ein Bach.

Aus dem Hof schlug der Student einen Feldweg ein. In der Luft stand eine herbstliche, schneidende Kälte. Der Weg war schmutzig, hier und dort glänzten Pfützen. Auf der rechten Seite des Weges lag ein Garten, in dem Sonnenblumen standen mit gesenkten, schon schwarzen Köpfen.

Peter dachte einen Augenblick daran, zu Fuß nach Moskau zu gehen, zu gehen so wie er ging und stand, ohne Hut, in zerrissenen Stiefeln und ohne eine Kopeke in der Tasche. Nach 100 Werst holt ihn dann sein Vater ein und beginnt ihn erschreckt zu bitten, er möchte doch zurückkommen oder wenigstens das Geld nehmen; er aber blickt den Vater nicht einmal an, sondern geht unbeirrt weiter . . . Nackte Wälder wechseln ab mit traurigen Feldern; bald verschwindet die Erde unter dem ersten Schnee, und die Flüsse bedecken sich mit Eis . . . Irgendwo hinter Kursk oder Serpuchow bricht er kraftlos vor Hunger zusammen und stirbt. Man findet seinen Leichnam, und durch alle Zeitungen geht die Nachricht, daß da und da der und der Student gestorben sei . . .

Der Student ging und dachte an den Tod, an den Kummer seiner Angehörigen, an die Seelenqualen seines Vaters. Dann stellte er sich alle möglichen Reiseabenteuer vor, eins immer wunderlicher als das andere; malerische Gegenden, schreckliche Nächte, unerwartete Begegnungen. Er stellte sich eine lange Reihe Pilger vor, eine Hütte im Walde mit einem Fensterchen, welches hell in der Dunkelheit glänzt; er steht vor dem Fensterchen und bittet um ein Nachtlager . . . Man läßt ihn ein und — plötzlich sieht er: er ist unter Räuber geraten. Oder noch besser: er kommt in ein gutsherrschaftliches Haus, wo man ihn, sobald man erfahren hat, wer er ist, reichlich bewirtet, ihm auf dem Klavier vorspielt, seine Klagen geduldig anhört — und schließlich verliebt sich die schöne Tochter des Hauses in ihn.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, ging der junge Schirjaew weiter und weiter . . . Vor ihm in der Ferne, auf dem grauen, mit Wolken bedeckten Fond, dunkelte eine Herberge; noch weiter hinten ein Wäldchen. Am Horizont selbst wurde ein kleiner Hügel sichtbar: die Eisenbahnstation. Dieser Hügel erinnerte ihn plötzlich an Moskau, wo Laternen brennen, Equipagen rollen, Vorlesungen gehalten werden. Und er war dem Weinen nahe vor Kummer und Ungeduld. Die Totenstille ringsum ekelte ihn an bis zur Verzweiflung, bis zum Haß!

„Achtung!" hörte er eine laute Stimme hinter sich.

An Peter vorbei rollte in einem leichten, schönen Landauer eine bekannte alte Dame, eine Gutsbesitzerin. Er grüßte und lächelte über das ganze Gesicht. Aber in demselben Augenblick fiel ihm ein, daß dieses Lächeln ganz und gar nicht zu seiner düsteren Gemütsstimmung paßte.



Und ihm kam der Gedanke, daß die Natur wahrscheinlich selbst dem Menschen diese Fähigkeit zu heucheln gegeben habe, damit er auch in Minuten seelischer Erregung das Geheimnis seines Innern nicht zu verraten brauche. Jede Familie hat ihre Sorgen und ihren Kummer. Aber wie groß sie auch sein mögen — ein fremdes Auge wird sie schwerlich je bemerken. Diese Gutsbesitzerin z. B., die soeben vorübergefahren ist! Ihr Vater hat sich durch irgendeine Kleinigkeit die Ungnade des Zaren zugezogen, ihr Mann ist ein leidenschaftlicher Kartenspieler; von vier Söhnen ist nicht ein einziger etwas Rechtes geworden. Man kann sich also vorstellen, welche fürchterliche Szenen sich in dieser Familie abgespielt, wie viel Tränen schon vergossen sein müssen. Und dennoch sieht die alte Dame glücklich und zufrieden aus und beantwortet sein Lächeln ebenfalls mit einem Lächeln . . . Der Student erinnerte sich an seine Freunde, die stets nur ungern von ihren Familien sprachen, erinnerte sich an seine Mutter, die fast immer lügt, wenn sie vom Mann oder von den Kindern zu sprechen genötigt ist . . .

Bis zur Dämmerung entfernte sich Peter immer weiter von Hause und gab sich ganz seinen traurigen Gedanken hin. Als es zu regnen begann, wendete er sich wieder heimwärts. Zurückkehrend, beschloß er, auf jeden Fall mit dem Vater zu sprechen, ihm ein für allemal auseinanderzusetzen, daß ein Zusammenleben mit ihm schrecklich sei.

Zu Hause war alles still. Die Schwester Barbara lag hinter einer spanischen Wand und stöhnte leise vor Kopfschmerzen. Die Mutter saß mit erstauntem, schuldbewußtem Gesicht neben ihr und besserte die Hosen Archipkas aus. Jewgraf Iwanitsch ging von einem Fenster zum andern und schimpfte auf das Wetter. Seinem Gang, seinem Husten, ja sogar seinem Genick konnte man ansehen, daß er sich schuldig fühlte.

„Also du hast dir die Sache überlegt? Du fährst heute nicht?“ fragte er.

Der Student empfand Mitleid mit seinem Vater, aber dieses Gefühl sofort unterdrückend, sagte er:

„Hör' mal . . . ich muß ernst mit dir sprechen... sehr ernst . . . Ich habe dich immer geehrt und . . . und habe mir niemals erlaubt, mit dir in diesem Tone zu reden; aber dein Betragen . . . die letzte Szene . . .“

Der Vater blickte zum Fenster hinaus und schwieg. Der Student rieb sich die Stirn, wie um Worte zu finden, und fuhr in starker Bewegung fort:

„Es vergeht keine Mahlzeit, bei der du nicht Skandal anfängst. Dein Brot bleibt allen im Halse stecken . . . Es gibt nichts Beleidigenderes, nichts Erniedrigenderes als Vorwürfe wegen dieses Stückchens Brot . . . Wenn du auch der Vater bist — niemand, weder Gott noch die Natur gab dir das Recht, so tief zu beleidigen, zu erniedrigen, deine üble Laune an den Schwachen auszulassen. Du quälst die Mutter zu Tode, hast die Schwester zur Idiotin geschlagen und mich . . .“

„Nicht deine Sache, mich zu belehren!“ sagte der Vater.

„Doch meine Sache! Mit mir kannst du machen, was du willst, aber die Mutter lass' in Ruhe! Ich erlaube dir nicht, die Mutter zu quälen!“ fuhr der Student mit funkelnden Augen fort. „Du bist verwöhnt, weil sich noch niemand getraut hat, dir entgegenzutreten. Man zitterte vor dir und schwieg — aber das hat jetzt ein Ende! Du bist ein grober, ungebildeter Mensch! Du bist grob . . .“

Der Student hatte schon den Faden verloren und

sprach nicht mehr zusammenhängend, sondern stieß bloß einzelne Worte heraus. Jewgraf Iwanitsch hörte zu und schwieg, wie betäubt; plötzlich aber wurde sein Hals purpurrot, die Röte stieg ihm ins Gesicht, und er bewegte sich unruhig hin und her.

„Schweig'!“ schrie er plötzlich.

„Natürlich, die Wahrheit kannst du nicht vertragen! Ausgezeichnet! Schrei doch wieder! Ausgezeichnet!“

„Schweig', sage ich dir!“ brüllte Jewgraf Iwanitsch.

In der Tür erschien Fedossja Semenowna mit verwundertem Gesicht, sehr blaß; sie wollte etwas sagen, konnte aber kein Wort hervorbringen.

„Das ist deine Schuld!“ schrie Schirjaew sie an. „Du hast sie erzogen!“

Die Tochter Barbara schrie hinter dem Schirm auf und begann laut zu weinen. Schirjaew winkte mit der Hand und lief hinaus.

Der Student ging in sein Zimmer und legte sich aufs Bett. Bis Mitternacht lag er unbeweglich, ohne die Augen zu öffnen. Er fühlte weder Zorn noch Scham, sondern nur einen unbestimmten, seelischen Schmerz. Er klagte nicht den Vater an, bemitleidete nicht die Mutter, fühlte keine Gewissensbisse; er begriff, daß alle im Hause jetzt denselben Schmerz empfänden; aber wer ist schuld daran? wer leidet mehr? wer weniger? Das weiß Gott allein . . . .

Um Mitternacht weckte er den Knecht und befahl ihm, um 5 Uhr früh anzuspannen, um nach der Station zu fahren, dann zog er sich aus, legte sich ins Bett, konnte aber nicht einschlafen. Bis zum Morgen hörte er, wie der Vater unten leise von einem Fenster zum anderen ging und seufzte. Niemand im Hause schlief. Zweimal kam die Mutter zu ihm, immer mit demselben verwundert stumpfen Gesichtsausdruck, schlug lange das Kreuz über ihn und zitterte nervös . . . .

Um 5 Uhr morgens verabschiedete sich der Student zärtlich von allen und weinte sogar. Als er am Zimmer des Vaters vorüberging, warf er einen Blick hinein: Jewgraf Iwanitsch stand angezogen am Fenster und trommelte an die Scheiben.

„Adieu! Ich fahre!“ sagte der Sohn.

„Adieu . . . . Das Geld liegt auf dem runden Tischchen . . .“ antwortete der Vater, ohne sich umzukehren.

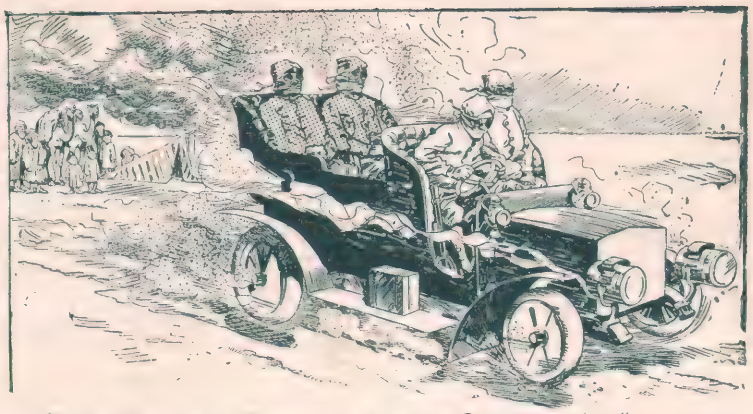
Als der Student nach der Station fuhr, fiel ein häßlicher, kalter Regen. Die Sonnenblumen neigten ihre Köpfe noch tiefer, und das Gras erschien noch dunkler und trauriger.


" KODAK "



„Allah, beschütze uns, der Samum kommt!“

Der Schrecken der Wüste, ein Karawanen-Abenteuer.



„Nein, das war kein Samum, so stinkt der Sandsturm nicht.“ „Puck“

Briefkasten.

F. S. 100. Die Zahl der Kirchen in Berlin beträgt 75, darunter 62 evangelische; in Petersburg 67, darunter 40 griechisch-katholische (13 Kathedralen). In Moskau 463, darunter 450 griechisch-katholische (9 Kathedralen) und 1 Moschee. Moskau dürfte daher den Anspruch erheben, die Stadt der meisten Kirchen zu sein.

Herrn Volontär von K. in E. Sie finden eine Abhandlung über „Retouche" sowie viele praktische Ratschläge für Amateurphotographie in dem Buche „Der Amateurphotograph" von Ernst Steinold, zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von unserem Verlage Ullstein u. Co. für 1 M.

J. St. Bei der Eisenbahn können Güter, selbst wenn sie als „bahnlagernd" bezeichnet sind, nur 36 Stunden lagern. Zur Vermeidung von Verstopfung der Güterbahnhöfe und Ueberfüllung der Güterböden hat die Eisenbahn die Bestimmung getroffen, daß die Güter nach Ablauf der angegebenen Frist dem Bahnspediteur auf Lager gegeben werden.

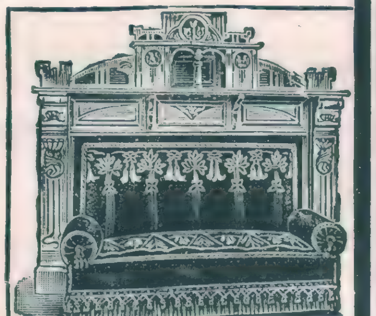
Geschäftliche Notizen.

Die Firma S. Grünwald, Hoflief., Frankfurt a. M., ist Generalvertreter der Deutschen Grammophon-A.-G. und der Internationalen Zonophone-Company. Die Einrichtung des Geschäfts umfaßt einen großen Ausstellungssaal, Vorspielzellen, Musiksalon, einen über 150 Personen fassenden Konzertsaal sowie ein etwa 20 000 Platten fassendes Lager. Die zentrale Lage Frankfurts a. M. erleichtert Interessenten den Besuch dieses großartigen Etablissements. Die Firma sendet kostenlos, auf Wunsch auch fortlaufend, die von ihr herausgegebene Zeitschrift „Die Schallwelle", in der alle die Grammophon-Industrie betreffenden Fragen erschöpfend behandelt werden. Mit weiteren Auskünften jeder Art steht die Firma Anfragenden gern zu Diensten.

Weihnachtsprämie. Die Firma Nelken, Berlin N., Oranienburgerstr. 23, versendet an alle Leser ein Etui, enthaltend 44 Stück Messer, Gabeln, Löffel usw. aus „Mexiko"-Silber zum Prämienpreise von nur 22 Mark. Das seit Jahren bekannte „Mexiko"-Metall verliert niemals seinen Silberglanz.

















XVII. Jahrgang
Nr. 49

Berliner

6. Dezember 1908
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Ein deutscher Träger des Nobelpreises: Geheimrat Ehrlich,
einer der verdienstvollsten deutschen Gelehrten, Erforscher der Körpergifte und Leiter des Instituts für Serumforschung in Frankfurt a. M.
Phot. Alfred Krauth.



Feldmarschall Lord Roberts, während seiner Rede im englischen Oberhaus über die „deutsche Gefahr".

Lord Roberts sagte: „Lords, durch einen schmalen Wasserstreifen von uns getrennt, lebt gegenüber unserer Küste ein Volk von 60 Millionen Menschen, ein Volk, das unser stärkster Rivale im Welthandel ist und die stärkste Militärmacht der Welt besitzt. Dieser überragenden Heeresstärke fügt es jetzt eine stetig wachsende Seemacht hinzu. Wir aber versuchen unsererseits keinerlei militärischen Gegenmaßregeln".

Geheimrat Ehrlich, der Träger des Nobelpreises.

Durch die Verleihung des Nobelpreises ist in diesem Jahre ein Gelehrter geehrt worden, dessen stille Forschungsarbeiten in den tiefsten Bau der medizinischen Erkenntnis dringend, selbst bei den gebildeten Laien nur wenig bekannt sind, um so mehr aber in allen Kreisen der medizinischen Wissenschaft Beachtung und Verwertung finden. Paul Ehrlich, jetzt im 54. Lebensjahre stehend, von Geburt ein Schlesier, begann seine medizinische Laufbahn als Assistent in der I. medizinischen Klinik der Charité zu Berlin unter Leitung des scharfsinnigen Klinikers von Frerichs, nach dessen Tode er einige Zeit noch unter Gerhardt tätig war. Als dann in Verfolg der Koch'schen Entdeckungen der Charité ein besonderes Institut für Infektionskrankheiten angegliedert war, trat er dorthin über. Hier setzte Ehrlich seine schon vorher begonnenen Studien über die Natur der Körperfarben fort, insbesondere führten ihn die Ergebnisse seiner Untersuchungen auf das große Gebiet der Immunitätslehre, das schon vor ihm von Roux und Yersin bearbeitet worden war. Als dann im Jahre 1896 die Gründung eines Institutes zur Kontrolle der Heilsera nötig wurde, erschien Ehrlich als der gegebene Mann für den leitenden Posten. Das erst in Steglitz errichtete Institut wurde 1899 nach Frankfurt a. M. verlegt, wo Ehrlich heute noch wirkt. Neigung und technischer Instinkt scheinen diesen Gelehrten von Anfang an dazu prädestiniert zu haben, der Medizin eine Fülle von theoretischem und praktischem Rohmaterial zu liefern, gewissermaßen das Werkzeug für die bedeutsamen Neuerungen, die heute in der modernen Therapie vorherrschen. Schon als Student hatte er einige wichtige Eröffnungen über die Beziehung der Anilinfarbstoffe zu den Körpergeweben gemacht; daraus hat sich eine unendliche Reihe von neuen Erkenntnissen chemisch-histologischer Natur entwickelt, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Ihn selbst führten diese Arbeiten auf die Erforschungen der Beziehungen zwischen den Gittern und den Königszellen, schließlich auf das Studium der Körpersäfte und derjenigen Stoffe, die giftig (als „Toxine") und giftwidrig (als „Antitoxine") im Körper selbst entstehen und vergehen. Die Erforschung der komplizierten Beziehungen zwischen Toxin und Antitoxin hat mehr als 10.000 Meerschweinchen das Leben gekostet, sicherlich aber heute schon mehr als 10,000 Menschen das Leben gerettet. Durch Ehrlich hat die Serumbehandlung vieler Krankheiten eine wissenschaftliche Grundlage und die weitere Serumforschung eine wissenschaftliche Richtlinie gewonnen. Vor allem die Lehre von der „Immunität", das ist die Lehre von der Unempfänglichkeit des menschlichen Körpers für bestimmte Krankheitsgifte unter bestimmten Verhältnissen, verdankt ihre festen Unterlagen den scharfsinnigen Theorien, die Ehrlich aufgestellt hat. Tausende von Aerzten, die heute mit dem Werkzeug aus Ehrlich's Laboratorium sich die Waffen gegen die Krankheiten schmieden, werden als Wohltäter der Menschheit gepriesen, während des Werkzeugmeisters nur wenige gedenken. Umso mehr kann man es loben, daß nunmehr dem im Verborgenen blühenden Verdienste sein Lohn geworden ist.



Der ermordete Maler Steinheil.



Bildnis der des Mordes angeklagten Frau Steinheil aus früherer Zeit.



Der Schauplatz des Dramas: Die Villa der Familie Steinheil in Paris.



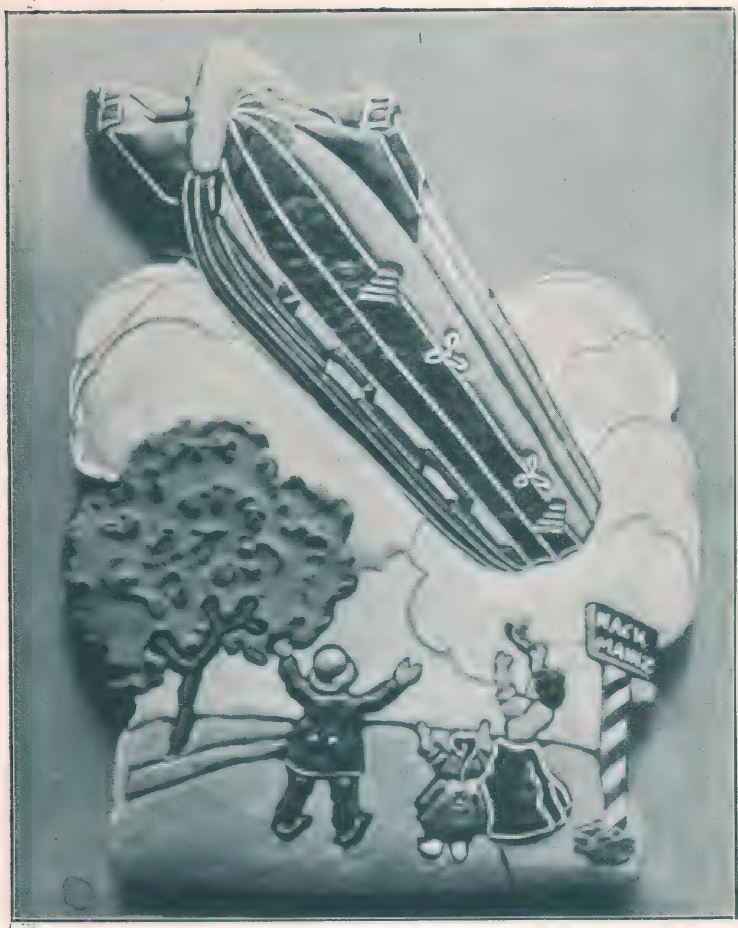
Frau und Fräulein Steinheil.
Nach einer, wenige Stunden vor der Verhaftung der Frau Steinheil gemachten Aufnahme eines Reporters des „Matin."

Das Drama Steinheil.

In der Nacht zum 31. Mai d. J. sind in Paris der bekannte Porträtmaler Steinheil und seine Schwiegermutter ermordet worden, während die Gattin des Malers gebunden und geknebelt aufgefunden wurde. Nach den ersten Aussagen der Frau Steinheil lag ein Raubmord vor, der von drei vermummten Männern und einer rothaarigen Frau begangen wurde. Die Nachforschungen der Polizei hatten jedoch kein Ergebnis und die Zeitungen bemächtigten sich des sonderbaren Falles, dem von mancher Seite eine politische Bedeutung zugemessen ward. Man erinnerte daran, daß die schöne Frau Steinheil die Freundin des Präsidenten Felix Faure war, der auch auf ganz ungewöhnliche, vielleicht sogar unnatürliche Weise plötzlich ums Leben gekommen ist, gerade während Frau Steinheil bei ihm zu Besuch war und man begann, Frau Steinheil mit dem Doppelmord in Verbindung zu bringen. Da machte die Gattin des ermordeten Malers plötzlich eine ihren Kammerdiener Couillard belastende Aussage. Couillard wurde verhaftet, da man in seiner Brieftasche eine aus einem Ringe der Frau Steinheil stammende Perle gefunden hatte. Durch die Aussage eines Juwelier, der den angeblich geraubten Ring der Frau Steinheil erst nach der Mordtat repariert hatte, ergab sich die volle Unschuld des Kammerdieners. Das Rätsel wurde immer dunkler; da gelang es zwei Journalisten, einem Redakteur des Matin und einem Redakteur des Echo de Paris, Frau Steinheil zu dem Geständnis zu bringen, daß sie selbst ihrem Kammerdiener die Perle in die Brieftasche gesteckt habe, um den Verdacht von dem wahren Mörder, dem Sohne ihrer Köchin, Alexander Wolf, abzulenken. Dieser konnte jedoch sein Alibi nachweisen, und Frau Steinheil wurde in Haft genommen. So steht gegenwärtig die geheimnisvolle Angelegenheit, die eine weit über das lokale Interesse hinausgehende Bedeutung erlangt hat, und in deren Dunkel sich zweifellos noch sensationelle Ueberraschungen bergen.



Frau Steinheil bei einer Konferenz mit ihrem Verteidiger.



Aktuelle Münchner Künstler-Pfefferkuchen: Zeppelin auf der großen Fahrt.



Graf Zeppelin, hell strahlt dein Stern, wir haben dich zum Fressen gern.

Gabriel von Seidl

Das neunzehnte Jahrhundert hatte an die Stelle einer durch lange Perioden gepflegten Baukunst ein ziemlich hilf- und haltloses Gebilde gesetzt, das es immer noch kühn als Architektur bezeichnete, das aber allen Zusammenhang mit dem vorhergegangenen verloren hatte. Für die neuen Aufgaben, die eine neue Zeit stellte, fand man nicht die rechten Formen, nicht den Stil, und mit dem überlieferten Stilen wußte man nichts anzufangen, sie waren tot und sie blieben tot, wenn man sie auch nachahmte. Kein Geist erfüllte sie mit neuem Leben, sie waren eben zum Schnörkel geworden, der ohne Ueberlegung, ohne rechten Sinn angewandt wurde. Die Hilflosigkeit in baulichen Dingen erklärt uns das traurige Gesicht, das unsere meisten Großstädte in ihren neueren Quartieren haben. Im Norden und in Mitteldeutschland, allwo diese Großstädte nicht sehr alten Datums waren, und allwo den Bauten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts wenig schöne historische Bauwerke gegenüberstanden, wurde vielleicht dieser Mangel nicht so empfunden wie in dem Süden Deutschlands mit seiner reichen alten Kultur und seinen überzahlreichen Resten aus allen Bauperioden. Hier stand sich das Vollkommene-Alte und das Unvollkommene-Neue ständig gegenüber, hier mußten die Gegensätze empfunden werden; aber hier hatte auch der Architekt Gelegenheit am Alten zu lernen, spürte seinen lebendigen Atem, und seine Stilwissenschaft brauchte ihm nicht aus Büchern und von Hochschulkursen zu kommen, sondern konnte von den Bauwerken selbst, an denen er täglich seine Schritte vorbeilenkte, ihm zufließen. Das sind eigentlich die Vorbedingungen, aus denen wir uns eine Erscheinung wie den großen Münchener Architekten Gabriel von Seidl, dessen 60. Geburtstag jetzt die deutsche Kunstwelt feiert, erklären können. Er ist und war das architektonische Gewissen seiner bayrischen Heimat. Er knüpfte an die heimatlichen Baustile an, an die reiche Kunst, die Renaissance, Barock und auch Rokoko in seiner Heimat geschaffen haben. Und all das wußte er mit neuem Geist zu erfüllen, verstand es den Forderungen der Jetztzeit dienstbar zu machen, wußte es weiterzubilden, im Sinne alter Kunstformen neue Kunstformen zu schaffen. Dem Backsteinbau des Nordens, der auch mehr und mehr nach Süden vordrang, stellte er wieder den Sandsteinbau des Südens mit reichen Steinmetzarbeiten gegenüber. So wurde Gabriel von Seidl, der Architekt Münchens, der, an das alte anknüpfend, zu einer neuen deutschen Baukunst gelangte. Aber all das hätte er nie erreicht, wenn ihm nicht der seltene Sinn für das Lebendige in der Architektur zu eigen wäre, wenn er nicht ein wirklicher Baumeister wäre, schöpferisch und raumgestaltend, wie es die Meister von ehedem waren und wie das heute nur wenige große Architekten sind. Er ist vor allem berühmt als der Erbauer der Villa Lenbach, des bayrischen Nationalmuseums, des Künstlerhauses in München, des Museums der Pfalz in Speyer, und zahlreicher Münchener Bierpaläste.



Professor Gabriel von Seidl, der berühmte Münchener Architekt,
der Schöpfer zahlreicher Monumental-Bauwerke in verschiedenen deutschen Städten, feiert am 9. Dezember seinen 60. Geburtstag. Der Künstler mit seiner Tochter. Phot. Franz Beilhack, Bad Tölz.

Neues aus Berlin

Im Wettkampf der Großstädte um die Anziehungskraft auf das wohlhabende internationale Fremdenpublikum hat Berlin zurzeit Oberwasser. Wenn Fürst Bülow kürzlich dem deutschen Volke nicht ohne Grund Sparsamkeit empfahl, so muß doch gerechterweise hinzugefügt werden, daß es gewisse Ausgaben gibt, die für aufstrebende Länder produktiv, wertschaffend sind. Denn so liegt die Sache nicht, als ob auch die Franzosen jeden verdienten Centime in den berühmten „wollenen Strumpf" steckten. Auch in Paris lebt man mit Recht für Eleganz, Unterhaltung, Glanz. Der Franzose haßt zwar den Fremden — „sale étranger" ist die gewöhnliche Wortkombination — aber sein Geld weiß er zu schätzen. Berlin ist vielleicht die einzige Stadt der Welt, in der man so weit geht, den Fremden um der Qualität seiner Geburt willen höher einzuschätzen als den Einheimischen. In Paris läßt man sich großstädtisch dazu herab, dem Fremden zu erlauben, sich an den Wundern der „Lichtstadt" zu ergötzen — in Berlin ist man heute noch der Ansicht, daß man sich geehrt fühlen müsse, wenn Fremde sich herbeilassen, die Reichshauptstadt und die anderen oft wunderbaren Reize, die Landeshauptstädte und Merkwürdigkeiten Deutschlands ins Auge zu nehmen. Sicherlich ist es wahr, daß man bei uns etwas zu viel in bezug auf die sogenannten „Repräsentationsausgaben" getan hat. Man glaubt, bei jeder Gelegenheit öffentlich und privatim „repräsentieren" zu müssen, auch wo es nicht im mindesten nötig war. In Blumen, Komfort, häuslicher Ausschmückung, Kleidung, Speise wird leider bisweilen des Guten ein wenig zu viel getan, und so mancher lebt „über seine Verhältnisse", gibt mehr aus, als er verdient, um eines Tages durch einen fürchterlichen Zusammenbruch aus allen Träumen gerüttelt zu werden. Namentlich das Kartenspielen, das Hazardieren hat nicht nur in den Klubs, sondern auch in den Berliner Bürgerfamilien in einer Weise überhand genommen, die kaum noch als gesund bezeichnet werden darf. Nicht selten sind die Ehemänner durch die Spiellust der Frauen in einem Grade geschädigt worden, daß der volle Ruin zum Entsetzen aller Bekannten erfolgen mußte. Von einem derartigen



Neues Berliner Straßenbild: „Guck mal, der Parseval!"



Berlins jüngster Monumental-Geschäftsbau: Blick von der „Rialto-Brücke" im neuen Passage-Kaufhaus in den riesigen Zentral-Glashof des Gebäudes, das mit einem Kostenaufwand von 20 Millionen Mark errichtet wurde.

Für die „B. J. Z." nach der Natur gezeichnet von René Lelong.



Neues aus Berlin:
Auf dem Wege zum Eispalast — bei 10 Grad Wärme.

Falle hat der Berliner Westen erst unlängst ausführlich zu klatschen gehabt. Von diesen unberechtigten Ausgaben aber sind jene andern genau zu unterscheiden, die erfolgen, um dem öffentlichen Leben mehr Anmut, mehr Licht, mehr Anziehungskraft zu geben, und die dadurch, daß sie einen leichteren Geldumsatz schaffen, daß sie fremdes Geld ins Land ziehen, wieder Werte werbend wirken. Die feinere Ausstattung der Hotels, die Gründung neuer, eleganter Theater und Unterhaltungsstätten, die Bevorzugung des Sports, die Verbesserung der Kleiderausstattung bei öffentlichen Zusammenkünften, fesselnde Ausstellungen, Gründungen hübscher Villenkolonien in den Vororten, Schaffung neuer Verkehrsmittel, großartiger Kaufhäuser — das alles und noch mehr sind, wenn auch besonders überflüssige Ausschreitungen Tadel verdienen, doch im ganzen löbliche, anerkennenswerte Versuche, dem Leben der Weltstadt neue, wünschenswerte Reize hinzuzufügen. Der Erfolg bleibt auch nicht aus, und der Name Deutschlands und seiner Reichshauptstadt gewinnt in den internationalen Kreisen immer besseren Klang. Der Strom der Fremden wächst alljährlich, besonders der wohlhabenden, und in Paris, Petersburg, London, Nizza hört man mit berechtigter Anerkennung von Berlin sprechen. Vieles hat sich auch in Sitten und Gepflogenheiten verbessert. Der Berliner Schutzmann ist seit Jahren ein Muster von Höflichkeit und Zuvorkommenheit, der jede Anfrage nach bester Kraft beantwortet — an den Schaltern der Postbureaus, der Eisenbahnen ist das früher so beliebte Anschnauzen des Publikums längst verschwunden, in den Geschäften walten fast überall liebenswürdige und zumeist auffallend hübsche Verkäufe-



Schutz den teuren Riesenhüten!
Die neuen Garderobenschränke im „Berliner Theater", in die jede Besucherin ihren Hut sorgsam selbst verschließen kann.



Berlin wird elegant! Die Probe-Bühne für Ball- und Abendtoiletten,
errichtet nach dem Muster der großen Pariser Modesalons im neuen Haus der Firma Manheimer.

Für die „B. I. Z." nach dem Leben gezeichnet von René Lelong.



Praktisches Baby-Massenbad in einem Londoner Säuglingsheim.

rinnen, die dem Eintretenden als freundliche Beraterinnen zur Seite stehen. Kurz, Berlin und die deutschen Hauptstädte werden nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich wirkliche Weltstädte. Der Philosoph darf sagen, daß in der Pflege der Lebenshaltung ein gutes Stück Politik und Weltanschauung liegt. Gewiß fehlt den Dingen auch die Kehrseite nicht. Vor allem kosten jene Fortschritte Geld und dies muß natürlich beschafft werden. In vielen Familien werden die einzelnen Mitglieder mehr als bisher zur wirtschaftlichen Mitarbeit herangezogen werden, sich stärker am Verdienen betätigen müssen. Das gibt Schwächung des Familienlebens, aber es gibt dem Individuum auch Selbständigkeit und Rückgrat. So hat jedes Ding in der Welt, besonders aber jeder Fortschritt sein Schlechtes und sein Gutes zugleich: es gibt im Leben kaum etwas, was nur nach der einen oder andern Seite wirkte.

C. A.-S.



Die Brieftaube als Photograph:
Die Taube mit dem 75 Gramm schweren Apparat, dessen Verschluß durch ein Uhrwerk selbsttätig geöffnet wird.

Photographierende Brieftauben.

Bei der Einführung von lenkbaren Luftschiffen für Kriegszwecke hat man bisher fast ausschließlich die Zwecke des Nachrichtendienstes im Auge. Die von dem Luftschiff aus hergestellten Photographien geben über Stellung des Feindes, Topographie von Befestigungen 2c. die wertvollste Auskunft und können als Grundlage für die strategischen Operationen benutzt werden. Leider aber bieten die Luftschiffe in der verhältnismäßig geringen Höhe, von der aus derartige Aufnahmen möglich sind, den feindlichen Geschossen ein allzu willkommenes Ziel, und hier scheint eine von Dr. Neubronner in Cronberg gemachte Erfindung berufen, ergänzend einzugreifen. Dr. Neubronner hat nämlich den sinnreichen Gedanken verwirklicht, Brieftauben als geflügelte Photographen zu verwenden. Er versieht die Tiere mit winzigen Apparaten von Sonderkonstruktion, deren Gewicht (75 g) den Flug der Tauben nicht im mindesten hindert. Ein Uhrwerk öffnet in bestimmten Zeitabschnitten (von etwa je einer halben Minute) den Objektivverschluß für einen Bruchteil einer Sekunde, so daß die Taube bei ihrer Rückkehr in den Schlag eine ganze Reihe von Aufnahmen mitbringt, die den von ihr zurückgelegten Weg in seiner Gesamtheit darstellen. Der Neubronnersche Apparat gestattet bei 30 Einzelbildern die Aufnahme einer Strecke von 15 km. Die Aufnahmen sind vom Format 4×4 und können bei siebenfacher Vergrößerung noch recht scharfe Bilder liefern.



Durch eine „photographierende Taube" ausgeführte Aufnahme.



Durch eine „photographierende Taube" ausgeführte Aufnahme.

Von den Bühnen



Rudolf Christians als „Marc Anton"
in „Julius Cäsar" in der Neueinstudierung des Berliner Neuen Schauspielhauses. Phot. Albert Meyer.



Frl. Meyan Phot. Reutlinger.
als Harlekin in der Revue des Pariser Olympia-Theaters.



Josef Kainz als „Narr"
in Ernst Hardts mit dem Schillerpreise ausgezeichnetem Drama „Tantris der Narr." Phot. Bernhard.

Das mit der Hälfte des Schillerpreises ausgezeichnete Drama „Tantris der Narr" von Ernst Hardt fand kürzlich im Wiener Hofburgtheater seine Uraufführung. In den 50 Rollen der Hardtschen Dichtung waren nicht weniger als 43 Solokräfte beschäftigt. Kainz spielte die Titelrolle und für die Ausstattung sind etwa 80,000 Mark aufgewendet worden. Das preisgekrönte Werk hat die großen Hoffnungen leider nur zum Teil erfüllt, der zweite epische, breite Teil der Dichtung erwies sich bei der Aufführung als recht schwach und hielt nur durch die Darstellung das Interesse wach. — Rudolf Christians hat kürzlich sein Engagement am Neuen Schauspielhaus in Berlin als Marc Anton in Shakespeares Julius Cäsar angetreten. Der populäre Künstler ist damit nach einer mehrjährigen Pause, in der er fast ausschließlich im modernen Konversationsstück auftrat und sich sogar als Operettentenor versucht hat, erfreulicherweise wieder zu seinem eigentlichen Rollenfach als Heldendarsteller zurückgekehrt, in dem er stets glänzende Erfolge errungen hatte. Sein Marc Anton, den er abweichend von der Schablone als „schönen Mann" gibt, reiht sich seinen früheren Schöpfungen würdig an. — Die Berliner „Komische Oper" hat mit der Uraufführung von Leoncavallos „Zaza" einen starken Erfolg erzielt. Das Stück, das schon als Schauspiel von Berton und Simon die gesamte deutsche Bühne erobert hat, dürfte auch in seiner neuen musikalischen Verkleidung nicht sobald vom Spielplan verschwinden und im stehenden Repertoir aller Opernbühnen rasch heimisch werden. In der mustergiltigen Aufführung, der der Komponist beiwohnte, stachen besonders die glänzenden Leistungen der Dresdener Hofopernsängerin Eva v. d. Osten und ihres Partners Franz Naval in den Hauptrollen hervor.





Szenen aus Leoncavallos Oper „Zaza", die mit großem Erfolg in der Berliner Komischen Oper aufgeführt wurde.
Aus dem I. Akt: Dufresne (Franz Naval) in der Garderobe Zazas (Eva von der Osten von der Dresdner Hofoper). Aus dem III. Akt: Zaza mit dem Kinde ihres Geliebten. Phot. Zander & Labisch.

Abonnement: 1,30 Mk. vierteljährlich, 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel, sowie durch die Expedition frei ins Haus. — Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. — Anzeigen Mk. 2,50 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW., Kochstr. 22/25.



Die Wahrheit über Orpheus.

Zeichnung von Walter Caspari-München.

Für dich

Roman von Rudolph Stratz

9. Fortsetzung.

„Von alledem weiß ich nichts!“ sagte Georg Gisbert.

„Das glaube ich gerne, daß Sie das unbewußt getan haben,“ erwiderte Vera von Vogt. „Mir ist das alles auch erst nachträglich, nach Jahren, klar geworden. Jede Frau ist anpassungsfähig, und wenn sie liebt, ist sie es zehnfach. Ich bin nicht so biegsam von Natur wie andere — aber dafür hab ich Sie zehnmal mehr geliebt, als andere ihren Mann! Durchs Feuer wäre ich für Sie gegangen. Ich hab' mir alle Mühe gegeben, so zu werden, wie Sie mich nun einmal sahen. Aber das schwankte ja ewig, je nach Ihren Launen und Stimmungen. Ich konnte es nie recht begreifen und mir sagen: „So! Also das bist künftig du!“ Es gab immer wieder Mißverständnisse und Enttäuschungen! Ich war nie so, wie ich sein sollte! Ich hab' mich aufgerieben im Kampf mit meinem eigenen Doppelwesen!“

Sie stand in ihrer unterdrückten Erregung wieder auf und schob den Stuhl zurück.

„Da hab' ich schließlich nur noch das Gefühl gehabt: Wie ich bin, bin ich genug! . . . Wenn dir das zu wenig ist . . . O . . . ich will mich gar nicht beschönigen! Ich war damals wild und launisch und verzogen! Ich hatte eine viel zu hohe Meinung von mir! Man hatte mir wie anderen Mädchen die dumme Idee beigebracht, daß ich dazu da sei, einen Mann so glücklich zu machen, daß er weiter gar nichts vom Schicksal verlangte. Das schien mir damals ein Leichtes . . . Mit Stolz im Herzen, mit vollen Händen bin ich in dein Haus getreten! Und dann diese Ernüchterung — diese Demütigung, als unzulänglich empfunden zu werden — zu klein und zu dürftig zu sein. Da konnte man sein Bestes geben . . . Da hätte ein Engel vom Himmel herunterkommen können — er hätte dir nicht genügt! . . . O Gott . . . was hab' ich gelitten in der Zeit . . .“

„Glaubst du, ich nicht?“

Plötzlich merkten sie beide, daß sie in der Aufregung in das „Du“ von einst zurückverfallen waren. Sie verstummten. Es war schon so dämmerig, daß sie nur undeutlich die leise, rasche Röte erkennen konnten, die ihre Gesichter überflog und wieder verschwand. Dann begann Vera:

„O, das weiß ich, daß Sie gelitten haben! Das hoffte ich damals. Ich war grausam geworden — rachsüchtig. Da sagte ich mir: Er soll auch leiden! Man hat ja tausend Nadelstiche bei der Hand. Aber auf die Dauer ist dabei der Mann immer der Stärkere. Er hat ja draußen das Leben. Und als Sie anfingen, nicht mehr an mir herumzumäkeln und mich zu quälen und immer neue Mankos an mir zu entdecken, sondern mich ganz einfach vernachlässigten, als hoffnungslos aufgaben — als sie die Abende im Kasino zubrachten, kaum von der Jagd und dem Dienst nach Hause kamen . . . und ich hatte Sie gegen den Willen der Meinen geheiratet . . . es war reinste, heißeste Liebe bei mir gewesen — und wie stand ich nun da . . . verschmäht und verlassen . . . Ihre fortgesetzte Schuld an mir, die hat keiner aufgeschrieben! Und was war schließlich mein Verbrechen? Ich war Ich und nicht Ihr Traumbild! . . . Und dies Traumbild haben Sie auch späterhin nicht im Leben verwirklicht. Ihre jetzige Frau ist sehr nett und lieb, aber auch ein Mensch! Die hat es gut, weil sie bei Ihnen die Zweite ist. Ich als Erste mußte daran glauben . . .“

Es dämmerte immer stärker in dem Zimmer. Eine Weile herrschte Schweigen. Georg Gisbert hatte das Haupt gesenkt und sah vor sich zu Boden. Endlich sagte er:

„Ich habe mir gewiß nachher Vorwürfe genug gemacht. Mich hat das Leben inzwischen auch in die Schule genommen und mich gelehrt, daß nicht alle Blütenträume reifen. Ich hab' jetzt wohl erkannt, daß ich zuviel von Ihnen verlangt habe. Aber ich hab' das damals aus viel zu großer, aus ungerecht und anspruchsvoll machender Liebe getan! Das ist meine einzige Entschuldigung . . .“

„Also das geben Sie doch zu, daß ich damals Unmögliches leisten sollte?“

„Ich glaube, ja!“

Sie seufzte.

„Jetzt nach sechs Jahren ist das alles ja gleichgültig!“ sagte sie. „Aber schließlich ist es mir doch lieb, daß ich das einmal aus Ihrem Munde gehört habe! Es beruhigt mich doch! Ich danke Ihnen dafür! Denn im gewissen Sinn bleiben wir doch immer gegenseitig unsere einzigen Richter! Was wissen Dritte von alledem . . .“

Die Schatten im Zimmer hatten sich vertieft. Im Nebengemach kreischte ein Kakadu. Die Stimme einer alten Dame, die selber etwas papageienartiges im Klang hatte, beruhigte ihn. Vera meinte:

„Das ist nur meine Urgroßtante, die da nebenan herumgeistert! . . . Sie stört uns nicht. Sie ist über achtzig und stocktaub. Aber eine Lampe könnte sie uns schon hereinschicken! Es wird bald Nacht.“

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Lassen Sie es doch!“ sagte er. „Es sitzt sich doch so gut hier im Zwielicht!“

Beide schwiegen. Es war kein Laut in dem altmodischen Zimmer, in dem alles voll war von den Spuren verschollener Geschlechter, von Andenken an Menschen, die niemand mehr kannte, von Dingen, an deren geheimem Sinn einst ein Herz gehangen, und die nun kalt und tot geworden waren — und den beiden, die sich da stumm, die Hände über den Knien gefaltet, gegenübersaßen, war das wie ein Gleichnis ihres eigenen Seins.

Es war eine lange Pause. Ihre beiden Gestalten zeichneten sich nur noch undeutlich im Halbdunkel ab. Dann sagte Vera, mehr zu sich als zu ihm:

„So — jetzt hab' ich glücklich mein Wort gebrochen . . .“

Er hob den Kopf. Sie fuhr fort:

„Wir wollten uns doch nicht über das unterhalten, was einmal zwischen uns war. Ich hatte es . . . meinem Bräutigam versprochen. Aber es ist einerlei! Es ist so ganz gut! Es reden einem so viele ins Leben hinein und man lebt's doch schließlich selber . . . Kein anderer hilft einem dabei . . “.

Er saß dicht vor ihr. Die Finsternis war ihm willkommen. Da konnte er sie ansehen, so lange er wollte — diese unbestimmten Umrisse ihres Schattens — den Rausch ihrer Nähe fühlen. Endlich versetzte er:

„Ich bin Ihnen dankbar dafür. Im Schweigen liegt etwas so furchtbar Hartes. Mit ein paar Worten kann man die Dinge mildern . . . Sie haben uns beiden die Sentimentalität verboten. Ich will auch gar nicht mit einer billigen Wehmut kommen. Ich meine nur: den Schmerz, den wir uns einmal zugefügt haben — den sollten wir uns in der Erinnerung wenigstens läutern . . .“

Und wie er so sprach, übermannte ihn doch beinahe die Ergriffenheit. Er kämpfte mit sich. Und so bat er gedämpft, sich im Stuhl vorbeugend, in das Dunkel hinein:

„Vera . . . wollen wir uns nicht verzeihen, ehe wir auseinandergehen?“

Es kam keine Antwort von dem Schatten vor ihm.

Und wieder war das schwere Schweigen.

Dann sagte er leise:

„Sie heiraten nun nächstens?“

„Ja.“

„Wann?“

„Donnerstag über acht Tage!“

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück für Ihr weiteres Leben!“

Von drüben klang ein seltsamer Ton. Es war wie ein unterdrücktes Aufseufzen. Dann erwiderte sie ruhig:

„Danke.“

„Bleiben Sie in Berlin wohnen?“

„Den Winter in Berlin, den Sommer auf unserem Gut.“

„Ich bin auch an Berlin gebannt. Ich weiß nicht, wie lange mein Kommando hier dauern wird. Es kann sich noch sehr hinziehen . . .“

„Ich weiß, daß Sie sich Ihren Aufenthaltsort nicht wählen können!“

Sie schien seine Worte als eine Entschuldigung aufzufassen, daß er mit ihr in derselben Stadt blieb. Er fuhr fort:

„Es ist jeden Tag die Möglichkeit gegeben, daß wir uns durch Zufall wieder treffen. Vera . . . wollen wir da nicht dem für uns Peinlichsten von vornherein die Spitze abbrechen — an allem Aeußerlichen ändert das ja nichts — und uns die Hand geben und zueinander sagen: „Und vergib uns unsere Schuld“ . . . Es wäre so viel besser . . . so viel schöner . . . mich wenigstens würde es zu einem ganz anderen Menschen machen — viel lebensfroher und mit mir einiger als bisher . . .“

Er streckte ihr seine Rechte hin. Er hatte kaum gehofft, daß sie sie nehmen würde. Aber sie legte stumm und zögernd ihre Hand in die seine, mehr, wie es schien, um diesem unheimlichen Flüstern im Dunkeln, dieser schwülen Stimmung zwischen ihnen beiden ein Ende zu machen, als aus innerem Trieb. Er fühlte die Berührung ihrer Hand. Die Erregung übermannte ihn. Er preßte sie mit einem so leidenschaftlichen Druck, daß Vera sie hastig zurückzog und aufstand und mit einer vor Schrecken ganz tonlosen Stimme sagte:

„Es ist wirklich unglaublich . . . die alte Wersenz läßt einen hier einfach im Dunklen sitzen!“

Zugleich schellte sie und beorderte, als eine alte Magd ihren Kopf durch die Türe steckte, ungeduldig:

„Bitte, Licht! Der Herr Hauptmann will gehen und kann nicht einmal seine Sachen finden! Man sieht nicht mehr die Hand vor den Augen . . .“

Die Lampe kam und bei ihrem Schein merkte er wohl: Er hatte sich verraten. Und Vera hatte Augen für das bekommen, was in ihm war. Sie war ganz fahl geworden und atmete schwer. Sie vermied seinen Blick. Sie hielt sich stets drei Schritte von ihm. Aber sie gab sich alle Mühe, zu tun, als wäre nichts geschehen, und fragte, während er Helm und Handschuhe nahm:

„Wann reist Karla?“

„Uebermorgen mit dem Mittagszug! Vom Zoologischen Garten!“

„Bringen Sie sie an die Bahn?“

„Ich kann nicht. Ich habe Dienst!“

Und nun sagte sie schüchtern, in bittendem Ton:

„Darf ich dann das Kind nach Schlesien bringen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich hab' schon meine Frau gebeten, es zu tun . . .“

Und da sie mit einer unwillkürlichen, feindseligen Bewegung das blonde Haupt in den Nacken warf, setzte er gereizt hinzu:

„Das Kind geht aus dem Hause meiner Frau in das meiner Mutter über! Also soll es auch meine Frau zu meiner Mutter geleiten! Das gehört sich so.“

Er sagte das absichtlich schroff, so als wolle er ihr von neuem weh tun! Sie zuckte nur die Achseln. Beide sahen sich eine Sekunde bang und suchend in die Augen und gleich wieder weg. Und im selben Moment war es ihm ganz klar: Zwischen uns zweien gibt es nie Frieden —! Immer nur Haß oder Liebe . . . oder beides zugleich . . .

„Bitte, gehen Sie jetzt!“ sagte Vera.

Und da er nur einen Augenblick zögerte, um seinen Säbel einzuhaken, wiederholte sie hastig: Gehen Sie! . . .“ und als er sie dabei anblickte, färbte plötzlich eine leise, jähe Röte ihre Wangen. Sie hatte wieder der Alten geklingelt, damit sie ihm draußen beim Anziehen des Paletots behilflich sei. Sie wollte nicht unter vier Augen von ihm Abschied nehmen. Sie stand auch so weit von ihm, daß er nicht auf den Gedanken kommen konnte, ihr noch einmal die Hand zu reichen. Er verbeugte sich stumm und ehrerbietig und verließ das Gemach.

VIII.

In den folgenden Tagen lag ein Wolke über dem Giesbertschen Hause. Die kleine Karla weinte und bekam wieder ihr spitzes, blasses Krankenstubengesicht. Sie war unglücklich. Sie wollte nicht heim zu der alten Großmama. Sie wollte hier bei Tante Otti bleiben. Hier war es viel lustiger.

Und auch Frau Otti ging verändert herum. Sie sagte nicht viel. Das war nicht ihre Art. Aber ihr Mann merkte wohl, wie es sie kränkte, daß man ihr das Stiefkind, nachdem sie es mit solcher Selbstüberwindung ins Haus gebracht, zum Dank wieder wegnahm. Selbst der Hausarzt machte dem Hauptmann Giesbert Vorstellungen: Sein Töchterchen sei doch nun einmal leidend und eine weitere Beobachtung bei dem Spezialisten vielleicht doch . . . und jener erwiderte heftig:

„Mein lieber Sanitätsrat . . . mit dem ewigen Herumgeklopfe und Herumgehorche an dem armen kleinen Kerl kommt schließlich auch nichts Gescheidtes heraus. Ich weiß schon, was ich tue!“

Und bei sich hatte er gedacht: den letzten Grund kann ich doch dir nicht sagen und keinem: Wenn ich schon meine Frau nicht mehr lieben darf, wie kann ich dann das Unterpfand ihrer Liebe, unser Kind, immer und überall um mich haben? Jedes Wort, jedes Lachen meines Töchterchens mahnt mich doch an s i e, an die ich nicht denken soll und doch ohne Aufhören denke — ruft Erinnerungen wach . . . es ist furchtbar, aber wahr: ich ertrage den Anblick meines Kindes nicht mehr, weil ich seine Mutter liebe . . .

Daß Vera das nun wußte, erregte ihn nachträglich kaum mehr. Er bereute seine Unvorsichtigkeit nicht. Er war gleichgültig geworden. Das Schicksal ging seinen Gang. Er machte sich auch keine Vorwürfe, daß er Vera, statt in Frieden mit ihr zu kommen, erst recht die Ruhe geraubt hatte. Ihn quälte nur die eine Frage: und s i e . . .?“

Und seine Gedanken gingen hartnäckig immer wieder denselben Weg zurück. Sie war vor sechs Jahren aus seinem Hause geflohen, ohne einen dritten! Sie hatte diese ganze Zeit für sich gelebt, ohne einen dritten! Sie heiratete jetzt, aber dieser dritte zählte nicht mit. Wie man es auch ansah: Er, Georg Gisbert, war doch immer d e r Mann in ihrem Leben gewesen — ihr Halt und ihr Hemmnis — sie hatte nie über i h n hinweg den Weg zu einem anderen gefunden — und vielleicht war er noch jetzt ihr Schicksal . . .

Sie hatte doch die Wahl unter Bewerbern. Warum nahm sie ganz offensichtlich und trotzig gerade den, bei dem ihr Herz nicht mitsprach? Den angegrauten, dicken Fünfziger? . . . Weil sie nicht mehr lieben konnte? Weil alles, was sie je im Leben an Liebe besessen, ihrem ersten Mann gegolten hatte? . . . Und noch galt?

Seine Träume verwirrten sich da. Manchmal erschien es ihm wahrscheinlich, ja selbstverständlich, — sie war ja auch so seltsam verstört gewesen bei ihrem letzten Abschied — dann wieder ganz lächerlich. Es war wie ein unheimlicher Rausch, der nicht von ihm wich, vor dem ihm selber graute.

Und dann beruhigte er sich wieder. Es geschah ja nichts. Es würde auch nichts geschehen. Die Tage flossen einförmig dahin. Die Jahre schließlich einmal auch. Man lebte und verzehrte sich still und war innerlich morsch und blieb nach außen aufrecht. Das war wohl das Schicksal vieler, denen man es auch nicht so ansah.

In dieser Stimmung saß der Hauptmann Georg Gisbert am Mittwoch vormittag in seinem Bureau. Er hatte ausnahmsweise weniger Schreibereien zu erledigen als sonst. Er lehnte sich in seinem Strohsessel zurück und schloß die Augen. Jetzt war daheim in der Garnison wohl Bataillonsexerzieren oder Felddienstübung. Oder die Kompagnie hatte Schießen. Das war alles nicht sehr kurzweilig. Und doch beschlich ihn, der alles daran gesetzt hatte, von dort wegzukommen und das Berliner Kommando zu erhalten, auf einmal eine Sehnsucht nach frischer Luft, nach einem Galopp über grüne Heide statt des Aufenthalts in der Aktenstube hier.

Und dann merkte er: Das war nur der letzte Versuch, sich überhaupt aus Berlin, aus Veras Nähe, hinwegzuwünschen — gleichviel wohin. Und der Wunsch war aussichtslos. Seine Verwendung hier war eine solche Auszeichnung für einen jungen Offizier — so viele beneideten ihn darum — kein Mensch und am wenigsten die Vorgesetzten hätten begriffen, warum er versetzt werden wollte, um im Frontdienst Staub zu schlucken. Und gar den Abschied nehmen — vom Geld des zweiten Schwiegervaters irgendwo faulenzen — ihm schauderte bei der bloßen Vorstellung.

Seltsam — sein erster Schwiegervater, der alte von Vogt auf Rectzow, war immer knurrig, karg und mißtrauisch gegen ihn gewesen. Und doch hatte ihm, der als Bürgerlicher in der Armee alle Kasteninstinkte des Adels in sich eingesogen, der verwitterte altmärkische Edelmann innerlich viel näher gestanden, als jetzt der warmherzige und leichtlebige, schöne Schwiegerpapa am Rhein. Ueberhaupt: seine ganze erste Ehe war ihm so unheimlich nahe, so greifbar vor das Auge gerückt, daß ihm manchmal das, was nachher gekommen, wie ein Traum dünkte und jenes erste wie das wirkliche Leben.

Er fuhr erschrocken zusammen und beugte seinen dunklen, energischen, trotz des Berliner Aufenthalts noch sonnengebräunten Kopf wieder über die Schriftstücke. Sonst pflegte er meist weit über die vorgeschriebene Dienstzeit hinaus zu arbeiten. Aber heute war er gerade um Mittag fertig und es fiel ihm ein, daß er, wenn er sich eilte, noch gerade zurecht kommen konnte, um seiner Frau, die jetzt eben mit Karla zu der Großmutter nach Schlesien reisen sollte, und dem Kinde selbst auf dem Bahnhof Lebewohl zu sagen.

Er fuhr mit der Stadtbahn nach der Station Zoologischer Garten. Als er dort ausstieg, rollte eben von Westen her der Breslauer Schnellzug langsam in die Halle nebenan, und er sprang die Treppe hinunter, die Treppe zum Fernbahnhof wieder hinauf

(Fortsetzung auf Seite 912.)

Das neue Tell-Haus in Berlin.



Die Erweiterung der Berliner Untergrundbahn durch die neue Strecke Leipziger Platz—Spittelmarkt, hat mancherlei bauliche Veränderung nach sich gezogen. So stellte sich auch seinerzeit die Notwendigkeit heraus, den in die Niederwallstraße vorspringenden Teil des Eckgebäudes Spittelmarkt—Niederwallstraße seitens der Besitzerin der Chocoladenfabrik Hartwig u. Vogel, Hoflieferanten, Dresden, an die Untergrundbahn abzutreten. Durch diese Abtrennung wurde das Grundstück in seinem Aussehen und in seiner inneren Einteilung so wesentlich beeinträchtigt, daß sich die Projektierung eines Neubaues nötig machte. Der Ankauf des Nachbargrundstückes und die Verschmelzung der beiden Grundstücke gab den Herren Hartwig u. Vogel die Möglichkeit, diesen Neubau zu einem wirklich großzügigen und monumentalen zu gestalten. Um eine mustergültige Ausführung des letzteren sowohl nach praktischem als auch nach architektonischem Gesichtspunkte zu gewährleisten, wurde nunmehr ein Wettbewerb durch den Berliner Architekten-Verein ausgeschrieben, aus dem der Erbauer des Hauses, Herr Architekt Zahn, mit dem 1. Preis hervorging.

Das nunmehr fertiggestellte Gebäude, welches in erster Linie für die Erweiterung der Berliner Zweigniederlassung der Chocoladenfabriken Hartwig u. Vogel bestimmt ist, hat den Namen „Tell-Haus“ erhalten. Diese Bezeichnung konnte treffender nicht gewählt werden, erinnert sie doch an die seit Jahren von der Firma Hartwig u. Vogel als Spezialität fabrizierte weltberühmte Tell-Chocolade.

Den Wünschen der Firma, ein bis auf das Aeußerste ausgenütztes Ladengeschoß zu erhalten, entsprechend, wurden die Läden mit der Front am Spittelmarkt so tief als möglich angelegt. Die richtige Erkenntnis der Sachlage zeigte sich durch sofortige Vermietung des Erdgeschosses an drei bedeutende Firmen Berlins. Den vierten Laden reservierte sich die Firma naturgemäß selbst.

Durch die großzügige Aufteilung der Fassade und die einheitliche Zusammengestaltung des Grundrisses für die oberen Geschosse, sind Geschäftsräume geschaffen, die für ihre Mieter eine bedeutende Reklame darstellen werden.



Tell-Bild im Erker aus Kunstverglasung.

Durch ein vornehm ausgestattetes Treppenhaus mit Fahrstuhl, durch eine gesonderte Nebentreppe und Lastenaufzug zugängig, machen die Geschäftsräume in ihrer winkellosen Gestaltung und reichen Beleuchtung einen vorzüglichen Eindruck. Jede Etage hat Bodenräume und Lagerspeicher. Da die oberen Geschosse auch geteilt vermietet werden können, so ist zu erwarten, daß sie ebenso schnell Abnehmer finden werden, wie die Läden.

Das Aeußere des Gebäudes macht in seiner gelben Sandstein-Architektur den Eindruck eines vornehmen Geschäftshauses. Durch eine geschickte Gruppierung hat Zahn das Gebäude zu einer Wirkung gebracht, die für den verhältnismäßig geringen Raum, auf dem das Haus erbaut wurde, geradezu überraschend ist. Die auf das äußerste Maß beschränkten Pfeiler zwischen den Läden sind bis zum Hauptgesims, das sie mit ihren Konsolenendigungen tragen, durchgeführt. Die in Bronce gehaltene Schaufenster-Architektur schließt die wuchtigen Fenster der 1. Etage mit ein. Die zwischen die gelben Sandsteinpfeiler eingespannten Broncepartien mit ihren violetten Namenfeldern, geben dem Ganzen einen wuchtigen Unterbau. Darüber beginnt eine gleichmäßige Aufteilung der Fenster. Während die für die Buchstaben der Firmennamen vorgesehenen Sandsteinbrüstungen wie schwere Bänder die Fassade bis zur straff durchgeführten Treppenhauspartie zusammenhalten, bringt die obere Fensteraufteilung mit ihren kleinen Pfeilern einen perspektivischen Eindruck hervor, der zum größten Teil die oben erwähnte überraschende Größenwirkung verursacht. Die Fenster selbst liegen verhältnismäßig tief hinter der Fassadenflucht, ohne die Beleuchtung im Innern irgendwie zu beeinträchtigen.

Auf der Ecke zwischen den beiden Eckpfeilern ist in äußerst geschickter Weise eine vornehme Reklame angebracht, die durch zwei Etagen gehend, Tell mit seinem Knaben darstellt. Tell in schreitender Bewegung, hält auf der rechten Schulter die Armbrust, während die linke Hand auf der Schulter des zu ihm aufschauenden Knaben liegt. Das Ganze macht einen ernsten würdigen Eindruck und ist ein Zeichen, daß man die Reklame vorzüglich mit der Architektur verbinden kann. Man betrachte sich nur die Tageswirkung dieses Bildes und die überraschende Wirkung am Abend.

Der Firma Hartwig u. Vogel kann man ganz besonders zu ihrem Hause Glück wünschen, denn es beweist, welch großes Verständnis sie für unsere modernen Anforderungen im Geschäftshausbau besitzt.

Es sei noch an dieser Stelle erwähnt, daß die Firma bereits in der Friedrichstraße ein Doppelgrundstück besitzt, und außerdem in den verschiedensten Stadtteilen Filialen unterhält. Die Stammfabrik, im Jahre 1870 begründet, befindet sich in Dresden, zwei weitere Fabriken in Bodenbach und Wien. Insgesamt beschäftigt die Firma Hartwig u. Vogel 2500 Personen. Ihre Erzeugnisse wurden seither mit 43 Medaillen und ersten Preisen ausgezeichnet.

und fand Otti und ihr Stieftöchterchen, wie sie sich gerade von dem Burschen das Handgepäck in ein Damenabteil reichen ließen. Er hatte noch Zeit gefunden, in fliegender Hast bei dem Blumenhändler in der Halle einen Busch Rosen zu erstehen. Den gab er Otti. Sie sollte ihn der Mutter mitbringen. Und sie nahm ihn und sagte, sich aus dem Coupéfenster vorbeugend, zu ihm, der unten stand, mit leiser Stimme:

„Eben war sie hier . . .“

Und nun bemerkte er, daß Karla auch ein paar Blumen und ein Körbchen mit Früchten in der Hand hielt. Er folgte der Richtung, die die Augen seiner Frau nahmen. Dort, ganz hinten, ging gerade eine große, schlanke Dame durch die Bahnsteig-Sperre hinaus. Sie trug einen schwarzen Tuchrock und ein schwarzes, ärmelloses Samtjäckchen, aus dem das Altrosa ihrer Blusenärmel leuchtete. Sie schritt langsam, etwas müder und mit vorgebeugtem Kopf, wie es sonst nicht Veras Art war. Aber er erkannte sie doch sofort. Er mußte in der Eile dicht an ihr vorbeigestürmt sein. Stumm und betroffen sah er, wie sie auf der abwärts führenden Treppe im Gewühl der Reisenden verschwand. Dann frug er:

„Was wollte sie denn?“

„Nichts. Sie hat halt Karla noch einmal sehen wollen. Sie ist nur gekommen und hat mich wortlos gegrüßt und der Karla die Sachen gegeben und sie geküßt und ist gleich wieder fortgegangen. . . . Zachariä . . . machen Sie, daß Sie heimkommen.“

Sie sagte das zu dem Burschen, der als müßiger Zuhörer daneben stand, und als der sich trollte, versetzte ihr Mann erregt, so, als müsse er sich und jene rechtfertigen:

„Frau von Vogt konnte nicht ahnen, daß ich auch auf den Bahnhof kommen würde. Ich hatte ihr ausdrücklich gesagt, ich könnte nicht, wegen dem Dienst . . .“

Die kleine Frau verstaute innen geschäftig ihr Handgepäck. Sie hörte nicht recht zu. Sie hatte ein bißchen Reisefieber wie immer, wenn sie ohne ihr Georgchen fort sollte. Und schon setzte sich der Wagen in Bewegung. Noch einmal streckte sich Karlas magere Kinderhand und die Frau Ottis, die auch nicht viel größer war, dem da unten entgegen, noch ein: „Auf Wiedersehen morgen! . . . Grüß' die Mama“ . . dann rollte der Zug nach dem Inneren Berlins davon, und der Hauptmann Gisbert, der noch eine Zeitlang dagestanden und ihm nachgeschaut hatte, wie er in der Entfernung immer kleiner wurde, wandte sich um und trat durch das erste Bahnhofsportal hinaus ins Freie.

Man war da in einem Seitenwinkel. Vorn das Grün des Zoologischen Gartens. Zur Linken führte ein schmaler Fußpfad längs der Stadtbahnbogen durch den Tiergarten zum Hippodrom. Georg Gisbert hatte sehr scharfe Augen. Und wie er in dieser Richtung hinunterschaute — sein Weg nach Hause lag in der anderen — da sah er ganz in der Entfernung eine Dame gehen. Wer es war, wäre durchaus nicht mehr zu erkennen gewesen. Aber die Rosa-Aermel leuchteten in dem hellen Mai-Sonnenschein deutlich aus dem dunklen Kleid.

Und im selben Augenblick hatte er mit zwingender Gewalt die Vorstellung, an dem Scheidewege seines Lebens zu stehen! Alles bisher zwischen ihm und Vera war Zufall oder Notwendigkeit gewesen, nie reiner Wille. Alles hatte sich noch irgendwie erklären und entschuldigen lassen. Aber wenn er jetzt, wie er unwillkürlich wollte, wie seine Füße ihn schon halb trugen, denselben Weg einschlug wie sie, dann gab es kein Beschönigen vor sich und anderen mehr. Dann begann in seinem Leben die Schuld. Er hatte dort nichts zu suchen, im Tiergarten. Er verhehlte sich das auch gar nicht. Er machte sich das ruhig klar, wie ein Mann, der sich plötzlich mitten in einer Gefahr befindet und jeden Ausweg prüft und nur darauf achtet, nicht den Kopf zu verlieren. Denn sein Kopf war betäubt. Er sah Frühling, Sonnenschein, Baumgrün, Menschen umher wie durch einen brausenden Schleier.

Die Gestalt in der Ferne war längst unsichtbar geworden. Sie mußte jetzt schon die Schleuse am Kanal überschritten und sich in einer der vielen Pfade des weiten Parks da drüben verloren haben. Es war gar keine Aussicht, sie wiederzufinden, selbst wenn man sich Mühe gab — selbst wenn man rannte, was er als Offizier auf offener Straße doch gar nicht konnte.

Und nun sagte er sich in Aerger und Trotz: Warum soll ich nicht schließlich auch hier gehen? Mein einsames Strohwitwer-Frühstück in der Meinekestraße läuft mir nicht davon! Ich kann doch schließlich tun, was ich will.

Ihm war nicht wohl dabei zumute. Er fühlte schon: er betrog sich selbst. Diesen Pfad, den er nun absichtlich langsam und öfters stehen bleibend hinabschritt, war kein Weg wie andere. Den war s i e vor kurzem gegangen. Es war, als sei da noch etwas von ihrer Nähe. Diese Vorstellung benahm ihm den Atem. Sein Herz hämmerte heftig. Er machte halt und schritt wieder zögernd weiter, wie auf einer verbotenen Spur. Und sagte sich immer wieder, selber zur Beruhigung: Wenn es auch närrisch ist, was du tust und unwürdig — Folgen hat es keine! du kannst sie ja nicht mehr einholen. Sie hat einen viel zu großen Vorsprung.

Zum Ueberfluß redete ihn auch noch auf dem Sandfeld des Hippodroms ein bekannter Offizier an, der zwischen dem Wasserturm und dem Eisenbahnviadukt hin- und herritt, um sein Pferd an den Lärm der Züge zu gewöhnen. Sie sprachen eine Weile miteinander über den Gaul und Georg Gisbert klopfte dem ohrenspitzenden und prustenden, schweißbedeckten jungen Tier aufmunternd auf den Hals. Dann schritt er weiter und war nun ganz ruhig. Diese Zeitversäumnis tat das Letzte! Warum sollte er sich nicht im Grünen ergehen? Er zwang sich, an Fernliegendes zu denken — an die Stute, die er eben gesehen — an den verfluchten australischen Pony, den er im Chinafeldzug geritten und der die Manie gehabt hatte, einem, wenn man beim Aufsitzen den Fuß in den Bügel schob, blitzschnell in die Stiefelspitze zu beißen. Sonst eine zähe Rasse! Im Berliner Tattersall drüben stand jetzt auch solch ein gescheckter brasilianischer Mustang zum Verkauf, der viele Kämpfe in Indien, den ganzen Burenkrieg und den Aufstand in Südwest-Afrika mitgemacht hatte. Dieser uralte, klapperdürre Hengst erinnerte ihn immer an einen greisen Landsknecht des Mittelalters. . . .

Im selben Augenblick sagte zu ihm ein weißhaariger Herr mit einem Zylinder und einer Aktenmappe unter dem Arm, offenbar ein Geheimrat oder so etwas, der auf dem Heimwege von seinem Bureau war:

„Ich glaube, Herr Hauptmann . . . der Dame dort scheint nicht wohl zu sein . . .“

Dabei wies er auf eine Bank am Wege. Es schien, daß er, in Ermangelung eines in der Nähe befindlichen Schutzmannes, es für seine Pflicht hielt, die Ritterlichkeit des Offiziers für die Erkrankte in Anspruch zu nehmen. Er selbst setzte nach flüchtigem Gruß eilig seinen Weg fort. Sonst war niemand umher, der Tiergarten überhaupt um die Mittagstunde wie ausgestorben. Georg Gisbert trat auf die Bank im Grünen zu. Da saß Vera. Er wunderte sich eigentlich nicht. Er hatte das ja herausgefordert. Er war ja in derselben Richtung gegangen wie sie. Er merkte jetzt, daß es sein innerster Wunsch und Wille gewesen war, sie zu treffen. Der hatte sich nun erfüllt.

Er stand vor ihr und sah, daß sie weinte, krampfhaft in das Taschentuch schluchzte, das sie vor das Antlitz gepreßt hielt. Deswegen hatte der Herr sie für krank gehalten. Georg Gisbert wußte nicht, ob sie ihn schon bemerkt hatte. Sie lag halb auf der Bank, den Arm auf die Lehne, den Kopf in die Hände gelegt. Er hätte schließlich behutsam umdrehen und zurückgehen können. Aber er tat es nicht. Er trat auf den Fußspitzen näher, und nun schaute sie auf.

(Fortsetzung folgt.)

Geschäftliche Notizen.

Beim Herannahen der Weihnachtszeit dürfte so mancher Familienvater um ein passendes Weihnachtsgeschenk für seine Frau in Verlegenheit sein. Ein ebenso nützliches wie hübsches Geschenk ist eine gute Waschmaschine. Die Firma Fritz Knoch, Berlin 111, SW, Puttkamerstr. 119, fabriziert als Spezialität Waschmaschinen für den Hausgebrauch. Bei der langjährigen Erfahrung, die die Firma in der Herstellung zweckmäßiger Waschmaschinen besitzt, bringt die Firma ein Fabrikat unter dem Namen „Meteor" auf den Markt, das bei jeder Hausfrau Beifall finden dürfte. Die Maschine ermöglicht eine Verbilligung des Waschens, eine Ersparnis an Arbeitszeit und Arbeitskraft, und vor allem wird die Wäsche nicht im geringsten abgenutzt. Der Versand der Maschine erfolgt für ganz Deutschland kostenlos. Wer nähere Auskunft haben will, fordere von den Lieferanten Prospekt.

Auf der Internationalen Ausstellung in Brüssel erhielten kürzlich die Weilwerke, G. m. b. H., Rödelheim-Frankfurt a. M., für ihre „Torpedo-Schnellschreibmaschine" das Diplom d'honneur. Es ist dieses die höchste Auszeichnung, die über der goldenen Medaille rangiert.

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

berg — bing — bir — burg — da — da — del —
din — du — el — en — en — ga — ga — ho —
i — in — is — ke — ki — le — mi — nuk —
na — nau — ne — ne — nel — phi — po — re —
rin — sa — se — sels — sprot — ster — tal —
te — te — ti — ul

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

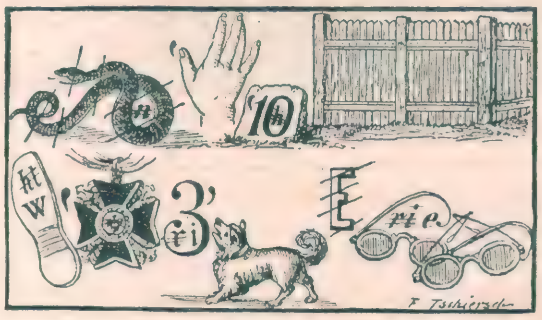
Die Wörter bezeichnen: 1. Frische Provinz. 2. Blume. 3. Metall. 4. Alpental. 5. Blume. 6. Frucht. 7. Deutschen Dichter. 8. Berg in Thüringen. 9. Stadt in Japan. 10. Deutsche Stadt. 11. Vogel. 12. Heiligen. 13. Nordamerikanischen Staat. 14. Fisch. 15. Italienische Stadt. 16. Griechische Stadt. 17. Deutsche Stadt.

Homonym.

Von Heinz Minden.

Die Menschheit ist es auf der ganzen Erde,
Doch hüt' ich mich, daß ich's nicht selber werde.

Rebus.



Dreisilbige Charade.

Von J. J.

Ein Jeder macht wohl Eins und Drei
Für's Mädel in der Jugend.
Dann gibt es meistens Eins-Zwei-Drei;
Man habe keine Tugend,
Die Lehrer und die Eltern klagen,
Und dabei pflegen sie zu sagen:
„In Zukunft sei hübsch Zwei und Drei,
Erspart dir dann die Eins-Zwei-Drei!"

Logogriph.

Von Theodora Knauthe.

Du nimmst's mit d und streu.'s mit f
Dem lieben s hinein;
Er wird mit schmetterndem Gesang
Dir dafür dankbar sein!

Scherz=Rätsel.

Von J. J.

Wenn einem Pärchen Kopf und Fuß du angefügt,
Wird draus ein Staat, der fern im Osten liegt.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben=Rätsel:

Victorien Sardou — Cyprienne.

1. Valerie. 2. Italien. 3. Christian. 4. Tulpe. 5. Oculi. 6. Rektor. 7. Julklapp. 8. Epernay. 9. Nérac. 10. Sorau. 11. Arno. 12. Raimund

Homonym: Vorwurf.

Rösselsprung:

Man spricht von einem Spiegel, der duldet keinen Rost,
Und eine Blume gibt es, die knickt ein einz'ger Frost,
Ein Kleinod, das nur einmal die Kunst des Meisters schuf:
Sieh', Spiegel, Blume, Kleinod, das ist — der gute Ruf.
(L. Bechstein.)

Anagramm: Belgrad — Bargeld.

Logogriph: Kerker — Erker.



















Lehrer: „Was tat Kain mit Abel?" — Schüler: „Er beneidete ihn." — Lehrer: „Falsch! Der Nächste." Zweiter Schüler: „Er erschlug ihn." — Lehrer: „Das war recht."

Theater-Direktor (am Tage der Premiere): „Jetzt hat uns die Zensur so viel von unserem neuen Stücke gestrichen, daß es den Abend nicht mehr füllt. Um wenigstens 1 Stunde ist es zu kurz. Was machen wir denn da nur? Die Blamage"! — Regisseur: „Beruhigen Sie sich, Herr Direktor, ich weiß einen Ausweg. Wir lassen den Helden und die Heldin einfach — stottern. Dann langt's."

Eingebildete Patientin: „Ich weiß nicht, was das ist, Herr Doktor, wie ich nur fünf Minuten gehe, überfällt mich eine schreckliche Müdigkeit. Kann ich nichts dagegen nehmen?" — Arzt: „Gewiß! 'ne Droschke."

Junge Frau (bei Tisch): „Nun, wie ist die Speise? Die habe ich aus dem Kochbuch zusammengestellt." — Ehemann: „Aha, darum schmeckt sie auch so auffallend nach Papier und Pappe!"

Besuch (zum kleinen Töchterchen der Familie): „Hast du auch Brüder und Schwestern, Kleine?" — Töchterchen: „Nein, ich bin alle Kinder, die wir haben."

Reiche häßliche Erbin: „Ich bin mir nicht im Klaren, Herr Rechtsanwalt, der Leutnant von X hat mir einen Antrag gemacht und ich sagte, daß ich ihn vielleicht später einmal heiraten würde. Ist das nun ein bindendes Versprechen?" — Rechtsanwalt: „Nein, aber eine gefährliche Drohung."

Frau (zur neuen Köchin): „Und das sag' ich Ihnen gleich — Liebschaften gibt es bei mir nicht." Köchin: „Das wär' doch aber auch — Sie sind ja verheiratet, Madam', und haben große Kinder!"

Humor des Auslands. Le Sourire.



— „Warum guckt mich denn Ihr Hund so an?"
— „Ach nichts! Heute morgen hab' ich einem Kunden ein Stückchen Ohr weggeschnitten, das hat er gefressen und nun sitzt er und wartet."

Herr (im Café um 5 Uhr nachmittags zu bekanntem Bummler): „Morgenkaffee trinken Sie wohl gar nicht?" — Bummler: „O doch, das ist er ja."

A.: „Gestern im Klub hab' ich einen Herrn Groß kennen gelernt, der läßt Sie grüßen." — B.: „Groß? Groß?" Kenn' ich nicht. Wie sieht er denn aus?" — A.: „So'n Kleiner, auf einem Beine hinkt er, sehr stark kurzsichtig, Riesenglatze und auf der Nase hat er zwei schwarze Warzen . . ." — B.: „Ah! Jetzt besinne ich mich, Sie meinen den „schönen Groß" den kenn' ich."

Photograph: „Heute hatte ich eine Arbeit, zum verzweifeln! Habe einen Damenklub aufgenommen .. fünfzehn Aufnahmen mißlangen, erst bei der sechzehnten hatten 'mal alle den Mund zu."

Richter: „Sie waren mit dem Angeklagten jahrelang befreundet, halten Sie ihn für fähig, den Betrag gestohlen zu haben?" — Zeuge: „Wie groß war die Summe?"

Kaufmann (der seinem Lehrling eine Ohrfeige gegeben hatte wegen eines Vergehens, das sich später als die Schuld eines anderen herausstellte): „Wilhelm, da hast du also eine Ohrfeige bei mir gut."

Bohême-Wirtschaft. Er: „Endlich habe ich die Schlüssel gefunden, die du den ganzen Tag vergebens gesucht hast." — Sie: „So? Wo waren sie denn?" — Er: „Im Schlüsselschrank." — Sie: „Wer konnte aber auch auf die Idee kommen."

Gast (im Restaurant zu einem Fremden, der einen sehr ungezogenen Hund bei sich hat): „Schade, daß der Hund nicht mir gehört . . ." — Fremder (freudig einfallend): „Sie hätten ihn wohl gerne?" Gast: „Gewiß . . . ich hätte den Köter schon lange erschlagen."

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Rudolf Huppert in Wien I. — Für die Inserate: Fritz Buß, Berlin-Halensee
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW., Kochstraße 22/25.

Oh diese Hasen!

Jagdplauderei von Anton Freiherrn von Perfall. Nachdruck verboten.

Oh diese Hasen! Seit Monaten vergessen, verachtet, tauchen sie plötzlich wieder auf und werden wieder gesellschaftsfähig.

Alt und jung rüstet sich zum Kampf wider sie. Die Büchsenmacher erfinden neue „Systeme“, in den Fabriken herrscht fieberhafte Tätigkeit, den Bedarf an Todesrohren zu decken.

Die Bahnhöfe sind des Morgens mit Nimroden überfüllt, Automobile und Droschken stinken und rasseln. Auf den Gütern steht die Gastfreundschaft in vollster Blüte, werden Küche und Keller auf ihre höchste Leistungsfähigkeit geprüft, die kleinste Bauernkneipe floriert, Urlaube werden mit allen Listen erschlichen, der Pensionär wird sich seiner Freiheit voll bewußt, Feinde werden durch Einladungen versöhnt, Freunde durch Uebersehen auf immer verloren, alles um die Hasen, um diese letzte Ernte der Furche.

„Wieviel Hasen wurden gestern bei Grafen N.... geschossen? — 180! — Donnerwetter, der Graf macht sich, voriges Jahr 80 — Und am Mittwoch bei Kommerzienrat Y — 80 — Hm, er hat kein Glück mehr — voriges Jahr 180, hinaufkommen ist nicht das Schwerste, — oben sich halten — sich halten! Denken Sie in Moosinning nur 45 — stehen Sie denn nicht auf dem Kopf? — Nasses Frühjahr halt — habe ich mir gleich gedacht — alles ersoffen — — — Naß? — Zu trocken, verdurstet sagen Sie lieber —“

„Kommen Sie morgen nach Grünberg, Konsortium?“

„Denke nicht daran, Saujagd, ausgeschunden — die Kerls lassen ja kein Geisl am Leben.“

„Was Geisl — Hasen, Hasen — ich sage Ihnen, massenhaft große Sache — — wirklich nicht eingeladen? Nicht schön von den Herren — —“

„Nicht schön? hundsgemein!“

Am Telephon: „Bitte, Herr Doktor, Julius hat so arges Leibschneiden, wenn Sie gleich kommen würden —“ — „Wird sich wohl überessen haben, werde Pulver senden.“ — „Oh bitte, wenn Sie doch selbst —“ — „Kann nicht, eben dringend abgerufen, mein Zug geht in zehn Minuten — Schluß.“ — „Darf ich Herrn Direktor für Dienstag und Mittwoch um Urlaub bitten, zur Hasenjagd bei Stettenheims geladen.“ — „Aber, Herr Ingenieur, ich kann doch nicht wegen den verdammten Hasen den ganzen Betrieb stehen lassen. Wie denken Sie sich denn das?“ — „Sie glauben nicht, Herr Direktor, wie der Blick sich schärft auf der Jagd, der rasche Entschluß, — ich sehe etwas Erzieherisches darin — gewiß —“ — „In den Hasen? Ja, dann rate ich Ihnen selbst — hoffe nur, daß genug da sind, um Ihre Erziehung endgültig zu vollenden. Weidmannsheil! Schluß!“ — —

Und so weiter mit Grazie! Oh diese Hasen, sie mengen sich in alles, sie sind zu einer Macht geworden. Sie leeren die Sitze im Land- und Reichstag so gut wie am bürgerlichen Stammtisch, sie schaffen unverstandene Frauen und trauernde Strohwitwen. Sie dämpfen aber auch den Parteihaß und die Gier des Erwerbes. Sie machen aus Heißspornen zufriedene Philister und aus Philistern kühne Heißsporne, aus blasierten Lebemännern hitzige Nimrode, die sich mit Wurst und Käse begnügen und mit verschwitzten Hemden in harte Betten kriechen! — —

Und erst der Betrieb selbst, diese Tücken, Schmerzen, Hochgefühle um dieses erdfarbene Nichts, mit den ausdruckslosen Glasaugen! Ich denke mir oft, ob nicht irgend ein witziger Kobold dahinter steckt, der in dieser tausendfachen Gestaltung seinen Ulk treibt mit der hochnasigen, würdevollen Menschheit, irgend ein Götterwitz zum Nachtisch, vielleicht nicht ganz so geistreich in seiner Miniaturarbeit wie der Floh, aber dafür um so drastischer, bei überfüllten olympischen Mägen.

Sehen wir uns einmal so eine Wald- und Feldjagd in dieser Perspektive an, nur zum Versuch.

Gesellschaft gemischt, vom kommandierenden General bis zum biederen Dorfbewohner, alle Standesschattierungen dazwischen; auch eine spezielle Hasenerrungenschaft, diese Aufgabe aller Vorurteile. Vor dem Hasen ist alles gleich. Daß man die gesellschaftlich nicht Vollwertigen des Kreises „Portugiesen“ benamst, ändert daran nichts.

„Meine Herren,“ schließt der Jagdherr seine Anrede, „geschossen werden nur Hasen.“

„Also Häsinnen nicht?“ meinte ein Jüngster des Weidwerks, mit einem Johannesgesicht unter dem verwetterten Vagabundenhut.

Schallendes Gelächter.

„Und wenn ich bitten darf, Vorsicht! Die Gewehre werden nach jedem Triebe entladen, wenn abgeblasen, wird nicht mehr geschossen. Jeden Dawiderhandelnden müßte ich von der Jagd weisen, gleichviel, wer er ist.“

Schweigend wird die Epistel angehört, den Johannes, der sich mit den Häsinnen selbst gerichtet, treffen durchbohrende Blicke.

Der erste Trieb, eine junge Föhrenpflanzung, lehnt sich an das Feld, auf je zehn Schritte kommt ein Schütze. Da zeigt sich Edelsinn und Egoismus, das Stehen über der Situation und das völlige Beherrschtsein von ihr. Exzellenz der General löst das Gewehr nicht von der Schulter, während der Johannes jetzt schon wie angemauert steht, das Gewehr krampfhaft schußbereit, der dicke Herr Amtsrichter, das Terrain prüfend, herumliniiert, anbackt, absetzt, wieder anbackt. — Der Lechleitner, ein „Portugiese“, seinen braunen Hund an der Leine herumwürgt, bis er zum „down“ kommt. — Das Signal! die Treiber halloen, klappern, schlagen mit den Stöcken, die Föhrenbüschel bewegen sich. Im Holz oben fällt der erste Schuß, alles elektrisierend — der Hase erfüllt jedes Hirn.

Endlich bockelt einer am Saum des Holzes zwischen Föhren und Riedgras. Der Johannes ist der Erlesene; leider fahrt er zu hastig auf. Der Hase schlägt einen Haken und rennt dem Amtsrichter gerade ins Rohr. Ein böser Schuß, die älteste Schule hält nicht Stich, kunstgerecht spritzt die Erde dicht vor dem Ungetüm — der Hase vorbei, ein gelber Strich, eine gewandte Wendung des Dicken, und zur Abwechslung spritzt der Dreck nun hinter dem Hasen, während der General mit ruhiger Grazie das Gewehr von der Achsel nimmt, anlegt, und über den Johannes hinüber, der nicht zum Drücken kommt, den Hasen ruliert. Er bleibt der einzige. „Die Hasen liegen bei der Wärme im Feld, gleich gedacht,“ meinte der Jagdherr.

Der zweite Bogen liegt mitten im Stangenholz, da bewährt sich echte Kunst. Der Systeme gibt es unzählige: Mitfahren über die Stämme hinüber, und wenn man gelb sieht, fahren lassen, eine Lücke aussuchen und hereinlaufen lassen. Den Schuß einfach kühn vor den Hasen werfen, ohne lange Ueberlegung, Ziele messen — reine Gefühlssache und noch ein Dutzend andere. —

Der Erfahrene hat seine Wahl längst getroffen und erprobt, der Unerfahrene tastet von einem System zum andern und fehlt ins Endlose.

Der Trieb ist gut, überall spritzt es gelb heraus. Johannes hat ein Spezialsystem. Bei der Einsicht der Unmöglichkeit, einen Hasen in vollem Lauf zwischen den Stangen zu erhaschen, wartet er den günstigen Fall ab, daß einer ein Männchen macht oder verhoffend, einen Augenblick hockt, das kommt immer einmal vor, und auf ein feststehendes Ziel ist er firm — alles übrige läßt er laufen. Diesmal glückt es zweimal und zwar unbemerkt vom Nachbarn, der ihm noch ein Bravo zuruft, während der Amtsrichter, diese List verschmähend, wacker drauf losknallt, stopft und fehlt.

„Wie haben Sie das gemacht, junger Mann?" herrschte er ihn nach dem Trieb an, „ich weiß doch auch, was schießen ist, aber in diesem Gestäng."

„Sehr einfach, Herr Amtsrichter, ich fahre mit, was kümmert mich das Gestäng. Probieren Sie es nur, es geht ganz leicht —"

„Fahre mit — fahre mit — lächerlich, ich fahre auch mit."

„Schuß einfach vorne hinwerfen, gefehlt oder getroffen" — meint ein anderer.

„Hab' ich auch schon probiert, ja, hat sich was! Oh diese Hasen! diese Hasen!"

Der nächste Bogen: Eine enge Schneise nur trennt ihn vom folgenden. „Bitte, nur nach links schießen, links!" der Befehl des Anstellenden.

Einfach lächerlich, denkt der Johannes. Er sieht nichts wie dichtes Unterholz, das keinen Schritt Einblick gewährt, vor sich die Stiefeln des Generals auf zehn Schritt, rechts steht der Amtsrichter.

Jede Hoffnung schwindet. Da wischt schon einer herüber, nicht Zeit zum Anbacken — beim General schnallt's ein, zwei, dreimal, — dann beim Amtsrichter — Johannes springt unwillkürlich in die Höhe, und in dem Geäst vor ihm raschelt der Schrotregen — wieder einer hinüber, — na, beim Dritten kracht's bei ihm auch, das weiß er gewiß. — Ein gelbes Flimmern vor ihm, er hält vor in die Schneise — schießt —

„Zum Donnerwetter, Mensch," schreit der General, „wollen Sie die Luders hinüberlassen oder nicht?"

Hinüberlassen! Bei zwanzig Zentimeter Schußfeld! Ein wahrer Segen, daß der verruchte Bogen bald zu Ende. Der General hat vier geschossen. „Wenn ich meine Reitstiefel nicht anhabe, schießen Sie mir alle Knochen kaput, um einen Hasen, — bedenken Sie doch ein wenig — —"

Das Stangenholz wird immer dichter, während auf den freien Schlägen das gelbe Riedgras meterhoch steht und den Hasen völlig verschwinden läßt.

Und doch geschehen Wunder der Schießkunst, die unser Johannes nur anstaunen und bewundern kann. Seine Hoffnung ist der Nachmittag, die Feldtriebe: Luft, Licht und Raum! Zuvor noch die Mittagsrast am Waldrand. Die Strecke beträgt in schnurgerader

Linie 45 Stück. Jeder Dezimus um eine Körperlänge herausgerückt. 45 starre Glasaugen, ohne jede Differenz des Ausdrucks, die in unzähligen Vielheiten gespaltene Einheit ad oculos bewiesen.

Die Sentimentalen aber, die um das unschuldige Häschen Erbarmen fühlen, müßten dasselbe auch auf die Aehre erstrecken, welche unter der Sichel fällt, auch sie wird geboren, lebt und stirbt. Wo beginnt das, was wir Leben nennen, wo beginnt unser Recht, darüber zu verfügen. Eine schwierige — oder gar keine Frage; wie man eben hineinschaut.

Augenblicklich nimmt man überhaupt keine Stellung dazu. Man blickt auf die Todesreihe, wie auf ein gelungenes Tageswerk, zündet sich eine Zigarre an und bespricht sein Heil und Unheil.

„200 Schuß, meine Herren," erklärt der Jagdherr, „und 45 Hasen. Sie sehen, da ist das Sach', nur schießen braucht's."

Allgemeine Verteidigung, der General wird derb. „Stellen Sie die guten Schützen auf die guten Stände und nicht die Batzer."

„Ganz richtig!" tönt's im Chor, und wie auf Verabredung richten sich alle Blicke auf den Johannes und den Amtsrichter, als wenn die beiden allein die abgehenden 150 Stück gefehlt hätten.

„Wollen Sie vielleicht einen Schießkurs eröffnen, Herr General?" meinte spitzig der Amtsrichter, „würde mit Vergnügen beitreten, — die nötigen Hasen würde ich eventuell mitbringen."

„Nur einer nötig, Herr Amtsrichter, damit hätten wir sicher einen Monat zu tun."

Das Horn des Jagdgebers machte dem Geplänkel gerade zur rechten Zeit ein Ende, das so mit fröhlichem Gelächter schloß.

Der Feldbogen beginnt, die Hoffnung des Johannes. Der erste ist schon vielversprechend, rings von kleinen Gehölzen umgeben, ein Dorf in weiter Ferne bildete den Schlußpunkt des verhängnisvollen Kreises, der sich zieht. Man schwärmt aus, Schütz — Treiber — Schütz — Treiber — zwischen den Amtsrichter und den Johannes kommt der General. Seine Mahnung von eben war nicht vergebens. Erst Brachland — Kartoffel, Rüben — ein warmer Tag, da liegen sie auf den Sturzäckern — das ist Dogma, daß es bereits auf allen Seiten knallt, kann daran nichts ändern.

Nur den ersten treffen, denkt Johannes, dann ist alles gewonnen! Aber da stehen zwei schon auf hundert Meter auf, bei dem ruhigen Wetter, wenn ein Wind ginge, nicht beizukommen, aber dort in der Kartoffelfurche — das braune — das ist einer — regungslos. —

Johannes krümmt sich, birscht vor — nur noch zwei Sekunden, wenn er aushält.

„Linie halten, junger Herr, Linie halten!" ruft der General.

Jetzt gibt's kein Warten mehr — bang! Das Gelbe entwickelt sich, kriecht kümmerlich vorwärts. Johannes darauf los wie das Ungewitter, der Zorn über so viele Mißerfolge erfaßt ihn, mit Mordfingern greift er danach, der Hase quikt, schlegelt, in weitem Bogen schleudert ihn Johannes dem Treiberbuben zu. „Da nimm ihn! Dabei schweift sein Auge zum Amtsrichter hinüber, zum General.

„Nur weiter! weiter! Keinen Sack bilden!" tönt schon wieder seine harte Kommandostimme.

Sie reizt ihn nicht mehr. Jetzt nur fünf Minuten den Erfolg ausgenießen. Hat sich was, unter dem Stiefel rumpelt einer heraus, mitten durchs Herz gibt's einen Riß, und das Gewehr entladet sich von selbst — — während der General eine elegante Roulade macht.

Dann wird's ganz unberechenbar, seitwärts, spitz von vorne, spitz von hinten, alle Lehrbücher helfen nichts, zu kurz, zu hoch, vorne, hinten stiebt die Erde auf, dann gelingt wieder ein Schuß, von dem man's gar nicht vermutet, kein Sinn, keine Regel. Berechnung, System, Ruhe, alles Unsinn, blöde Willkür, Instinkt, — Reflex — was kann man sagen, dieselbe Geschichte mit dem Dogma, von den Sturzäckern, kein Hase ist darauf, und halten tun sie mit Fleiß nicht, trotz Wärme und Windstille.

„Sie sind heuer noch nicht eingebettet auf dem Felde," meinte ein ganz geriebener Weidmann. Dasselbe sagte er in den Waldbögen. — Wo sind sie denn dann eingebettet? Oh diese Hasen! —

Kein Feldbogen gleicht dem andern, die Verschiedenheit des Terrains, der Fruchtfolge, bergauf oder bergab, ein kleines Wäldchen, ein Moor, Buschwerk schafft verschiedenen Erfolg, verschiedene Schußverhältnisse, der ringsum drohende Tod schärft die Intelligenz des windigen Gesellen, läßt ihn jede Terrainfalte klug benutzen, Abstände messen, ihm günstige Lücken erkennen, die den Brüdern die Freiheit gebracht, oder sie macht ihn zum Helden, der kopfüber der Gefahr entgegenstürzt.

Alle erdenklichen Fälle ereignen sich, Kunstschüsse, sträflichste Batzerei, dem einen weicht jeder Hase auf hundert Meter aus, dem andern geht die Munition aus vor lauter Anlauf, Ritterlichkeit und niedriger Egoismus, frischer Humor und lächerlicher, grämlicher Ernst marschieren im Ring, unzählige feine Charakterzüge enthüllen sich: Der Johannes wird einmal ein lebfrischer Weidmann werden, der General war unbedingt der richtige Leuteschinder, und der Amtsrichter ist ein kurzsichtiger Bureauknopf, der im Schema stecken bleiben und sein Lebtag nichts treffen wird.

Die Sonne sinkt purpurrot hinter den Feldern, bis der letzte Kessel beendet. Was sich durchgeschlagen, ist für ein Jahr gerettet, wiederholt habe ich zu allerletzt die Wonne der Begnadigung genossen.

Und wenige Wochen später beginnt schon wieder auf diesem Feld des Todes munteres Liebesspiel im Schein der Februarsonne — und füllt von neuem den Kessel. — — Oh diese Hasen!



Steckenpferd-
Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co Radebeul
Zur Prinzessin Wunderhold
LILIENMILCH Steckenpferd SEIFE
erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine weisse, sammetweiche Haut u. blendendschönen Teint
à St. 50 Pf.



Wer tatkräftig
ins volle Leben
stürzt, braucht
Germania.
Ideal.
Naumann's
Seidel & Naumann Dresden

Briefkasten.

J. L. in K. Der Reinüberschuß der Post- und Telegraphenverwaltung betrug im Jahre 1907 ca. 37 Millionen Mark, derjenige des preußischen Eisenbahn-Ministeriums rund 477 Millionen Mark. Interessant ist die Tatsache, daß die Telephonverwaltung der Reichspost in ihren Ausgaben und Einnahmen etwa balanziert, während die Telegraphenverwaltung zirka 17 Millionen Mark im Jahre zusetzt.

Herrn Hauslehrer Gustav Grussendorf in A. Der Herausgeber des „Meisterbuchs des deutschen Humors" ist Norbert Falk. Sie können das Buch direkt vom Verlage Ullstein u. Co. in Berlin oder durch jede Buchhandlung beziehen. Der stattliche Band kostet nur drei Mark.

Ballonreise. Das Schlepptau des Luftschiffs ist etwa 60—100 Meter lang. Es dient beim Landen des Ballons dazu, den Landungsstoß abzuschwächen und die Landung gefahrloser zu machen. Ferner tritt durch die Reibung des Taues beim Schleppen über die Erdoberfläche eine Verlangsamung der Fahrt ein, diese ermöglicht dem Anker, besser zu fassen. Sodann kann man auch durch die verlangsamte Fahrt eine von der Windrichtung abweichende Flugbahn einschlagen. — Wenig bekannt dürfte es sein, daß schon die französischen Revolutionsheere Ende des 18. Jahrhunderts sich des Luftballons zu Erkundigungszwecken bedienten. Auch 1794 wurde der Luftballon in der Schlacht bei Fleurus von französischer Seite militärisch benutzt.

Geschäftliche Notizen.

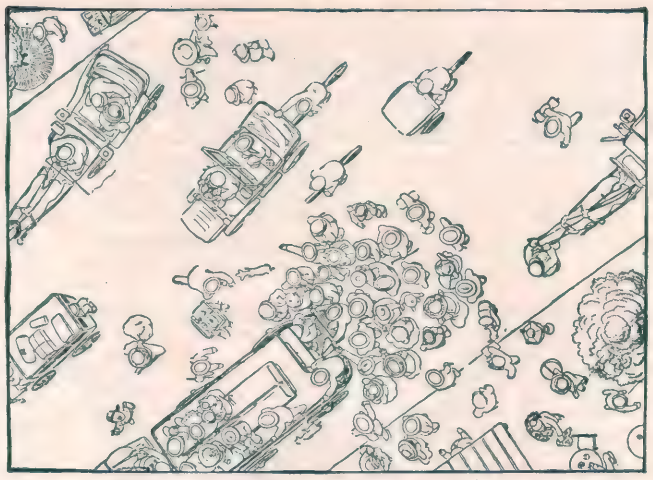
Im Hinblick auf die projektierte Lichtsteuer ist es mehr denn je geboten, die unökonomischen Beleuchtungsarten durch moderne, kostensparende Lichtquellen zu ersetzen. Unter den letzteren nimmt das hängende Gasglühlicht (Invertlicht) wegen seiner enormen Lichtwirkung und Billigkeit eine erste Stelle ein, bewirkt es doch eine Ersparnis von ca. 92 pCt. gegenüber dem gewöhnlichen Gaslicht und von ca. 50 pCt. gegenüber dem stehenden Gasglühlicht. Um jedem die Anschaffung dieser neuen Beleuchtung zu ermöglichen, gibt die deutsche Gasglühlicht-Aktiengesellschaft (Auer-Gesellschaft), Berlin O. 17, Rotherstr. 20-23 (Tel. Amt VII, 10 245), ihre unter dem Namen „Das Neue Auerlicht" rühmlichst bekannten Invertbrenner und Außenlampen neuerdings ohne jede Preiserhöhung mietsweise ab und versendet die Bedingungen an Interessenten kostenlos und ohne jede Verbindlichkeit.

Der Firma Ehrich u. Graetz, der Herstellerin des bekannten Graetzinlichtes, ist sowohl auf der 2. großen Gastwirts- und Kochkunstausstellung zu Berlin im Oktober 1908, wie auch auf der Ausstellung für Wohnungswesen, Volksernährung und Hauswirtschaft zu Braunschweig im August 1908 je eine große goldene Medaille in Anbetracht ihrer hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens zuerkannt worden. Auf der Braunschweiger Ausstellung erhielt die Firma außerdem noch einen silbernen Ehrenpreis und auf der Berliner Ausstellung wurde dem leitenden Ingenieur ein Ehren-Diplom und ein Ehrenpreis verliehen.

Geeignete Körper- und Hautpflege macht den Körper widerstandsfähig, die Haut elastisch und beseitigt die durch Witterungseinflüsse hervorgerufenen Schädigungen. Ein geeignetes Mittel hierfür bildet die aus reinem Bienenwachs hergestellte Prof. Dr. Schleich'sche Wachspasta, welche der Wachspastaseife, Wachsmarmorseife und der kosmetischen Hautcreme zugesetzt ist. Sie ist laut Gutachten vieler Autoritäten ein Kosmetikum allerersten Ranges. Interessenten erhalten kostenlos eine Broschüre über „Körperkultur" durch die Vertriebsgesellschaft Prof. Dr. Schleich'scher Präparate, G. m. b. H., Berlin SW. 61, welche die Präparate allein, unter ständiger Kontrolle des Erfinders, herstellt.



Regel für Luftschiffer: Vermeide New York bei nebligem Wetter! („Life".)



Paris, wie Wilbur Wright es sieht: Die Omnibus-Haltestelle. (Le rire.)



Auf dem Mars: „Mutter, ist das ein Bienenstock?" — „Nein, Liebling, das ist die Erde mit den Luftschiffen".

Flug-Humor.

XVII. Jahrgang
Nr. 50

13. Dezember 1908
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Für die „B. I. Z." gezeichnet von René Lelong.

Sport im Winter. Wettlauf auf dem Eise.



Prag im Zeichen des Standrechts: Gendarmerie sperrt den Zugang zum Graben ab.

Gerade in den Tagen, da Oesterreich sich anschickte, das Regierungsjubiläum seines Monarchen zu begehen, brachen in Prag schwere Exzesse aus, die einen beinahe revolutionären Charakter annahmen und schließlich zur Proklamierung des Standrechtes in Prag führten. Panslavistische Agitatoren hatten die Bewegung lange vorbereitet und die antideutschen und antidynastischen Pöbeltumulte geschickt inszeniert. Ein lokales Ereignis, das Jubiläum der deutschen Studentenlesehalle, bot den gewünschten Vorwand zu blutigen Attacken auf die Deutschen. Polizei, Gendarmerie und Militär konnten nicht Ordnung schaffen. Erst das Standrecht brachte scheinbare, äußere Ruhe. Um 8 Uhr müssen jetzt alle Tore geschlossen werden, Ansammlungen von mehr als 3 Personen sind verboten und jeder, der an Ruhestörungen teilnimmt, wird mit dem Tode bestraft. Gleichzeitig wurde angekündigt, daß der nächste Schritt der Regierung die Verhängung des Ausnahmezustandes sein werde, die den Verlust sämtlicher bürgerlicher Rechte bedeutet.



Die furchtbare Schiffskatastrophe vor Malta: Der brennende englische Dampfer „Sardinia“, dessen Ladung explodierte, wobei 86 Passagiere, meist Araber, getötet wurden.

Die Mannschaft im Maschinenraum erstickte, die Maschine konnte nicht zum Stillstand gebracht werden und das Schiff trieb im Kreis im Hafen umher, ohne daß bei der heftigen Brandung Hilfe geleistet werden konnte.



Wintersport in den Bergen: Bobsleigh-Fahrt im hellen Sonnenschein auf der Schlittelbahn in St. Moritz. Phot. Wehrli A.-G.

Wintersport in den Bergen.

Den Riviera-Besuchern soll in diesem Jahre eine neue Sensation geboten werden: Wintersport im Süden. Ja, es ist richtig und kein Druckfehler. In der Nähe von Nizza soll ein Dörfchen im Gebirge als Wintersportparadies eingerichtet werden. Schnee gibt es an dieser hochgelegenen Stelle genug. Das vornehme Publikum von Nizza wird also nur wenige Stunden Bergbahnfahrt machen und dann Eis laufen, Schlitten fahren und Ski laufen können. Wer vom Wintersport nicht viel mehr gesehen hat, als man in der Umgebung der Großstadt erblickt, wird sicherlich den Kopf schütteln und meinen: „Sonderbarer Geschmack! Wenn ich nach dem Süden fahre, dann sind Sonne und Wärme für mich das Schönste, sonst kann ich ja gleich hier im Norden bleiben!" Nein, Sonne und Wärme sind nicht das Schönste. Für jüngere Leute wird das Spazierengehen in der milden Rivieraluft bald langweilig, wenn der Reiz der Neuheit erst geschwunden ist. Man hat deshalb bekanntlich zum Spiel gegriffen, und an der Riviera herrscht der Spielteufel wie nirgends auf der Welt. Der



Der Winter als Dekorationskünstler:
Auf der Spitze des Fichtelberges im sächsischen Erzgebirge.

Wintersport ist aber niemals langweilig. Er ist vielgestaltig, prachtvoll und gesund. Darum sind die Manager von Nizza sehr klug, wenn sie im Wintersport eine neue Attraktion für die Riviera zu schaffen suchen. Sie werden freilich den wahren Paradiesen des Wintersports, die in den Schweizer, Tiroler und deutschen Bergen liegen, schwerlich Besucher entziehen. Denn wer diese Stätten einmal aufgesucht hat und Geld und Zeit hat, es wieder zu tun, wird sich nicht besinnen: es zieht ihn wieder hinaus auf die Schneeberge, denen er gesteigerte Lebenslust und unvergleichliche Freuden verdankt. Sehr rasch ist der Wintersport Mode geworden. Vorerst eine Mode für die Wohlhabenden. Aber vielleicht geht es mit diesem Sport wie mit dem Radsport. Vielleicht werden bald auch weite Volkskreise auf die Genüsse aufmerksam werden, die der Wintersport bietet, und dann wird man Mittel und Wege finden, die Ausübung der Wintersportarten dem Großstädter zu bieten, der heute nur auf den Eislauf angewiesen ist. Für die „große Welt" ist der Wintersport gegenwärtig Trumpf. In St. Moritz gibt es alljährlich einen Fürstenkongreß, in Davos und Engelberg siedeln ganze Kolonien eng-



Wintersport in den Bergen:

Phot. Wehrli A.-G.

Das internationale Fremdenpublikum am Start der Schlittelbahn in St. Moritz.

In den Schweizer Zentren des Wintersports gibt es überall vorzüglich angelegte Schlittelbahnen, und fast jedes Hotel hat seine eigene Eisbahn. Man irrt, wenn man annimmt, daß es hier besonders kalt sei. Die Sonne strahlt und wärmt so schön, daß man nicht selten Herren beim Eislauf ohne Rock sieht, den sie abgelegt haben, weil es zu warm wurde. Richtige hygienische Sportbekleidung schützt vor jeder Erkältung. In allen Fragen der Ausrüstung sind die englischen Sportleute vorbildlich. Sie verbinden auch den Wintersport mit dem Photographiesport, dem das fröhliche Treiben in der klaren Luft vorzügliche Motive bietet. Der Vor-



Eis-Clowns
bei einem Sportfest in St. Moritz.

lischer Wintersportleute, im Harz und im Riesengebirge füllen Scharen deutscher Wintersportler die Hotels, die auch im Winter geöffnet bleiben. St. Moritz ist mit seiner berühmten Schlittelbahn die Hochburg der Schlittelfahrer. Der Schlitten ist heute nicht mehr die einfache Bank auf Kufen, er erhält jedes Jahr Verbesserungen und Neuerungen und ist für die eifrigsten Sportleute eine achtsitzige Maschine mit Motorsteuerung geworden. Die Freuden des Tobogganing, sagen die englischen Schlittler, gehören zu den schönsten der Welt. In sausender, immer schneller werdender Fahrt geht es die glatte Bahn hinunter, in die schwierigen Kurven hinein, wo die Zuschauer stehn und mit dem Feldstecher die aufregende Fahrt verfolgen.



10 Grad Kälte und Sonnenschein:
Eisläufer in Davos beim Frühstück in der offenen Veranda.



Skiläufer
mit dem berühmten Telemarkschwung bremsend.

mittag wird dem Sport gewidmet, am Abend entwickelt sich in den Hotels ein Gesellschaftsleben mit Festen und Bällen, als ob man nicht in den Schweizer Bergen, sondern im Saisontrubel der Großstadt sei. In Davos lassen sich die Sportleute nieder, die das Training ernst nehmen. Hier werden alle Arten von Wintersport getrieben bis zum Eishockey und Skilauf hinter Pferden. In Deutschland liegen im Harz, in Thüringen, im Riesengebirge und in den bayerischen Bergen die Hauptorte des Wintersports. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Anhänger und der Sportfeste und -Konkurrenzen. Silvester oder die Weihnachtsfeiertage auf dem Brocken ist schon eine Mode geworden, die viele mitmachen.

Die Frau im modernen Leben.

Zwei charakteristische Bilder aus dem modernen Frauenleben sandten uns in dieser Woche unsere Korrespondenten aus Paris und London. Das eine, das Pariser, zeigt stellensuchende Frauen vor einem der städtischen Vermittlungsbureaus, die seit längerer Zeit bestehen und ohne Entgelt freie Stellen nachweisen. Der Geschäftsgang ist sehr einfach und darauf zugeschnitten, einen schnellen und nützlichen Kontakt zwischen Angebot und Nachfrage herzustellen. Frauen aus allen Berufsklassen finden sich hier ein, um die ausgeschriebenen Stellen zu erfahren, die auf kleinen Zetteln in einem mit Drahtnetz vergitterten Kasten notiert sind. Wie ein Zug bunter Vögel kommen sie zu bestimmten Stunden angeschwirrt: Midinettes und Mimis-Pinsons, Putzmacherinnen, Schneiderinnen, Kinderfräuleins, Kammerzofen usw. Ein sehr pariserisches Bild. Ein Band, eine Feder, ein Lächeln gibt ihrer Trägerin die pariserische Note und unterscheidet dieses Bild aus der Stadt der Frauen und der Grazie von ähnlichen aus anderen Weltstädten. — Das Bild aus London macht auf den ersten Blick einen lustigen Eindruck. Es ist aber ernst gemeint. Die Freude der Damen gilt der Tatsache, daß sie die Aufmerksamkeit eines Photographen erregt haben, was dem Zweck ihrer Demonstration günstig ist. Es sind Damen, die in Kostümen von Londoner Frauen-Sträflingen auf Motoromnibussen durch London nach einen Vorort fahren, um dort gegen die Wahl eines Regierungskandidaten zu demonstrieren. Die Rolle, die die englische Frau in der Politik spielt, ist nicht mehr zu übersehen. Das Wahlmachen ist nämlich ein altes Talent englischer Damen. Durch das Bild von Thomas Gainsborough, das jetzt Pierpont Morgan gehört, ist Georgiana, die Frau des fünften Herzogs von Devonshire, bekannt. Diese Frau des höchsten Adels, die Tochter des Grafen von Spencer, eine wahrhaft königliche Schönheit, ging für Fox als Wahlagitator durch die unsauberen Gassen der Vororte und küßte die schmutzigen Fleischer um den Preis ihres Stimmzettels. Das Wahlfieber, das die Herzogin Georgiana aus ihrer Schönheit in den Schmutz des alten London trieb, die Leidenschaft für die Politik, die selbst noch zu Gladstones Zeit in den Herzen der höchsten Adelsfrauen blieb, ist jetzt bis ins Bürgertum gedrungen. Nicht mehr mit prachtvollem Staatsdekor, von Diamanten bestrahlt, mit einschmeichelndem Plaudern und Flüstern, Reiz und Zartheit als weiches Band verwendend, tritt die Frau in die Politik. Sie flüstert nicht, sie schreit. Die englischen Frauen von heute sind auch nicht alle so schön wie die Herzogin Georgiana, sie wenden also derbere, oft bizarre Mittel an, um ihr Ziel zu erreichen: das Frauenstimmrecht, von dem der verstorbene Premierminister Campbell-Bannerman gesagt hat: „Ich werde für das Gesetz stimmen, weil



Die Frau in der Politik: Londoner Damen fahren in Gefängniskleidung auf einem Motoromnibus durch die Straßen, um für politische „Befreiung" der Frauen zu demonstrieren.



Auf der Börse für Frauenarbeit in Paris: Szene vor einem der städtischen Stellenvermittlungsbureaus.



Der erste Lesesaal für Kinder im Deutschen Reich, der jüngst in Hamburg eröffnet worden ist. Phot. Hans Breuer.

ich es weder für nützlich, noch für gerechtfertigt, noch für politisch anständig halte, die Frauen vom Wahlrecht auszuschließen." Die englischen Frauen kämpfen nun mit ungeheurer Zähigkeit und unermüdlicher Geduld. Fast täglich kommt ein Bericht von einem neuen Ansturm in bisweilen bizarrer Form. Die Stimmrechtskämpferinnen hielten Reden auf allen freien Plätzen, veranstalteten die sonderbarsten Aufzüge, um Aufmerksamkeit zu erregen, ließen riesige Plakate durch die Straßen tragen und schrieben mit Kreide ihre Wünsche auf die Trottoirs und an die Zäune. Vor keinem Mittel schreckten sie zurück, wenn es galt, sich Gehör zu verschaffen. Die englischen Frauen rangen mit den Schutzmännern, ließen sich ins Gefängnis führen, lärmten im Unterhaus, im Vorhof des Ministeriums, griffen die Minister tätlich an, banden sich mit Ketten an die Gitter, veranstalteten — 30,000 Frauen stark — einen imposanten Demonstrationszug durch London, zogen im Innern eines Möbelwagens verborgen vor das Unterhaus, ließen sich in Kähnen zur Terrasse des Parlaments rudern, warfen Fenster ein, schrien und drohten und kämpften — und kämpfen weiter. Niemand kann noch absehen, ob und wann ihr Ringen zum Siege führen wird. Aber schon jetzt bringen die Frauen neue Kräfte in die Politik und neue Ansprüche. Klingen auch ihre Stimmen noch zu schrill und ihre Wünsche zu kühn, so bringen sie doch mit ihrem Stürmen träge Massen in Fluß und neues Blut in alte Adern. Und das ist stets gut für die Erweiterung der geistigen und sittlichen Welt.



Besitz-Wechsel in der deutsch-feindlichen englischen Zeitung „Times": Der neue Besitzer Lord Northcliffe.



Von der großen Illumination in Wien Phot. Schuhmann.
zur Feier des 60 jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Josef: Das Rathaus



Adalbert Matkowsky,
der berühmte deutsche Heldendarsteller, feierte seinen 50. Geburtstag. Der Künstler als Wallenstein.
Phot. Raupp.



Wenzel Klofač,
der tschechisch-radikale Abgeordnete, einer der eifrigsten Organisatoren der Deutschenhetze in Prag.

Die entführte Komtesse.

In der ungarischen Aristokratie macht gegenwärtig ein Liebesroman viel von sich reden, der nach einer romantischen Entführungsgeschichte, kürzlich mit einer Vereinigung des liebenden Paares im Ausland sein befriedigendes Ende gefunden hat. Weniger befriedigt ist allerdings die Familie der Heldin, der schönen 20 jährigen Komtesse Marie Luise de la Fontaine und Harnoncourt, von dieser Lösung. Sie hatte sich der Verbindung der jungen Komtesse mit dem Grafen Anton Sigray energisch widersetzt, ja der Vater des Mädchens hat die Bewerbung um die Hand seiner Tochter in derart verletzender Form abgewiesen, daß ein Duell stattfand. Allein der Freier ließ sich nicht entmutigen; er entführte eines Nachts die Komtesse mit deren Einwilligung aus dem väterlichen Schloß Ecsla, das Paar floh und ließ sich im Ausland trauen. Der Vater der Komtesse soll geäußert haben, daß er seine Tochter und ihren Entführer ausfindig machen und niederschießen werde.



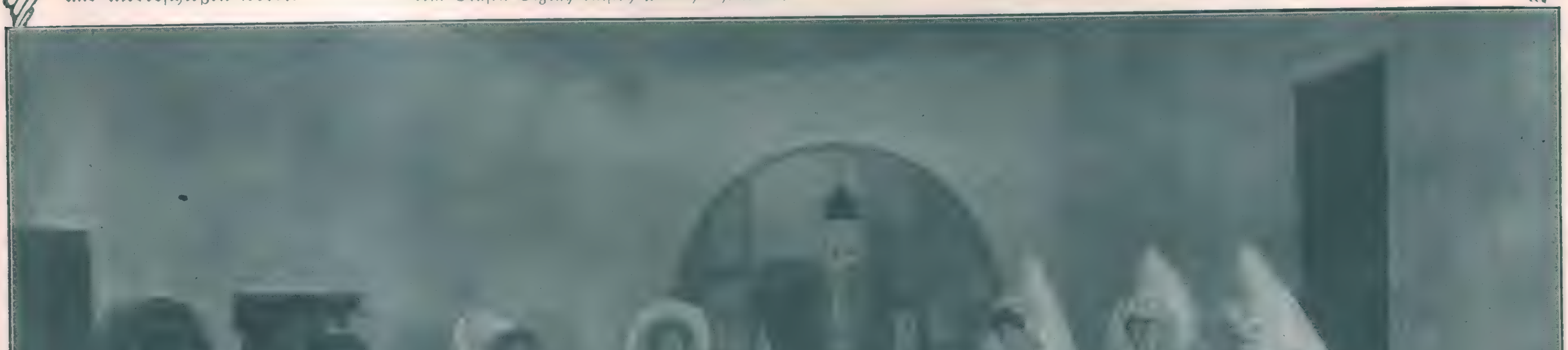
Die Heldin einer romantischen Entführungsgeschichte:
Gräfin Marie Harnoncourt, die Tochter eines der reichsten ungarischen Magnaten, die mit dem Grafen Sigray entfloh und ihn heiratete. Phot. Lallie Charles.



Dr. Arnold Lang,
bisher Professor der Zoologie und vergl. Anatomie in Zürich, ist zum Nachfolger Haeckels in Jena ausersehen.

Eine neue Märchenoperette.

Das Neue Operettentheater, in dem Hans und Daisy täglich so brav „Ringelreihn" tanzen, hat diese Englein-Stimmung nun auch auf den Nachmittag übertragen und eine Kinderkomödie „Den König drückt der Schuh" herausgebracht, zu der Josefa Metz den Text gedichtet und Bogumil Zepler die Musik geschrieben hat. Beide haben sich lobesam und erfolgreich bemüht, mit ihrem Opus etwas Besseres, Höheres, über das übliche Niveau des Weihnachtsstückes mit Pfefferkuchen, Prügelei und Weihnachtsbaum Hinausgehendes zu schaffen. Josefa Metz, indem sie den fast philosophischen Gedanken vom König, der seinen Sohn Blondel vom Hof verstößt, weil er die arme Ursel heiraten will, und den nachher der Schuh — will sagen: das Gewissen — drückt, in hübsch gereimte, und pointierte Verse brachte. Bogumil Zepler, indem er zu diesen, aus Scherz und Ernst geschickt gemischten Vorgängen eine sehr feine, graziöse, melodisch reizvolle Musik schrieb.



Das Stiefel-Ballett aus der neuen Märchenoperette „Den König drückt der Schuh" von Bogumil Zepler,
die im Neuen Operettentheater in Berlin mit großem Erfolg aufgeführt wurde. Phot. Atelier Elite.

Bilder vom Tage

In Genf hat sich vor wenigen Tagen eine erschütternde Tragödie abgespielt. Eine Frau hat ihre an einem unheilbaren Leiden hinsiechende Freundin auf deren ausdrücklichen Wunsch durch einen Revolverschuß getötet und mit



„Gräfin“ Sturdza,
die ein Jahr in Dresden als Hochstaplerin auf großem Fuße lebte, in der besten Gesellschaft verkehrte und jetzt zu 4 Jahren Gefängnis verurteilt wurde.



Die Dichterin Ilse Frapan-Akunian,
die sich von ihrer Freundin, der Malerin Mandelbaum, in Genf erschießen ließ. Das Porträt ist von Frl. Mandelbaum gezeichnet.



Eine gewichtige Person bei Londoner Festlichkeiten: Der Kutscher des Herrn Bürgermeisters.

einer zweiten Kugel dem eigenen Leben ein Ende bereitet. Es klingt wie das Schlußkapitel einer romantischen Dichtung und wenn man die Vorgänge, die hier das reale Leben geschaffen hat, in einem Romane läse, würde man wohl mit einem überlegenen Lächeln über die Unwahrscheinlichkeit der Situation hinweg gehen. Ilse Frapan-Akunian, die feinsinnige deutsche Novellistin ist es, die sich von ihrer Freundin, der Malerin Emma Mandelbaum, töten ließ. Ilse Frapan war seit langer Zeit leidend und als vor kurzem die Diagnose auf Magenkrebs gestellt worden war, als es zweifellos war, daß die Dichterin einem schmerzhaften Todeskampf entgegen gehe, faßte sie den Gedanken, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Aber dem Mut des Entschlusses gesellte sich nicht die Kraft der Tat und deshalb bat die Leidende ihre Freundin um den Liebesdienst, den diese ihr auch ohne Sträuben leistete. Freilich folgte die Malerin, für die ein Leben ohne die Freundin keinen Wert besaß, der Dichterin in den Tod und räumte so alle Konsequenzen ihrer Tat aus dem Wege. Nach außen hin ein „Mord und Selbstmord“, im Grunde genommen aber, wie sehr man auch ein derartiges Beginnen verurteilen mag, ein Heroismus der Selbstbestimmung und der Freundschaft. Ilse Frapan, die Hamburger Lehrerin, trat Ende der achtziger Jahre mit einem Bande Novellen an die Oeffentlichkeit, der Aufsehen erregte und die neuentdeckte Dichterin veranlaßte, sich ganz dem schriftstellerischen Berufe zu widmen. Sie studierte in Stuttgart, München und Zürich, veröffentlichte eine ganze Reihe vielbeachteter erzählender Werke und heiratete Ende der neunziger Jahre den Armenier Akunian, der sich gegenwärtig auf einer Reise im Kaukasus befindet. Schließlich ließ sie sich dauernd in der Schweiz nieder. Sie ist kaum 56 Jahre alt geworden. Als Erzählerin war Ilse Frapan eines der stärksten Talente der neueren Literatur. Novelle, Humoreske, Kindergeschichte, Gesellschaftsbild, Problemroman und Dorferzählung, alles meisterte sie mit Leichtigkeit und vortrefflicher Stilistik. Nur auf dem Gebiet des Romans war ihr der große Erfolg nicht beschieden, obwohl ihr Roman „Arbeit“, der in Professoren- und Studentenkreisen spielt, großes Aufsehen und einen wahren Sturm in der gesamten Aerztewelt erregte. Das Bild der Dichterin, das wir heute veröffentlichen, ist von ihrer Freundin Emma Mandelbaum gezeichnet, die Jahre hindurch die stete Begleiterin Ilse Frapans gewesen ist. Ilse Frapan schrieb einst auf das Blatt die Worte: „Dies kräftige Lieben und Hassen bin ich! Und das sollt ihr mir lassen.“



Man ißt Kamelfleisch in Paris!
Pariser Fleischhändler bieten seit kurzem aus Marrokko importiertes Kamelfleisch als Delikatesse zum Verkauf aus. Das Fleisch ist doppelt so teuer als Rindfleisch.

Abonnement: 1,30 Mk. vierteljährlich, 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel, sowie durch die Expedition frei ins Haus. — Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. — Anzeigen Mk. 2,50 die 5=gespaltene Nonpareille=Zeile. — Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW., Kochstr. 22/25.



In schweigender Winterpracht: Berghang im Riesengebirge. Phot. E. Igel.

Für dich

Roman von Rudolph Stratz

10. Fortsetzung.

Vera v. Vogts schönes Gesicht war ganz blaß und naß, die Augen feucht. Es zuckte um ihre Lippen. Sie machte, als sie ihn erkannte, eine Bewegung, als ob sie ihm entfliehen wollte, und blieb doch sitzen und sah ihn hilflos an.

Und dann sagte sie, ohne eine Frage von ihm abzuwarten, langsam aufstehend und müde die Arme nach unten drehend:

„Ach . . . ich wollte, ich wäre tot . . .“

„Um Gotteswillen, Vera . . . was haben Sie denn?“

Sie schwieg.

„Ist denn ein Unglück geschehen? . . . Nehmen Sie sich doch ein bißchen zusammen. Die Leute bleiben ja alle stehen und betrachten Sie . . .!“

Sie beachtete seine Worte gar nicht.

„Wozu bin ich denn eigentlich auf der Welt?“ sagte sie.

„Ich bin doch rein zu gar nichts nutze. Ich bin nur dazu da, mich und andere unglücklich zu machen. Sind Sie eben auch über die Schleuse gegangen . . .?“

„Ja. Aber . . .“

„Da hab' ich mir gedacht . . . aber es ist eben das Pech, daß Neetzow so nahe an der Elbe liegt. Da hat Papa mich doch schon als kleines Mädchen schwimmen lernen lassen. Es würde gar nichts helfen, wenn ich da auch plötzlich einmal hineinspränge . . . oder sonst wohin . . .“

„Vera . . . um Himmelswillen!“

Sie senkte den Kopf und lachte plötzlich.

„Es ist ja auch nur so eine Idee!“ sagte sie. „Ich tue es ja gar nicht!“ Ich denke nicht daran. Ich bin gar nicht so!“

„Das hoff' ich!“

„Ich leb' gar nicht so furchtbar gerne! . . . Ich hab' nur so einen Trotz in mir! Ich will mich vom Leben nicht unterkriegen lassen, obwohl es sein Bestes dazu tut — nicht?“

Sie schaute ihn fragend, immer noch mit nassen Augen und einem spöttischen Zug um den Mund, an. Er antwortete nicht. Er war zu betroffen. Sie erschien ihm ganz fremd. Das war nicht ihre sonstige Schroffheit, ihre herbe und kühle Art. Diese Mischung von Weichheit und Hohn war ihm neu. Ihm war, als sähe er da tiefer in ihr Inneres als je zuvor.

Sie schien es auch schon zu bereuen, daß sie sich so hatte vor ihm gehen lassen. Sie sammelte sich. Ihr Antlitz nahm seinen gewohnten Ausdruck an.

Und nun glaubte er selbst, er müsse diesem sonderbaren und gefährlichen Zusammensein ein Ende bereiten, und frug gedämpft:

„Soll ich Sie nicht zu einer Droschkenhaltestelle bringen? Wollen Sie nicht nach Hause?“

Vera beachtete seine Worte nicht. Sie sagte rasch und leidenschaftlich:

„Sie kennen mich doch genauer als alle anderen Menschen: Bin ich denn wirklich so? . . . Verdiene ich denn das? . . .“

Die beiden gingen mechanisch des Weges weiter, auf dem sie sich getroffen. Er schaute fragend zu ihr hin, und sie fuhr fort:

„Muß denn das alles so mit mir sein? . . . Mein Kind fährt von mir in die Fremde . . . und ich laufe jetzt zum Schneider und lege die letzte Hand an meine Ausstattung . . . ich weiß nicht . . . bei mir kommt immer alles so wahnsinnig heraus — so anders als bei anderen Menschen . . . so herzlos . . . gerade entgegengesetzt, wie ich es meine . . .“

Wieder quollen ihr die Tränen aus den Augen. Sie blieb stehen und trocknete sich mit ihrem Spitzentuch die Wimpern.

„Das dumme Geheule!“ sagte sie. „Sonst behalte ich es bei mir! Da sieht es keiner, was ich Quälerisches in mir hab'! Angeboren. Es ist eine verwünschte Mitgift im Leben . . .“

Und während sie ihren Weg fortsetzten, meinte sie auf einmal:

„Ich glaube, ich hätte jeden anderen Mann damals auch unglücklich gemacht — nicht nur Sie! . . . Ich war so angelegt. Es war ein Mißverständnis

zwischen mir und dem Schicksal. Und an was kann sich da eine Frau halten? Nur an den Mann ..."

Er erwiderte nichts. Er war zu überrascht von diesem plötzlichen Zugeständnis. Um sie beide her grünten die Sträucher und Bäume. Die Sonne schien in goldenen Lichtern hindurch. Selten kam ein Mensch vorbei. Sie schritten langsam dahin, und nun sagte sie unter ihrem weißen Sonnenschirm, der ihr schönes Gesicht beschattete:

„Neulich, als Sie von mir weggingen, da hatt' ich das Gefühl: Es war mit auch meine Schuld, daß das seinerzeit so gekommen ist. Oder auch nicht. Ich kann nichts dafür. Ich habe so eine unbefriedigte Sehnsucht. Die trag' ich mit mir herum. Ich wollte von Kind an immer alles besser haben als andere Leute. Das ist mein Fehler. Und ich glaube, es war auch so viel Aeußerliches dabei. Ich habe so einen Ekel vor allem Kleinlichen. Und wenn man so wenig Geld hat wie wir damals ... ich bin überzeugt: Wären Sie schon damals nach Ostafrika gegangen und hätten mich mitgenommen, ich hätte mich tapfer benommen wie ein Mann und mich vor Löwen und Wilden nicht gefürchtet! ... Das ist lange nicht so schlimm als selber Staub wischen und sich in der Wirtschaft mit einem einzigen Mädchen behelfen! ... Die Sparsamkeit ist solch ein kleinbürgerlicher Heroismus ... eine gräßliche Tugend. Ich mußt' sie ja üben, aber ich hielt sie nicht aus.'

Sie brach ab. Er lächelte bitter. Es kam ihm ja selber ganz unwahrscheinlich vor, daß diese elegante, luxuriös gekleidete Weltdame, die da neben ihm ging, die künftige Baronin und Millionärin, je die bescheidene Frau Infanterieleutnant Gisbert gewesen sei! Das war ein Wunder gewesen, das nur die Liebe fertig brachte, und war mit der Liebe geschwunden. Und trotzdem verletzte ihn diese oberflächliche Auffassung ihres gemeinsamen Unglücks. Er schwieg. Da sagte sie mit jenem ihm so wohlbekannten, melancholischen Lächeln, das zuweilen die klassische Strenge ihrer Züge erhellte:

„Ja — nicht wahr ... ich bin ein äußerliches Geschöpf? Das denken Sie sich jetzt. Aber vielleicht war das damals auch nur der Deckmantel für andere, unerfüllbare Ansprüche, die ich ans Leben stellte. Vielleicht bilde ich mir das nachträglich auch nur so ein. Wer wird sich über sich selber klar?"

Nein. Sie hatte da schon recht, mit ihrer Verschwendung. Sie hatte von vornherein einen junkerlichen Zug in die kargen und nüchternen Verhältnisse gebracht, in denen die Gisberts noch von Großvaters Zeiten her zu leben gewohnt waren, Schulden gemacht wie ein Edelmann und sich so wenig wie jetzt ihre Brüder, die Ulanenleutnants, darum gekümmert, wer sie zahlte. Lieber Gott — — sie war ja damals auch eine junge Frau von kaum zwanzig Jahren gewesen! Und mit einer Erbitterung gegen die Dumpfheit des Schicksals dachte er sich: An dem bißchen Geld mehr oder weniger ist unser Lebensglück zum guten Teil mit zerschellt, sind zwei Seelen aneinander gescheitert. Sie war von ihrer Familie zu einer großen Heirat erzogen und hingestellt. Sie sollte doch ganz Neetzow wieder flott machen! Man hatte sie absichtlich verwöhnt, damit ihre Wahl von selber auf einen reichen Mann fiele. Ich habe sie in eine viel zu enge Lebenslage geführt. Das Schicksal gibt einem immer nur die Hälfte dessen, was man braucht ..

Und mit einer spöttischen Resignation, die ihm selber, der sich reich vermählt hatte, so gut galt wie ihr, versetzte er:

„Nun machen Sie ja eine glänzende Partie ..."

Sie nickte

„Ich bin ein Querkopf. Wie ich das vor zehn Jahren tun sollte, hab' ich mich in das Gegenteil verbissen. Jetzt, wo mich die Meinen schon als hoffnungslos aufgegeben haben, tue ich auf einmal meine Hand auf und überrasche sie mit dem goldenen Regen. Ich finde es ja auch selber ganz nett. Ich gebe furchtbar gerne viel Geld aus. Nur ..."

Sie brach ab, fröstelte in sich zusammen und schwieg. Vor ihnen lag der weite Spiegel des Neuen Sees. Sie gingen langsam an dessen Ufer entlang. Er dachte sich, mit einem dumpfen Staunen: Wie kommt sie dazu, mir das alles zu sagen? Sie weiß doch von neulich, daß ich sie nicht mit gleichgültigen Augen ansehe. Sie muß es ahnen, daß sie noch so stark in meinem Leben ist wie je zuvor. Oder gibt ihr das vielleicht gerade Zutrauen, daß sie fühlt: hier fällt nichts auf steinigen Boden? Klammert sie sich an mich an, jetzt eben, wo ihr die Stunde der Entscheidung näher und näher rückt? Ist das auch stärker als sie? Muß sie mir das sagen, weil auch sie ...?

Er konnte nicht weiter denken. Sein Herzschlag stockte. Ein Druck, halb Grauen, halb Jubel, benahm ihm den Atem. Und inzwischen versetzte die junge Frau neben ihm:

„Sie kennen ihn nicht, aber ..."

„Wen?"

Sie zuckte die Achseln über die Frage.

„Herrn von Ulerici natürlich! — Aber er ist ein guter Mensch. Ich glaube, ich werde es leicht bei ihm haben! Ich erwähne das nur, weil Sie die ganze Zeit so ein Gesicht machen, als ob Sie mich bemitleiden wollen! Das haben Sie gar nicht nötig. Ich weiß ganz genau, was ich tue ..."

Und mit einer Ausführlichkeit, die ihr sonst in solchen, von ihr von oben herab behandelten Dingen fremd war, begann sie zu erzählen, wie sie wohnen, wie sie sich einrichten, wo sie verkehren würden, und schloß wie zur Erklärung:

„Ich hab' mit meinem inneren Menschen zu schlechte Erfahrungen gemacht. Dem trau' ich nicht mehr. Der macht nur Dummheiten. Ich will jetzt lieber das Aeußere pflegen. Dazu ist jemand wie ich auch mehr geschaffen ..."

Sie wurde nicht müde, von sich zu reden, so, als sei er der Einzige auf der Welt, bei dem sich das lohne. Es war wie eine Schlußbeichte, die sie nicht mehr bei sich behalten konnte, wie eine letzte Absage an ihr bisheriges Leben, unter das sie nun den großen, dicken Strich der zweiten Ehe zog. Er hörte stumm zu und glaubte dabei immer einen wunderlichen Unterklang aus ihren eifrigen, halblauten Worten heraus zu vernehmen, so als müsse sie sich rechtfertigen und um Gotteswillen verhindern, daß er etwa sich Sorgen um ihre Zukunft mache!

Er mußte finster darüber lächeln, in dem Zwiespalt, in dem er sich befand. Und nun schloß sie — sie hatten inzwischen schon einmal den ganzen Neuen See umkreist und fingen ein zweites Mal an:

„Wissen Sie, daß mir etwas fehlt, seit neulich? Es ist etwas aus meinem Leben weg, dadurch, daß wir uns ausgesprochen haben ..."

„Der Haß gegen mich?"

„Das glaub' ich nicht! — Das war es kaum mehr. Früher wohl. Schließlich: Wenn glückliche Leute ihren Halt im Leben an der Liebe haben, warum nicht unglückliche am Haß? Wenn man nur überhaupt etwas hat, etwas Wirkliches ... Etwas, wovon man voll ist. Das gibt einem das innere Schwergewicht! Aber so ganz mit leeren Händen dazustehen ... Sie haben mich neulich eigentlich viel ärmer gemacht, mit Ihrer Friedenstifterei ..."

„Das bilden Sie sich doch nur ein, Vera!"

„Doch! Man muß das Gefühl haben: irgend etwas auf der Welt ist einem eigen! Ein Schmerz oder ... nun wird einem das nachträglich auch noch genommen! Es ist schrecklich, wenn um einen herum nichts mehr ist — aber auch rein gar nichts mehr — nicht in der Vergangenheit ... nicht in der Gegenwart ..."

Von der Zukunft sprach sie nicht. Aber er konnte sich denken, was sie dachte. Wenn man den Freiherrn von Ulerici einmal gesehen hatte, wußte man genug. Er hatte eine heiße Lust, diesen behäbigen, gutmütigen Mann durch einen Druck auf einen Pistolenhahn in das Jenseits zu befördern, ehe er seine täppische, seine verständnislose Hand auf dies schöne, leidenschaftliche, widerspruchsvolle Kleinod der Schöpfung, diesen Edelstein da neben ihm, legte. Es zuckte ihm in den Fingern. Er frug sich: Was mache ich denn da überhaupt? Träume ich oder gehe ich da wirklich mit meiner geschiedenen Frau am hellichten Tag, allen bösen Zungen zum Trotz, spazieren? Das heißt doch wirklich das Schicksal offenkundig herausfordern. ...

Und dabei schritten sie doch noch immer nebeneinander her. Keiner von beiden hatte noch den Mut oder die Kraft, sich von dem anderen zu trennen. Sie waren wie durch einen fremden Willen zusammengebannt. Eine Weile hatten sie geschwiegen. Nun sagte Vera mit Ueberwindung:

„Ich weiß, ich bin heute anders wie sonst! Verargen Sie mir meine plötzliche Kameradschaftlichkeit nicht. Sie kommt aus einem gequälten Herzen. Ich bin so trostlos einsam auf der Welt. Ich bin ein Mensch, der offenbar nie seinen richtigen Platz findet. Ich hab' einmal gelesen: ‚Glück und Unglück sind nur Eigenschaften!' Das gilt auch von mir. Ich hab' entschieden das Talent, unglücklich zu sein! Immer lang' ich nach mehr, oder nach etwas anderem, als mir beschieden ist, und stoße mich an den Dingen wund. Und helfen kann mir keiner. Und trotzdem hab' ich eine Bitte!"

„An mich?"

„Ja. Erzählen Sie mir ein wenig von sich! Wie es Ihnen jetzt geht. Innerlich, mein' ich! Daß Sie's nach außen hin gut haben, das ist mir ja bekannt. Aber wir möchten doch beide voneinander wissen, was aus uns geworden ist, wo wir uns doch von heut' ab nicht mehr wieder sehen. Es ist ja schon wahnsinnig genug, daß wir uns hier zusammen zeigen! Wir liefern den Leuten ja den Klatsch direkt in die Mäuler. Ich wundere mich die ganze Zeit, daß Sie es tun. Mir ist es gleich. Mich wandelt manchmal solch eine unwiderstehliche Lust an, irgend eine Dummheit zu machen, den anderen zum Trotz. Das kennen Sie ja von früher ..."

Er nickte halblächelnd, sie fuhr fort:

„Ich bin ja ohnedies jetzt so gräßlich vernünftig. Ein bißchen Unvernunft muß mal dazwischen sein — sonst ist das Leben gar nicht zu ertragen, für eine Natur wie ich. Und zudem: — in sechs Tagen geht es ja doch in den goldenen Käfig ...! Schauen Sie mich nicht so an, als redete ich da Frivolitäten! Es sollen keine sein. Es geht mir nur so vieles im Kopf hin und her. Wir wollen gar nicht mehr von mir reden. Sagen Sie mir etwas von sich!"

„Was ist da viel zu sagen?" versetzte er. „Ich habe mich eingerichtet, wie es alle Leute tun. Ich lebe mein Leben. Es geht alles still seinen Gang!"

„Früher haben auch Sie an Wunder geglaubt!" meinte Vera.

Sie waren jetzt wieder am Ende des Neuen Sees gegenüber der Löwenbrücke angekommen und blieben stehen und sahen auf die weite Wasserfläche, in der die begrünten, überhängenden Baumriesen des Ufers und die weißen Frühlingswolken am Himmel sich spiegelten. Und er erwiderte:

„In meinem Leben sind die Wunder ausgestorben. Das ist auch ganz gut so! Ich bin bescheiden geworden, seit wir uns getrennt haben, Vera! Ich glaube, es liegt ein gutes Stück Selbstüberschätzung in der Sehnsucht nach allzuviel Glück oder Unglück ..."

„Ja. Sie sind offenbar sehr klug geworden!" sagte sie. Sie gab sich gar nicht Mühe, einen schwermütigen Spott zu verhehlen. Und nach einer Pause setzte sie seufzend hinzu:

„Hoffentlich werde ich auch einmal wie Sie! Das heißt, eigentlich fürchte ich mich davor!"

Und in ihm regte sich ein Aerger über sich selber. Was er da gesprochen, war nicht wahr. Es war nur eine instinktive letzte Abwehr gegen die Gefahr gewesen, die auf einmal, so jäh wie ein Feuerschein vor ihm leuchtete — die Gefahr, daß sie beide sich zu gut verständen. Er fühlte wohl: Seine Worte klangen resigniert und nüchtern gegenüber dem heißen und ungestümen jungen Herzen, das an seiner Seite schlug. Aber er konnte dies Ahnen einer leisen Entfremdung, das wieder zwischen ihnen aufstieg, nicht bannen. Er wollte nicht. Sie mußten ja auseinander.

Die leise Enttäuschung äußerte sich bei ihr auch in ihrer wiedergewonnenen Ruhe. So sagte sie:

„Verzeihen Sie mir meine Neugier. Ich wollte ja bloß wissen, wie Sie sich mit dem Leben abgefunden haben ... ich bin manchmal so müde vom Leben ... danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie keine Frau sind! Wir haben's wahrhaftig manchmal viel schwerer ..."

Damit streckte sie ihm gleichmütig die Rechte entgegen.

„Und also viel Glück für die Zukunft ..."

„Ihnen auch, Vera!"

„Und Ade für immer!"

Er fühlte ihren kräftigen Händedruck. Es war ganz ihre frühere, herzhafte Art. Dann wandte sie sich ab und ging. Der Tiergartenstraße zu. Er sah zwischen den Bäumen ihre hohe, schlanke, straff und elastisch schreitende Gestalt. Sie schaute nicht rechts und links. Es war, als blickte sie bewußt und geradeaus vor sich, in ihr neues Dasein hinein. Noch einmal tauchte der Schein der rosa Aermel in der Wegbiegung auf. Dann war sie verschwunden.

Und als er daheim war in der Einsamkeit seines Strohwitwertums, in den stillen Zimmern, in denen auch nicht mehr das Lachen und Springen seines Töchterchens Karla erklang, da erfaßte ihn plötzlich mit einer wahren Verzweiflung der Gedanke: Nein. So geht das nicht weiter! Das treibt alles unaufhaltsam dem Unheil zu. Die Versuchung weicht nicht. Sie wird immer von neuem aufwachen, so lange ich und Vera von Vogt oder Vera von Ulerici

die gleiche Stadt bewohnten! Das Schicksal wird immer wieder Mittel und Wege finden, uns beide geschäftig wie ein Kuppler zusammenzuführen. Gute Freunde, böse Zungen werden das Uebrige tun . . .

Und das schlechte Gewissen schläft nicht. Er ging in seinem Gemach auf und nieder und ballte die Hände und sagte sich: Morgen kommt Otti zurück! Harmlos und heiter wie immer. Sie ist ein guter und anständiger Mensch. Ich habe sie lieb. Aber wie kann ich ihr ins Gesicht sehen, wenn ich sie immer und immer wieder mit einem Gedanken an die Andere verrate? Das macht mich ja verrückt! Wie halte ich das auf die Dauer aus?

Er blieb jäh stehen: Einen Ausweg gab es! Auf einmal sah er das blaue Meer vor sich, den weißen, eintönig rauschenden und rollenden Gürtel der Brandung am Ufer, darüber, hinter gelben Dünen die Büschelkronen der Palmen — er war doch schon einmal draußen in der weiten Welt gewesen. Er konnte auch wieder hinaus und alles hinter sich lassen.

Und blindlings, in einem förmlich willenlosen Entschluß setzte er sich an seinen Arbeitstisch, kramte einen vorschriftsmäßigen Bogen in Privatdienstformat heraus und schrieb einen Brief an den Oberst seines Regimentes.

Der Anfang ging rasch:

„Hochwohlgeborener Herr!“

„Hochzuverehrender Herr Oberst und Regimentskommandeur!“

„Euer Hochwohlgeboren erlaube ich mir ganz gehorsamst folgende Anfrage zu unterbreiten.“

Da stockte er schon. Aber er besann sich und fuhr fort:

„Würde es Euer Hochwohlgeboren genehm sein, wenn ich mich, zunächst außerdienstlich und unter der Hand, hier in Berlin danach erkundigen würde, ob für mich eine Aussicht auf Wiederversetzung in eine unserer Kolonialtruppen besteht, und würden Euer Hochwohlgeboren geneigt sein, ein derartiges Gesuch höheren Ortes zu befürworten? Ich ginge überall hin, auch nach Kamerun.“

Er machte eine Pause, nahm noch einen Anlauf und schrieb, schon mit sinkender Kraft.

„Ich bin mir der Auszeichnung voll bewußt, die mein hiesiges Kommando für mich bedeutet, und in hohem Maße dankbar dafür. Aber ich glaube und fühle es jeden Tag mehr, daß ich für den Bureaudienst weniger geeignet bin und ihm geringere Lust und Liebe entgegenbringe als der praktischen Betätigung vor . . .“

Da ließ er die Feder sinken und dachte sich: Lüge du nur zu! Lüge auch deine Vorgesetzten an, wie du deine Frau und die Deinen anlügst! Sehr zufrieden wärest du hier in Berlin, wenn Dinge anders lägen, die mit meinem Dienst und mit den deutschen Kolonien nicht das Geringste zu tun haben — Dinge, die man nicht schreiben, höchstens im Gespräch ahnen lassen konnte, und auch das nur einem anderen Mann gegenüber als gerade diesem in seiner Art wohlwollenden, aber trockenen und hölzern-pedantischen Oberst, der derlei doch nie in seinem Leben begriff. Der hatte noch vor einem halben Jahr, in Georg Gisberts Anwesenheit, bei einer ganz anderen Angelegenheit hoch vom Roß herab zu dem versammelten Offizierkorps gesagt: „Nee, meine Herren ... im Dienste Seiner Majestät jibt's nichts von Lenz und Liebe! Was würde denn aus der Armee, wenn wir alle jleich bei jeder Herzensaffäre wie die Lerchen in die Höhe jehen wollten!“ Nein — mit dem Oberst war nichts zu machen.

Der Hauptmann Gisbert zerriß sein angefangenes Gesuch und warf es in den Papierkorb und holte es wieder hervor, weil er fürchtete, es könne jemand die Fetzen lesen, und verbrannte sie in dem Ofen. Und während er vor den züngelnden Flammen kniete, dachte er sich: „Ich kann nicht von hier weg in die Kolonien wie einst. Es wäre unrecht. Ich bin nicht mehr frei. Ich hab' jetzt Weib und Kind . . .“ Und als ein Gluthauch wehte es ihm aus dem feurigen Ofen entgegen: Lüge nicht schon wieder! Belüge nicht auch dich! Nicht wegen Weib und Kind bleibst du hier, sondern weil du dich von ihr nicht trennen kannst! Du mußt in ihrer Nähe bleiben. Du bist wie die Motte am Licht. Du hast keinen Willen mehr . . .“

IX.

In der Wohnung In den Zelten, die in wenigen Tagen das neue Ehepaar von Ulerici aufnehmen sollte, arbeiteten noch die Tapezierer. Vera und ihr Mann wollten gleich nach der Trauung einziehen. Sie hatten das Gefühl, daß es, wenn ein alter Junggeselle und eine geschiedene Frau sich heirateten, am besten ohne viel Gepränge und all das Drum und Dran abginge. Er wollte sich ursprünglich Veras Wunsche fügen, die Hochzeit im engsten Kreise zu feiern. Aber allmählich war die Liste der Eingeladenen unter seinen Händen immer mehr angeschwollen. Er konnte seinen späten Triumph nicht ganz unterdrücken und schließlich ward es klar, daß es doch das herkömmliche Familienfest mit großer Tafel, Zusammenströmen der Verwandten und massenhaften Blumen, Toiletten und Reden werden

würde. Und Vera selber durfte ja auch den Angehörigen ihres zweiten Mannes die Möglichkeit nicht nehmen, gerade sie, die geschiedene Frau, in ihrem Kreise willkommen zu heißen.

Der Freiherr von Ulerici befand sich in diesen Tagen in einer steigenden Erregung. Die Schweißtropfen perlten ihm auf der kahlen Stirn und sein gutmütiges Gesicht war gerötet, während er in der Maienhitze unten im Hof von dem neugebauten Pferdestall her seiner Braut, mit der er sich hier verabredet hatte, bis zum Gittertor der Straße entgegeneilte und unterwegs noch zu dem Maurermeister zurückrief:

„Nee, nee, Herr Dubberke — so taugen die Boxen dem Deubel was! Das sag' ich Ihnen, als vereidigter Pferdemensch! Also das nu fix geändert! In einen Schweinestall stell' ich meine Tausendtaler-Gäule nicht!"

Damit stieg er mit Vera, der er galant die Hand geküßt hatte, die Treppe hinauf. Sie waren nach jenem kurzen Zank vor Wochen längst wieder äußerlich einig. Sie hätten auch gar keine Zeit gehabt, sich auf die Dauer zu grollen. Es gab zuviel zu tun und er sagte vergnüglich:

„Na — nun setzen sich unsere Gäste schon so sachte in Trab ... Prerows sind seit gestern im Lande. Vater, Mutter und die drei Mariellen — die wollen sie wohl noch hier in der Eile 'n bißchen 'rausmustern — denn was so die Schneiderkünste in Ostrowo sind ... Ist dein Vater gekommen?"

„Ja. Heute früh! Ich komm' eben von ihm!"

Er keuchte und trocknete sich mit dem Tuch das Gesicht. Sie mußte langsam steigen, um mit ihm gleichen Schritt zu halten, und sah ihn dabei von der Seite an und dachte sich: ‚Ob er immer so transpiriert oder ist das nur die Aufregung?' — und ärgerte sich über sich selber, daß sie auf solche dummen Einfälle kam, und mußte doch immer wieder innerlich etwas überwinden und eine zitternde Gereiztheit, zu der er ihr gar keinen Anlaß bot, unterdrücken, während sie vor ihm in die Wohnung trat und das alte, erkältende Gefühl hatte: Was tu' ich hier in den fremden Räumen? ...

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Vermietungen. In Anbetracht des stetig größer werdenden Zuzuges nach Berlin hat die Firma Ullstein u. Co. — um Mietslustigen das Suchen passender Wohnungen oder Geschäftsräume für Berlin und Vororte zu erleichtern — die Einrichtung getroffen, daß übersichtliche Abzüge der Vermietungs-Anzeigen, die in beträchtlicher Anzahl in der „Berliner Morgenpost" und der „B. Z. am Mittag" enthalten sind, jedem Interessenten franko in Haus gesandt werden. Es ist anzunehmen, daß bei der Reichhaltigkeit des zur Verfügung gestellten Materials von dieser Neueinrichtung recht reger Gebrauch gemacht werden wird. Diesbezügliche Wünsche sind an die Haupt-Expedition der „B. Z. am Mittag", Berlin SW., Kochstr. 22—25, zu richten.

Zur Beachtung. **In der vorliegenden Nr. 50 ist der Umfang des Unterhaltungsteils um 5 Seiten vermehrt. Die Nummer enthält den Weihnachts-Anzeiger und ist als Doppel-Nummer zum gewöhnlichen Preis erschienen.**

Geschäftliche Notizen.

Der Sportschlitten „Lenker" von Karl Meyer, Fabrik lenkbarer Sportschlitten, Stuttgart, Bopserstr. 3, ist durch D. R. P. und Auslandspatent geschützt. Er bietet den Vorteil, daß zu seinem Lenken die Füße den Boden nicht berühren brauchen. Die Steuerung dieses dauerhaft gebauten Schlittens wird durch die Biegsamkeit seiner Kufen bewirkt.

Der Blitz-Lenkrodel ist eine Neuerung, die allen Freunden des stets sich ausbreitenden Rodelsports sehr willkommen sein dürfte. Es ist ein bobsleighartiger Schlitten, der ohne Lenkstange, Radsteuerung, Kamm-, Zahnräder oder Taue, einfach mit den auf den Kufen ruhenden Füßen des Rodlers gelenkt werden kann. Sein Vorderteil ist verstellbar, paßt daher für groß und klein; für eine zweite erwachsene Person ist hinter dem Rodler Platz, und ein Kind kann sich noch vor ihn setzen, ohne die Lenkbarkeit im geringsten zu beeinträchtigen. Der Blitz-Lenkrodel erfüllt alle Anforderungen, die man bisher nur an teure Bobsleighs zu stellen gewohnt war, ist aber dabei ganz unverhältnismäßig billiger; er wird nur in einem Typ hergestellt und kostet in Eschenholz 30 Mark.

RÄTSEL

Anagramm-Scherze.

(Das zweite Wort enthält die Buchstaben des ersten in anderer Reihenfolge.)

1. Die Feinde wollten die Stadt — —.
2. Der Komponist des — wollte bei seiner Weltreise auf der Insel — kurzen Aufenthalt nehmen.
3. Er schrieb von — aus an die — seines Herzens.
4. Du drehst den — ganz —, sagte die Frau zu der Spinnerin.
5. In der Stadt — hatte der Sturm eine — Verwüstung angerichtet.
6. Der Schreiber hatte auf seinem — eine schöne — stehen.
7. Der — Naturforscher beobachtete im Walde die —.
8. Der Fischer hing seine — an einen —.
9. Das — der Bäume sah auf dem Oelbilde ganz — aus.

v. B.

Logogriph.

Ich fragt' den Greis: Wo stammst du her?
Dies zu erraten ist nicht schwer,
Versetzt er drauf. Das letzte Zeichen
Brauchst von dem Wort du nur zu streichen,
Das sagt, wie alt ich dir wohl schien,
Dann weißt du auch, woher ich bin.

Rösselsprung.

füll-	stil-	die	e	keit	dei-	te	ne
pfad	streu-	er-	nen	früch-	dei-	lig-	all
	ter	len	selbst	du	nicht	saat	
send	und	er-	still	du	wer-	dei-	se-
pflicht	hen	auch	hen	not	geh'	brichst	daß
achte	hof-	des	blü-	de	gen	die	ner
	wird	erde	und	dei-	mü-	sie	
froh	nicht	aus	lohns	dei-	einst	sor-	hen
dir	der		ge-	kampf		ner	der-

Dreisilbige Charade.

Von J. J.

1 wollt' ein reiches Mädchen frei'n
Und ging, um sie zu 2-3.
Ihr Vater aber sagt ihm nein,
Erst mußt du was 1-2-3.
Denn 2 auf 1-3 nur erpicht,
Dem geb' ich meine Tochter nicht!

Scherz-Rätsel.

Von Noweiß.

Mengst du in feinen, weißen Sand
Ein Zeichen, bist du wohl im Stand,
Den schönsten Strand dann zu erreichen,
Wenn du hineinwirfst noch ein Zeichen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Unter Blinden ist der Einäugige König.

1. Ulster. 2. Nelke. 3. Talmi. 4. Engadin. 5. Reseda. 6. Birne. 7. Lenau. 8. Inselsberg. 9. Nagasaki. 10. Duisburg. 11. Ente. 12. Nepomuk. 13. Idaho. 14. Sprotte. 15. Turin. 16. Delphi. 17. Elbing

Homonym: Zerstreut.

Rebus:

Schlage nicht an den Zaun, so werden die Hunde nicht bellen.

Dreisilbige Charade: Verweise — Verse — weise.

Logogriph: Hand, Hanf, Hans.

Scherz-Rätsel: P—er–sie—n.

Die Welt erobert hab. sich d. Selbstunterrichtswerke Meth. Rustin. Dieselben verleih die **Bildung**, die **Gymnas., Realgymnas., Oberrealschul., höh. Mädchensch., Handelsschul., Präparandenanstalt. Lehrerinnenseminare** bieten. Schnelle, sich. Vorbereitung z. **Einjähr.-Freiw.-, Mittelschullehrer- und sämtl. Subalternbeamten-Prüfg. (12 Spezialw.).** Prosp. u. Anerkennungschr. über jed. Werk gr. u. fr. — Ansichtssend. bereitw.
Bonness & Hachfeld, Potsdam. -H.

Musikinstrumente
für Orchester, Schule u. Haus.



Preisliste frei.
Grosses Lager von guten alten Geigen.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Stottternden gibt über dauernde Heilung ums. Auskunft **O. Hausdörfer, Breslau - Wilhelmsruh 135** (chem. s. schwer. Stott.) Sanitätsrat Dr. P. M. Enkel ist vollst. geh.

Kein **Kopfzerbrechen** bereiten die **Weihnachtsgeschenke!**
„Pipifax“ die kleinste Masch. der Welt, zugleich Spitzensammler, Bieruhr u. Feuerschoner, ff. vern. 60 Pfg., 6 St. 3 M.
„Hercules“ Cigarrenkistenöffner, Hammer u. Meissel, ff. vernickelt 40 Pfg.
„Kleine Schneiderin“
Schnittmusterm. für Puppengarder. unterh. u. belehrend 50 Pfg., 6 St. 2,50
Patentverwertungsgesellschaft Rossbach 9 (Rheinpfalz)

Photograph. Apparate
Neueste Typen, Fabrikate v. Goerz, Ernemann usw. gegen bequeme
Monatsraten
Ferner für Sport, Theater, Jagd, Reise, Marine, Militär d. bekannten
Goerz' Trieder-Binocles
PREISLISTE C 5 gratis und frei.
BIAL & FREUND
BRESLAU II, WIEN VI.

P. P.
Mit Ihrer „Rino-Salbe“ bin ich sehr zufrieden. Ich habe schon vieles versucht, aber nichts half, nach Gebrauch Ihrer Rino-Salbe aber ist die Schuppenflechte ganz fort. Ich kann sie daher allen nur empfehlen.
Cöln, 21. 9. 06. **O. Besser.**

Diese Rino-Salbe wird mit Erfolg gegen Beinleiden, Flechten und Hautleiden angewandt und ist in Dosen à Mk. 1.— und Mk. 2.— in den meisten Apotheken vorrätig; aber nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und Firma Schubert & Co., Weinböhla. Fälschungen weise man zurück.



Ohne Berechnung
liefern wir Ihnen eine Sprechmaschine, die einen wirklich musikalischen Genuss gewährt, wenn Sie bei uns eine bestimmte Anzahl erstkl. doppelseitiger Platten bestellen, die nach und nach abzunehm. sind, die wir zu Mk. 2.75 pro Platte abgeben. Man verlange Katalog.
Roland Maschinengesellschaft in Cöln No. 189.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinen-, Elektro-, Papier-, Automobil-, Gas- und Wassertechnik.
Programm frei.



Hüttig-Camera u. Wintersport
Haupt-Katalog Nr. 407 umsonst **HÜTTIG A.-G., DREDSEN** Aeltestes und grösstes Camerawerk Europas

Hotel Fürst zu Stolberg G. m. b. H., Schierke
200 Zimmer und Salons (Privatappartements mit Bad und W. C.) Erstklassiges Hotel. Grosser Wintersport, Bobsleigh, Rodel, Ski usw. leihweise im Hotel. Dampfheizung, elektr. Licht. Prospekt durch die Direktion.

Schierke (Harz.)
reizvollste Winterlandschaft im Brockengebiet.
Winterkurort u. Wintersportplatz.
Technisch vollkommenste Schneeschuh-Sprungschanze
2 Km. Bobsleighbahn. 3 Rodelbahnen.
Prospekte durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Schreiberhau in **Schreiberhau**
710 m. ü. d. M. **Riesengebirge.** Bahnstation: **Ober-Schreiberhau.**
Winterkur und Wintersport.
Dirig. Aerzte Dr. **Wilhelm** u. Dr. **Strasser**, ehem. langj. Mitarbeiter Dr. Lahmanns.



Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle
solid. Fabrikate. Katalog gratis.
Rich. Maune
Dresden-Löbtau.



Briefmarken-Katalog Europa 1908 M. 1.—
40 altdeutsche M. 1.75, 100 seltene Übersee 1.50, 40 deutsche Kolon. 3.—, 200 engl. Kolonien 4.50, echt und verschieden. Zeitung und Liste gratis.
Albert Friedemann
Briefmarkenhandlung, LEIPZIG H

Bade Daheim!



Sie könn. sich u. Ihrer Familie keine gröss. Wohltat erweis. als öft. Baden. Meine Wanne ist unerreicht, wassersparend f. Kind u. Erwachsene. Bis 175 cm Körpergr. M. 25.— Ia. Qual. **15000 im Gebrauch, 1000e Anerkenn.** Fracht, Verpackung gratis. — Gar. Zurücknahme. Prospekte auch über billigere sowie Schaukelw. etc. frei. Es genügt eine Postkarte an: **E. Brandes, Leuben - Dresden 95.**

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Berliner Illustrirte Zeitung“.



findet LOHSE's Weihnachts-Neuheit 1908
Floridana-Maiglöckchen
Eingang in alle Kreise der Gesellschaft

Flasche **M. 3.00**; grösser **M. 4.50**
Gustav Lohse, Berlin, Königlicher Hoflieferant
Käuflich in allen einschlägigen Geschäften.

Für Haus und Reise
Lipsia-Magnesia in der Flasche!
Im Moment verschwinden **Magenbeschwerden, Verdauungsstörung., Magenkrämpfe, Sodbrennen, unangenehme Fülle** usw. Originalflaschen mit Attesten und Gebrauchsanweisung erhältlich zu **M. 1.50 in allen Apotheken**, evtl. weist **Bezugsquellen** nach
Lipsia, Chemische Fabrik A.-G., Mügeln (Leipzig)
Spezialfabrik für Magnesia- und Kalk-Präparate.



Blitz-Lenkrodel
(Patentiert)
Ohne Lenkstange, Radsteuerung, Taue etc., einfach mit den Füssen bequem und sicher lenkbar. Zweiteilig! Eschen-Holz. Hervorragendster, billigster und zuverlässigster Lenker der Saison.
Verkauf nur an Händler.
Werkstätten für Handwerkskunst
G. m. b. H. Darmstadt.



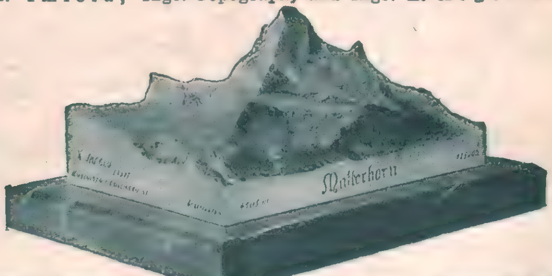
Thüringer Waldsanatorium
Schwarzeck
b. Blankenburg i. Schwarzatale.
für Erholungs-Bedürftige, Nervöse, Herzneurotiker, Rheumatiker, Blutarme, Frauenleiden, Magen- und Darmerkrankungen.
Leitende Aerzte und Besitzer: **Dr. Wiedeburg u. Dr. Schulze.**
Hausarzt: **Dr. Goetz.**
Schwarzeck — Winterkur
Bildergeschmückte Leitsätze u. Bedingungen unentgeltl.

Winterkur für Lungenkranke



Sanatorium St. Blasien
Im südl. bad. Schwarzwald. 800 m ü. d. M.
Dirig. Arzt: **Dr. med. A. Sander.**
Zweiter Arzt: **Dr. med. E. Maier.**
In völlig geschützter herrlicher Lage, umgeben von grossen Tannenwäldern.
Mod. Einrichtungen. Näh. d. d. Prospekte.

Alpine Briefbeschwerer
Bergreliefs in Galvanobronze nach Modellen von **X. Imfeld**, Ingr.-Topograph, und Ingr. **L. Aegerter**



Gesetzlich geschützt!

Modelle von X. Imfeld:

	Bronzeton Fr.	Versilb. Fr.
Matterhorn: 1 : 50,000. 10. Auflage. Sockel 10×10 cm	20.—	25.—
Matterhorn: 1 : 25,000. Salonstück. Sockel 20×28 cm	85.—	100.—
Dasselbe in elegantem Etui	105.—	120.—
Eiger, Mönch und Jungfrau: 1 : 100,000. Sockel 8×16 cm	20.—	25.—

Jungfrau	1 : 50,000	20.—	25.—	Rigi	1 : 150,000	17,50	22.50
Wetterhörner	1 : 100,000	20.—	25.—	Pilatus	1 : 150,000	17.50	22.50
Titlis	1 : 50,000	20.—	25.—	Säntis-Gipfel	1 : 12,500	17,50	22.50
Mythen	1 : 25,000	20.—	25.—	Glärnisch	1 : 100,000	17.50	22.50
Dent du Midi	1 : 50,000	20.—	25.—	Ortler	1 : 40,000	20.—	25.—

Modelle von L. Aegerter, Kartograph des D. u. Ö. A.-V.:

Langkofelgruppe	1 : 25,000	25.—	30.—	Fünffingerspitze	1 : 5,000	25.—	30.—
Höfats 1 : 25,000. Sockel 10×12 cm		20.—	25.—				

Schmuckstücke für den Tisch jedes Alpinisten und Freundes der Berge.

Seitenwände vorzüglich geeignet zum Eingravieren von Widmungen, deren Ausführung wir gerne besorgen.

S. M. Kaiser Wilhelm II. haben sich über das Matterhorn-Relief 1 : 25,000 sehr anerkennend ausgesprochen und ein Exemplar desselben im Hohenzollern-Museum in Berlin aufstellen lassen.

Versand nach Deutschland zollfrei ab Fabrikniederlage. Von drei Stück an porto- u. zollfreier Versand nach den meisten Ländern Europas.
Verlag Alpiner Briefbeschwerer
Gebrüder Scholl, Zürich (Schweiz)
Illustrierter Prospekt auf Verlangen kostenlos.
Briefe: Gebrüder Scholl, Zürich. Telegramme: Matterhorn, Zürich.

GANIBAL's wunderbares **Enthaarungswasser**



beseitigt in zwei Min. nach einmal. Gebrauche gänzlich mit der Wurzel die stärkst. Haare im Gesicht u. am Körper (Händ., Armen u. Beinen). Keine Reizung der Haut. Erfolg unfehlbar dauernd u. vollkommen unschädl., wohlriechend. Viele Dankschreiben. Preis per Fl. für Gesichtshaare **8 Mk.**, für den Körper **8 Mk.**, grosse Flasche für Herren-Körper-Haare **12 Mk.** Direkt gegen Nachn. d. **B. M. Ganibal, Chemiker, Leipzig I.**



Zarte Haut,
blendend schönen Teint, jugendfrisch. Aussehen, weisse Hände erzeugt einz. nur **Reichels Crême Benzoë** M. 2, (frk. 2.50) nebst wissenschaftlich. Ratgeb. **„Die Schönheitspflege“**. Ueber Erfolge Tausende Anerkennungen.
Otto Reichel, Berlin 28, Eisenbahnstr. 4.

Der Falschmünzer.

Novelle von J. Thommery. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Nachdruck verboten.

Nichts ist heutzutage leichter, als mit der Polizei in unliebsame Berührung zu kommen, mag man auch der loyalste Staatsbürger sein und das reinste Gewissen von der Welt haben!

Ich hatte mit meinem Freunde Dupont um ein Champagnerfrühstück gewettet, daß mich die heilige Hermandad binnen vierzehn Tagen am Kragen nehmen würde, lediglich deshalb, weil ich meine sämtlichen Ausgaben mit einer und derselben Münzsorte bestritt. Ich brauchte keine zwei Wochen zu warten. Schon nach neun Tagen ... Aber ich will nicht vorgreifen!

Also nachdem wir die Bedingungen der Wette genau festgesetzt haben, begebe ich mich nach der „Banque de France" und wechsle fünf Hundertfrancsscheine gegen tausend Zehnsousstücke ein. Gerade am folgenden Tage ist der Monatserste. Ich zahle Madame Pichanoux, meinem Cerberus, dreißig Francs in Zehnsousstücken. Die würdige Dame will ihren Augen nicht trauen. Sie setzt die Brille auf und murmelt verblüfft:

„Hm ... ja, aber ... aber sie sind ja alle ganz neu!"

„Oh! Glauben Sie wirklich?" entgegnete ich mit verlegener Miene.

„Aber natürlich! Sehen Sie doch selbst!"

In diesem Augenblick betritt Madame Roublard, eine Mieterin aus dem dritten Stock, die Portiersloge.

Der verehrte Leser hat gewiß schon die Beobachtung gemacht, daß es in allen Häusern einen Mieter — oder vielmehr eine Mieterin — gibt, deren Lebensberuf es zu sein scheint, die Nachbarin zu bespitzeln und zu verklatschen. Ich will damit nicht sagen, daß es in jedem Hause immer nur eine böse Zunge gibt: bisweilen existieren mehrere in jeder Etage! Aber stets findet man doch zum mindesten eine! ... Zu dieser Sorte Zeitgenossen gehört Madame Roublard. Jeden Morgen, sobald ihr Mann gegangen ist, öffnet sie das Küchenfenster, ruft die Schneiderin aus dem vierten und die Friseuse aus dem fünften Stock — und dann geht's los! Natürlich auf Kosten der lieben Nächsten!

Also Madame Roublard betritt just in diesem Augenblick die Portiersloge und wird von der Concierge sofort als Zeugin und Sachverständige aufgerufen.

„Sehen Sie nur, Madame! Was meinen Sie: sind diese Geldstücke schon im Gebrauch gewesen?"

„Ganz bestimmt nicht!" erklärt Madame Roublard. „Wo zum Teufel! haben Sie das alles her?"

„Von dem Herrn hier. Er hat damit die Miete bezahlt."

Madame Roublard betrachtet mich mit einem bereits mißtrauischen Blick.

„Haben Sie noch mehr davon?"

Ich öffne meine Börse und lasse sie einen respektablen Vorrat von Zehnsousstücken sehen. Madame Roublard schaut in die Börse, dann mit einem durchbohrenden Blick in mein Gesicht und ruft:

„Sie machen Geld!"

Bei diesen Worten werde ich sehr verwirrt — ich wundere mich im Stillen selbst über mein Schauspielertalent. Ich stottere irgend etwas Unverständliches und verschwinde, aber nicht so schnell, daß ich nicht noch hören kann, wie Madame Roublard zur Concierge sagt:

„Haben Sie gesehen? ... Das böse Gewissen!"

Sehr zufrieden mit diesem Debüt, gehe ich zur Krämerin, der ich die beträchtliche Summe von siebzehn Francs schulde. Macht vierunddreißig Zehnsousstücke ... Die Krämerin ist eine brave Frau. Sie denkt nichts Böses. Im Gegenteil.

„Gott! wie hübsch, diese neuen Geldstücke!" ruft sie entzückt. „Schade, daß ich sie wieder ausgeben muß!"

„Wenn Sie mehr haben wollen," antworte ich, „stehe ich Ihnen gern zu Diensten. Man hat mir nämlich mein Gehalt in lauter Zehnsousstücken bezahlt."

Gerade in diesem Moment erscheint Madame Roublard auf der Bildfläche. Als sie die vierunddreißig gleichen Geldstücke sieht, beginnen ihre Nasenflügel vor Aufregung zu zittern. Ich bemühe mich, recht verwirrt zu werden, und verschwinde.



Die Tänzerin im Königsschloß.
Rita Sacchetto im Kgl. Schloß Nymphenburg bei München.
Phot. F. Grainer-München.

Beim Fleischer bezahle ich eine Rechnung von zweiundvierzig Francs. Macht vierundachtzig Zehnsousstücke .... Der Fleischer ist ein braver Mann. Er denkt nichts Böses. Im Gegenteil.

„Die Kunden tun mir einen Gefallen, wenn sie mit kleiner Münze bezahlen," bemerkte er.

Ungefragt gebe ich ihm eine Erklärung für die Häufung von Zehnsousstücken.

„Ich erweise damit meinem Freunde Balissard einen Dienst ... Stellen Sie sich vor, mein Freund mußte ein Individuum wegen einer Schuld von fünfzehnhundert Francs verklagen. Der Schuldner bezahlte schließlich, spielte ihm aber den Possen, die ganze Schuld mit Zehnsousstücken zu begleichen .... Dreitausend Zehnsousstücke! Sie können sich denken, wie lange es dauert, bis man die in Umlauf gebracht hat!"

Als ich mich in mein Stammcafé begebe, sehe ich, wie Madame Roublard in den Fleischerladen schleicht.

Der Zahlkellner des Cafés ist ein braver Mann. Er denkt nichts Böses. Im Gegenteil: er nimmt mir für fünfzig Francs Zehnsousstücke ab.

Da es inzwischen zwölf Uhr geworden ist, kehre ich nach Hause zurück, um zu frühstücken. Als ich am Fleischerladen vorübergehe, konstatiere ich, daß der Besitzer mich mit einem sonderbaren Blick mustert. Die Krämerin, welche in der Ladentür steht, erwidert meinen Gruß nicht, sondern sieht fort.

Ein glücklicher Zufall will es, daß niemand im Hause meine Rückkehr bemerkt. In der Meinung, ich sei noch abwesend, öffnet Madame Roublard ihr Küchenfenster, ruft die Schneiderin aus dem vierten

und die Friseuse aus dem fünften Stock — und nun geht's los! Auf meine Kosten natürlich! Obgleich Madame Roublard ihre Stimme dämpft, kann ich doch jedes Wort verstehen. Ich erfahre, daß mein Benehmen im höchsten Grade verdächtig ist, besonders in Anbetracht der verschiedenen Erklärungen, die ich für den Besitz der großen Menge von Zehnsousstücken gegeben habe. Madame Roublard scheut sich nicht, offen von „falschem Gelde“ zu reden.

Am folgenden Morgen setze ich bei Schuhmacher, Friseur und Apotheker entsprechende Posten von Zehnsousstücken ab. Diese ehrenwerten Geschäftsleute sind ohne Zweifel davon unterrichtet, daß ich mich lediglich dieser einen Münzsorte bediene, denn keiner von ihnen gibt seinem Erstaunen darüber Ausdruck. Um so vielsagender ist aber die Aufmerksamkeit, mit der sie jedes einzelne Geldstück sorgfältig prüfen.

Am dritten Tage erhalte ich eine Postkarte, auf der ein edelmütiger Anonymus mich benachrichtigt, daß die Ausgabe falschen Geldes mit Zwangsarbeit bestraft wird. An meiner Tür finde ich mit Kreide geschrieben: „Falschmünzer.“

Am vierten und fünften Tage neue Einkäufe, die immer mit derselben Münzsorte bezahlt werden. Das allgemeine Mißtrauen wächst. Wenn ich jetzt durch die Straße gehe, bilden sich Gruppen und geheimnisvolle Konventikel. Man verstummt bei meiner Annäherung und nimmt die Unterhaltung erst wieder auf, wenn ich außer Hörweite bin.

Am sechsten Tage konstatiere ich, daß man mich observiert. Wie von ungefähr findet sich überall, wo ich gehe und stehe, auf der Straße, im Omnibus, im Café, ein großer, bärtiger Herr, der mich nicht aus den Augen läßt.

Am Morgen des neunten Tages erhalte ich vom Polizeikommissar eine Einladung, mich am Vormittag in seinem Bureau einzufinden. Nun habe ich nicht die Gewohnheit, Einladungen von Leuten anzunehmen, die ich nicht kenne. Und den Kommissar meines Viertels kannte ich wirklich nicht. Ich schwanke

also keine Sekunde, um so weniger, als ich bei meinem zukünftigen Schwiegervater in St. Denis frühstücken soll. Um elf Uhr besteige ich, mit einer Fahrkarte zweiter Klasse versehen, den Zug nach St. Denis. Aber ebenso schnell verlasse ich den Zug wieder, allerdings gegen meinen Willen. Vier kräftige Fäuste haben mich gepackt. Zwei dieser Fäuste gehören dem großen, bärtigen Herrn, der mich seit drei Tagen auf Schritt und Tritt begleitet. Ich versuche mich zu befreien — vergebens . . . Marsch nach dem Kommissariat!

Der Kommissar ist ein jovialer Herr. Er tituliert mich „Bürschchen“ und gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß er mich just in dem Augenblick gefaßt hat, da ich nach Brüssel durchbrennen wollte. Ich werfe ein, daß mein Billett ja nur bis St. Denis gilt. Er erwidert mir, in St. Denis hätte ich ein anderes nach Belgien genommen, und bezeugt mir, daß ich ein gefährlicher Hochstapler bin.

Am Ende reißt mir die Geduld, und um der dummen Situation möglichst rasch ein Ende zu machen, entschließe ich mich, die Wahrheit zu sagen, die volle Wahrheit. Welch unglückselige Idee! Der Herr Kommissar fragt mich wütend, ob ich die Absicht habe, mich über ihn lustig zu machen! Und um mir zu zeigen, wieviel Glauben er meinen Worten beimißt, ordnet er eine sofortige Haussuchung in meiner Wohnung an.

Wie hat sich die Nachricht von meiner Verhaftung so schnell verbreiten können? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist die Straße schwarz von Menschen. Sobald man mich bemerkt, erhebt sich ein wüstes Geschrei. Ich höre Kosenamen wie: Dieb, Falschmünzer, Spitzbube . . . Eine Gemüsehändlerin versucht, mir ins Gesicht zu speien. Ein Bettler, ein Krüppel, dem ich tags zuvor ein Almosen gegeben habe, wirft mir seine Krücke an den Kopf. Ich habe eine Beule an der Stirn. Die Menge klatscht Beifall. Madame Roublard zittert vor Freude. Und ich komme mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß die Situation für mich nichts weniger als gemütlich ist.

Natürlich entdeckt man bei mir nichts Verdächtiges. Das einzige Resultat dieser polizeilichen Maßnahme ist, daß sie meine Wohnung in einen unglaublichen Zustand versetzt: aufgeschnittene Matratzen, abgerückte Schränke, auf den Fußboden entleerte Schubkästen — wahrhaftig, Einbrecher hätten nicht schlimmer hausen können!

Der Kommissar ist ratlos. Selbstverständlich kommt ihm nicht einen Moment der Gedanke, er könne sich getäuscht haben. Die einzige Schlußfolgerung, die er aus dem negativen Resultat der Haussuchung zieht, ist: der Halunke hat noch eine zweite Wohnung!

Die regelmäßige und r i c h t i g e Reinigung der Kopfhaut ist, darüber besteht wohl kein Zweifel mehr, die beste, naturgemäßeste Methode, sein Haar gesund und kräftig zu erhalten. Nimmt man zu diesen Kopfreinigungen das neue Teerpräparat „Pixavon“, so fügt man der reinigenden Wirkung noch den anregenden Einfluß auf den Haarboden und den Haarwuchs hinzu, der dem Teer, wie seit uraltersher bekannt, innewohnt.

Sicher würden sich diese Teer-Haarwaschungen in Deutschland schon längst eingebürgert haben, wenn der gewöhnliche Teer, wie er bis jetzt in Form von festen und flüssigen Teerseifen benutzt wurde, nicht zwei unangenehme Nebeneigenschaften hätte. Das ist erstens die irritierende Wirkung an sich auf die Haut und der vielen unerträgliche penetrante Geruch. Beide Eigenschaften sind in gewissen Bestandteilen des gewöhnlichen Rohteers enthalten, die man beim „Pixavon“ durch ein patentiertes Verfahren beseitigt hat, so daß wir es im „Pixavon“ mit der konzentrierten reinen Teerwirkung zu tun haben, wodurch denn auch die direkt überraschenden Erfolge zu erklären sind.

Es sei gestattet, an dieser Stelle ausdrücklich zu betonen, daß gegenwärtig außer „Pixavon“ keine Teerseife existiert, der die volle Teerwirkung in dieser Weise innewohnt, und die doch frei ist von den unangenehmen Nebenwirkungen des Rohteers (übler Geruch und Reizwirkung).

Der Gebrauch des „Pixavon“ ist sehr einfach. Ein Waschbecken, eine Flasche „Pixavon“ und vielleicht noch ein Schwamm oder ein Wasserglas ist alles, was dazu nötig ist. Zunächst wird der Kopf tüchtig angefeuchtet (Bild 1). Dazu nimmt man entweder einen Schwamm oder die bloße Hand. Dann gießt man ganz wenig „Pixavon“ in die hohle Hand (Bild 2). Das braucht nur sehr wenig zu sein (Bild 3). Nun bringt man das „Pixavon“ auf die feuchten Haare und verreibt es tüchtig, bis molliger Schaum entsteht (Bild 4). Der Schaum sei möglichst reichlich, und wenn er das nicht ist, bringt man mit der hohlen Hand noch etwas Wasser auf den Kopf. Nun massiert man mit den Fingerspitzen auf der ganzen Kopfhaut herum — das ist für die Haare außerordentlich wohltuend — läßt dann den Schaum vielleicht noch einige Minuten stehen (Bild 5) und spült dann den Kopf tüchtig ab (Bild 6). Nun spare man aber nicht mit Wasser. Wenn man den Schwamm nimmt, braucht man ihn nur in das Waschbecken wieder einzutauchen und auf dem Kopfe auszudrücken. Wer keinen Schwamm zur Hand hat, nimmt einfach ein Wasserglas und spült sich damit kräftig die Haare ab. Die Hauptsache ist eben, daß aller Schaum vom Kopfe herunter ist, so daß, wenn man den Kopf abgetrocknet hat (Bild 7), das Handtuch ganz weiß bleiben muß. Wenn die Haare nun ganz trocken sind, so ist es für viele sehr wohltuend, wenn sie eine Kleinigkeit Oel ins Haar bringen. Das kann einfaches Provencer-Oel sein, wie man es überall bekommt. Personen, die an und für sich ein sehr fettiges Haar haben, brauchen nur ganz wenig Oel nehmen, da sich solches Haar sowieso bald wieder ganz von selbst einfettet.

Noch bequemer ist es, wenn man das Haarwaschen wöchentlich gleich mit dem Baden verbindet, oder wenn man es sich beim Friseur machen läßt.

Es ist wirklich fabelhaft, wie bei manchem die „Pixavon“-Haarpflege wirkt. Dabei haben wir es in „Pixavon“ endlich einmal mit einem Präparat zu tun, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauche beinahe ein halbes Jahr aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haarkultur durchzuführen. Schon nach wenigen „Pixavon“-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren.


Bild 1.



Bild 2.


Bild 3.


Bild 4.


Bild 5.


Bild 6.


Bild 7.

Zum Glück kommt der Freund, mit dem ich gewettet habe. Er ist der Vetter eines Onkels der Schwiegermutter eines intimen Freundes des Polizeipräfekten und kennt auch den Kommissar oberflächlich. Er befreit mich. Der Kommissar versteckt seine Enttäuschung hinter einer würdevollen Miene.

„Mein Herr!“ erklärt er mir. „Das Mißgeschick, das Ihnen passiert ist, haben Sie sich lediglich selbst zuzuschreiben!“

Mit diesen warm empfundenen Worten empfiehlt er sich. Ich hüte mich, zu protestieren. — Aber damit ist die Geschichte noch nicht beendigt.

Am folgenden Morgen kündigt mir mein Wirt die Wohnung, weil ich in seinem Hause einen „beispiellosen Skandal“ verursacht habe. Ich bin sehr ärgerlich darüber, daß ich ziehen muß. Ich liebe meine Wohnung. Aber schließlich muß man sich in alles finden. Uebrigens habe ich einen Trost im Unglück: ich brauche Madame Roublard nicht mehr zu sehen.

Aber das ist noch nicht alles. Die Zeitungen haben sich meiner Affäre bemächtigt und den Polizeikommissar und die Leute meines Quartiers weidlich verspottet. Mein Abteilungschef im Ministerium lacht über die Geschichte, bis ihm die Tränen in die Augen treten. Aber nachdem er genug gelacht hat, erklärt er mir sehr ernst:

„Hm . . . ja . . . andererseits ist es doch sehr fatal! Das Publikum ist ohnedies nur zu leicht geneigt, die Beamten für Nichtstuer zu halten, die ganz unnütz besoldet werden. . . . Sie haben die Verwaltung arg kompromittiert. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden Sie am ersten Januar nicht die übliche Gratifikation bekommen.“

Ich beginne mehr und mehr zu der Ueberzeugung zu kommen, daß meine Wette eine sehr törichte Idee gewesen ist. Aber ich muß den Kelch bis zur Neige leeren. Ich erhalte von Herrn Onésime Durand, meinem zukünftigen Schwiegerpapa, ein Schreiben, dessen Worte sich für alle Zeiten meinem Gedächtnis eingeprägt haben. Es lautet:

„Mein Herr!

Ich habe Ihnen die Hand meiner Tochter bewilligt. Ich erkläre das Verlöbnis für aufgehoben. Ein Mensch, der — wenn auch zu Unrecht! — im Verdacht der Falschmünzerei gestanden hat, kann nie und nimmer in unsere Familie eintreten.

Onésime Durand.

P. S. Ich lege Wert darauf, Ihnen mitzuteilen, daß meine Entscheidung von Frau und Fräulein Durand voll und ganz gebilligt wird.“

Ich gestehe, daß ich über diese Absage, die ich als ein schreckliches Unglück betrachtete, tief niedergeschlagen war. Vierundzwanzig Stunden lang suchte ich mir klar zu machen, daß ich das bedauernswerteste Geschöpf unter der Sonne sei, grübelte ich darüber nach, wie ich es anstellen müßte, um diesen barbarischen Vater zur Vernunft zu bringen. Ich dachte an eine Entführung im Automobil und ähnliche romantische Schosen.

Aber diese Depression war nicht von langer Dauer. Mein gesundes Temperament half mir schnell darüber hinweg. Ich konstatierte, daß mein Appetit nicht gelitten hatte, daß das Unglück mir also doch nicht so nahe gegangen war, als ich mir einzureden versucht hatte. Das gute Champagnerfrühstück, das mein Freund Dupont bezahlte, gab mir vollends mein seelisches Gleichgewicht wieder.

Ich habe mich ins Unabänderliche gefügt und bin Junggeselle geblieben. Wer weiß? Vielleicht ist es besser so?

Briefe.

Von Michel Corday.

Autorisierte Uebersetzung von Alice Soberszky-Neumann.

Wir nahmen während des ersten Schuljahres unsere Mahlzeiten an der Offizierstafel ein. Es waren zweihundert Gedecke. In dem unteren Saal, der als Frühstückssaal diente, fanden wir zur bestimmten Stunde morgens unsere Briefe, die der Briefträger in Paketen auf den Tisch legte. Eines Tages hieß es: es werden Briefe gestohlen.

Nur einer mit Namen Claris konnte vielleicht in Betracht kommen.

Ich ließ daher aus Paris an meine Adresse nach Fontainebleau einen Brief abgehen, der nur die paar Worte enthielt: Claris ist ein Dieb.

Ein duftendes, rosa Briefchen, von weiblicher Hand adressiert. Der Brief kam nicht in meine Hände.

Am Abend sprach ich Claris mit einem freundlichen ‚Guten Abend‘ an und sah ihm scharf dabei in die Augen.

Man sah es seinem Gesicht an, es ging irgendetwas in ihm vor. Jetzt wußte ich, daß er meinen Brief genommen hatte.

Lange dachte ich in meinem Zimmer über diesen seltsamen Fall nach. Welch eigenartiger Charakter! Oft tagelang in sich gekehrt und schweigsam, dann wieder schwatzte er am Arm des ersten besten vertraulich von Dingen, die ihm gewiß tief am Herzen lagen und jeden ergriffen, der sie hörte. Manche Tage fleißig, stramm militärisch, aufmerksam, und dann wieder matt, zusammengesunken, schlaff . . .

Er mußte es sein.

Es klopfte. Es war Claris.

Zögernd, in geduckter Haltung trat er ein, ich wandte ihm hartnäckig den Rücken.

Er begann stockend:

„Du weißt, daß ich die Briefe genommen habe — du wirst mich verraten! Nun gut! Ich will dir erzählen, wie es gekommen ist.

Eines Tages wurde mir ein Brief für Morizot abgegeben, weil er das Bett hüten mußte. Bis zum Abend vergaß ich, ihn ihm zu geben und auch am nächsten Tage. Mir war die Verzögerung, die er aus dem Poststempel ersehen hätte, peinlich. Ich zögerte noch, dann entschloß ich mich, ihn gar nicht abzugeben. Eine Woche später fand ich den Brief in meiner Tasche. Ich betrachtete ihn von allen Seiten, zu ersehen, ob es eine männliche oder weibliche Handschrift sei und festzustellen, woher er kam.

Da bemerkte ich, daß das Kuvert ein wenig offen stand, und ohne daß ich es wollte, ging es durch das Betasten etwas weiter auf. Ich weiß selbst nicht, was mich dazu trieb, es noch weiter zu lockern.

Da konnte ich einen Satz lesen: „Es waren sehr viele Leute da, und es war sehr gemütlich. Tonton trug Gedichte vor, die sehr viel Beifall fanden . . ."

Eine schändliche Neugier erfaßte mich, weiter zu lesen und ohne noch zu überlegen, riß ich den Umschlag auf.

Es war ein Brief von seiner Schwester. Sie erzählte ihm, was sich zu Hause ereignet hatte. Er war voll kleiner, netter Schilderungen, Scherzworten, liebevollen Ratschlägen für den Bruder.

Es schnürte mir die Kehle zusammen, ohne zu wissen warum.

Und dann las ich ihn gierig noch einmal . . . Er tat mir weh, aber wieder und wieder las ich ihn.

Du weißt, daß ich keine Eltern, keine Geschwister, keine Freunde habe, niemanden, der mich liebt . . .

All diese Nichtigkeiten, diese kleinen Vertraulichkeiten, die der Brief an meinen Kameraden enthielt, ich kenne sie nicht, ich habe sie nie gekannt.

Und nun erst fühlte ich voll und ganz das Trostlose meiner Vereinsamung.

Das also war das Geheimnis der strahlenden Augen! Jede Woche empfingen sie ein Stückchen ihres Zuhause.

Und da fühlte ich den brennenden Wunsch, ich Tor, auch Teil an den Zärtlichkeiten zu haben. In Wirklichkeit hatte ich sie nicht, konnte ich sie nie haben, mir blieb nur die Illusion.

Und ich nahm mir die Briefe — Briefe von Frauenhand, weil sie die zärtlichsten, liebreichsten, beredtesten sind!"

Ich litt furchtbar, doch ich konnte nicht davon lassen. Ich mußte sie lesen, diese Briefe, die so voller Sorge, so voller Liebe für die anderen waren, doch ich bin nie zu Ende gekommen, ohne bitterlich zu weinen!"

Neue Bücher für den Weihnachtstisch

besprochen von Alfred Gerland

Die Zeiten sind vorüber, da es genügte, neben Bibel und Gesangbuch noch den Kalender, „gedruckt in diesem Jahr“, auf das Wandbrett zu stellen und dann zu sagen, man besitze eine „schöne Bibliothek“. Heutzutage sind Schrank und Regale oft vollgepfropft mit Büchern und man hat Mühe, die neuen unterzubringen. Denn heute hat man in allen Kreisen den Nutzen und Wert guter Bücher erkannt und kann nicht genug davon ins Haus schaffen. Und nicht wie sonst stehen die Bücher jahrein, jahraus, hinter den Scheiben des Glasschranks, so neu und unberührt, daß — bei dem Versuch, sie aufzuschlagen — der Goldschnitt noch wie ein Verschluß die einzelnen Seiten zusammenhält. Nein, denn die Bücher, die uns wirklich wertvoll geworden sind, müssen wir „auf den ersten Griff“ im Dunkeln finden können und haben ihren Platz da, wo wir sie brauchen: In der Schublade unseres Arbeitstisches, an dem behaglichen Plätzchen beim Fenster oder Ofen. Es sind unsere treuen Berater und guten Freunde geworden, die — in welcher Stunde wir nach ihnen greifen — niemals versagen. Es sind „Meisterbücher“, und unter diesem Titel auch hat der Verlag Ullstein & Co., Berlin SW., Kochstraße 22/25, eine vortreffliche Serie solcher Bücher zusammengestellt und für den, in Anbetracht der Ausstattung, des Umfanges und des Wertes, unglaublich geringen Preis von je 3 Mark herausgegeben. Aber man muß, will man der außerordentlichen Vielseitigkeit dieser Sammlung gerecht werden, eine Gruppierung vornehmen, denn da sind auf der einen Seite die Meisterbücher, die der Unterhaltung gewidmet sind, und auf der anderen die Bücher, aus denen wir Belehrung und Rat holen wollen. Für wahrhafte Feier- und Festtagsstunden hat es wohl kaum je ein Werk gegeben, wie es das in seiner Art einzig dastehende „Meisterbuch des Humors“ von Norbert Falk ist. Was es bringt, sagt schon der Titel: die Meister des Humors aller Völker, ein wahres „Tischlein, deck dich“ der Heiterkeit, des Lachens, der froheſten Laune. Was die Italiener, Spanier, Franzosen, die Deutschen, Russen und Engländer auf dem Gebiet des Humors, des Witzes und der Satire geleistet haben, ist hier in vorzüglich ausgewählten Proben und



Der Weihnachtsball.
Illustration aus dem „Meisterbuch des Humors“.



„Die Karawane.“ Gemälde von Belly. Illustration aus der „Eroberung der Erde“. Kunstverlag Ad. Braun & Cie., Dornach.



Der Abstieg vom Felsen Rockh.
Illustation aus der „Schatzkammer".

in einer ergötzlichen Mannigfaltigkeit gegeben: Humoreske und Schwank, Lustspiel und komischer Roman, Posse und Märchen, alle Formen der humoristischen Literatur sind vertreten. Ein wahrer Masken- und Narrenzug marschiert durch das Werk: von Don Quixote bis zu Eulenspiegel, von Münchhausen und Falstaff bis zu Nante, dem Berliner Eckensteher, zu Tartarin, dem Mützenjäger und den erschütternd komischen Figuren Mark Twains, Wieds, Tschechows, Roseggers, Raabes, Ludwig Thomas und vor allem Meister Wilhelm Buschs. Wie köstlich wirkt da Theodor Fontanes feine Ironie neben Victor von Scheffels trinkfreudiger Poesie, wie burlesk Heinrich Seidels Reimschwank neben dem grimmigen Humor in Vischers „Tücke des Objekts", neben Pötzls lachenden Wiener Studien und Schlichts und Wolzogens Militärhumoresken. Dem Humor im Wort steht in zahlreichen Textillustrationen auch der des Bildes gleichwertig zur Seite.

Ist dies ein echtes Meister-Buch des Humors, ein „gesammeltes Gelächter", so ist die „Schatzkammer", — eine zweite Sammlung, die Norbert Falk herausgegeben hat, — ein Meisterbuch der Erzählungskunst. Wie eine Perlenschnur aufgereiht sind hier die schönsten Erzählungen, Novellen, balladeske Gedichte und fesselnde Kapitel bester Romane aller Zeiten und Völker. Mit den heroischen Szenen aus Dantes Göttliche Komödie beginnt das Werk und mit der erschütternd komischen Geschichte von Ludwig Thoma schließt es. Proben



Engländer binden gefangene Inder vor die Kanonen.
Illustration aus der „Eroberung der Erde".



Das Maßnehmen.
Illustration aus „Ich kann schneidern."

der Erzählungskunst des Orients und Occidents, ernster und heiterer Art fesseln den Leser und geben ihm ein Bild aller Kulturen. Da tauchen die Derwische aus Tausend und eine Nacht auf, Mörikes „Schöne Lau" treibt ihren Spuk, eine chinesische Liebesgeschichte kündet die Empfindungen des Ostens; aber der größere Umfang des Buches gehört doch wieder den Dichtern, deren Erzählungsart uns näher steht. Tolstoj und Sienkiwicz vertreten die slavischen Völker, Balzac, Prosper Merimée und Guy de Maupassant die modernen französischen Meister und nach den charakteristischen Dichtern Englands und Amerikas — Dickens mit der schönsten aller Weihnachtsgeschichten, Irwing und Kipling — folgen Björnson, Ibsen, Jacobsen und dann in reichster Zahl die deutschen Erzähler, von denen nur: Otto Ludwig und Fritz Reuter, Scheffel, Fontane, Rosegger, Paul Heyse, Ebner-Eschenbach, Clara Viebig, Spielhagen, Arthur Schnitzler, Otto Ernst genannt seien.

Sprechen in diesen beiden Büchern die Dichter zu uns, so kommen in dem dritten Werk dieser Sammlung „Die Eroberung der Erde" betitelt, die Männer der Wissenschaft, die Forscher und Weltentdecker zu Wort. Dem Herausgeber, Conrad Alberti-Sittenfeld, dessen Name ja allein schon eine Bürgschaft für den Wert des Buches ist, kam es darauf an, zu zeigen, welche Motive den Anlaß zur Erschließung fremder Länder gegeben hatten, und es war ein glücklicher Gedanke, jeden einzelnen dieser Weltumsegler und Pfadfinder selbst über seine Reisen berichten zu lassen. Da treten deutlich die Triebfedern menschlichen Strebens hervor, Forschungseifer und Eroberungsdrang, Abenteuerlust und Gewinnsucht und zugleich gewinnt das Buch den Reiz der einzelnen Persönlichkeiten, die da erzählen. Jeder in seiner Art: Ob Marco Polo, Pigafetta und Kolumbus die ersten Erweiterungen des Weltbildes, Macaulay und von Hesse-Wartegg das Wunderland Indien, Gustav Nachtigal und Oskar Lenz die Schrecken der Wüste schildern, oder ob David Livingstone und Stanley uns in das



Einsetzen eines Konservenglases in den Sterilisations-Apparat. Illustration aus „Ich kann kochen"

dunkelste Afrika, Preschwalsky in das Land des Dalai Lama, Nansen in die eisstarrenden Regionen des Nordpols, Parseval, Süring, Wright und Zeppelin in das Reich der Lüfte führen, wohin die Reise auch geht, wir machen sie nun mit, erfüllt und beseelt von denselben Empfindungen, Hoffnungen und Befürchtungen, mit denen die kühnen Forscher ihren unbekannten Zielen zustrebten. Jedem dieser Berichte geht eine ausgezeichnete Einleitung voran, die die Uebergänge zu den einzelnen Perioden schafft und eine scharfe Charakteristik der verschiedenen Forscher und Entdecker, sowie ihrer Erfolge gibt.

Als vor Jahresfrist in der Meisterbuch-Sammlung das so rasch populär gewordene Werk „Ich kann schneidern" erschienen war, als man sich überzeugte, daß es wirklich möglich sei, mit Hilfe eines Buches die schwierige Kunst des Schneiderns durch Selbstunterricht zu erlernen, mag in so vielen Frauen und Mädchen der Wunsch nach einem Buche erwacht sein, das — wie jenes am Nähtisch — ihnen am Herde Lust und Liebe zur Tätigkeit erweckte. Nun ist dieses Buch mit einem gleich siegreichen und verheißungsvoll klingenden Titel: „Ich kann kochen" erschienen. Man braucht dieses Buch mit seinen hunderten von Illustrationen nur aufzuschlagen, ein paar Seiten darin zu lesen und man wird finden, daß dieses Werk, das Dr. Erich Urban unter Mitwirkung erster Kräfte herausgegeben hat, in seiner ganzen Anlage aufs vorteilhafteste sich von anderen Kochbüchern unterscheidet. Das Verlangen zum Probieren wird geweckt, die Neugier, den Versuch zu machen, mit der veralteten Methode zu brechen, und es einmal auf die neue Art zu wagen. Und man wird erstaunen, welche Schmackhaftigkeit man nun so manchem alten und verschmähten Gericht ablocken wird, weil man endlich einmal nach Angaben kochen kann, denen die Erfahrungen der Fachmänner zugrunde gelegt worden waren. Der Arzt, der Fischer, der Viehzüchter, der Gärtner und Bäcker haben uns bei der Auswahl und beim Einkauf geholfen, ein wirklicher Kochkünstler hat uns bei der Bereitung seine Ratschläge gegeben und der Feinschmecker uns die letzten Finessen verraten und wenn das Gericht nun auf dem Tisch steht, wird gewiß jeder zugeben müssen: „Sie kann kochen und zwar sehr gut kochen nun."

Diese „Meisterbücher", die zum Preise von 3 Mark für das Werk durch jede Buchhandlung, sowie auch direkt vom Verlag dieses Blattes Ullstein & Co, Berlin SW 68, zu beziehen sind, bieten also eine reiche Auswahl, die wohl einen jeden das seinem Geschmack Entsprechende finden lassen werden.

Geschäftliche Notizen.

Die Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin, bringt zwei Neuheiten auf den photographischen Markt, die „Agfa“-Blitzlampe und den „Agfa“-Kupferverstärker. Erstere ist ein flaches, aufklappbares Kästchen aus Nickelblech, sehr leicht und kann daher bequem in der Tasche mitgeführt werden. Der „Kupferverstärker“ zeichnet sich dadurch aus, daß der Amateur zum Bezuge keinen Giftschein braucht.

Die Chinesen hatten schon lange vor uns unsere wichtigsten Erfindungen gekannt: Papier, Porzellan usw., die Astronomie und Mathematik war auch seit urdenklichen Zeiten bei ihnen eine sorgfältig gepflegte Wissenschaft. Auch das Einsetzen künstlicher Zähne ist seit Jahrhunderten dort gang und gäbe, da der Chinese sehr auf seinen Kauapparat bedacht ist. Um das Verlieren unserer Zähne zu vermeiden, genügt eine mechanische Reinigung früh und abends mit einem allgemein eingeführten Zahnputzmittel, wie es z. B. Sargs Kalodont darstellt, vollkommen.

Nach Hunderttausenden zählen die Kunden der Firma Jonaß u. Co., Berlin, Belle-Alliancestr. 3; alle Gesellschaftskreise, alle Berufsarten sind vertreten. In dem Katalog findet jeder nach seinem Geschmack und für seine Verhältnisse passende Uhren, Gold- und Silberwaren u. Musikinstrumente. Die Firma gibt jetzt die vierte diesjährige Auflage ihres Kataloges heraus, der jedem auf Verlangen zugeschickt wird. Gerade der Umstand, daß die Firma ohne jede Preiserhöhung ihre Waren gegen bequeme Ratenzahlungen abgibt, wird den Kundenkreis bei dem nun herannahenden Weihnachtsfest aufs neue vergrößern.

Unter den deutschen Spielwaren, die bekanntlich Weltruf genießen, nehmen die Anker-Steinbaukasten eine hervorragende Stelle ein; sie stehen stets auf jedem Wunschzettel der Kinder. Daraus erklärt sich auch die auffällige Erscheinung, daß während der vorjährigen schweren Krisis in Amerika in den Geschäften die Nachfrage nach Anker-Steinbaukasten unvermindert stark war, wogegen alle anderen Spielwaren weniger gekauft wurden.

Briefkasten.

M. L. in Mainz. Eine Rückerstattung von Beiträgen aus der Invalidenversicherung an die Eltern verstorbener Kinder findet niemals statt. Dagegen ist diese Rückerstattung zulässig im Falle eine weibliche Person sich verheiratet, innerhalb eines Jahres nach der Eheschließung, sodann beim Tode des Familienvaters an dessen Witwe, und wenn eine solche nicht vorhanden, an seine Kinder, sofern diese noch nicht 15 Jahre alt sind.













Herrn Gerichtsassessor W. in H. Für Ihre freundliche Mitteilung danken wir Ihnen bestens, werden jedoch vorläufig noch keinen Gebrauch davon machen. — Ein Auto in der von Ihnen erwünschten Art werden Sie am besten durch ein Inserat in der „B. Z. am Mittag" (Berliner Zeitung) erwerben können, die sich für derartige Annoncen allgemeiner Beliebtheit erfreut.

Marine. Die Stärke der englischen Flotte war bei Beginn dieses Jahres 61 Schlachtschiffe, 35 Panzerkreuzer, 71 Kreuzer, 263 größere und kleinere Torpedoschiffe, 50 Unterseeboote usw., insgesamt 488 Schiffe mit 1 701 285 Tonnen Gehalt und einer Bemannung von 111 360 Köpfen. Die Stärke der deutschen Flotte zählte Anfang 1908 27 Linienschiffe, acht Küstenpanzer, 11 Panzerkanonenboote, 47 Kreuzer, 13 Schulschiffe usw., insgesamt 125 Schiffe und Fahrzeuge mit 569 500 Tonnen. Außerdem 100 Hochseetorpedoboote. Die Gesamtsumme des deutschen Marinepersonals betr.gt 46 744 Köpfe. Die englische Flotte ist demnach nach Tonnengehalt etwa dreimal so groß wie die deutsche.

Raucher in M. Eine Zigarre enthält durchschnittlich 0,809—2,887 pCt. Nikotin, wobei zu beachten ist, daß die echte Havanna-Zigarre einen bedeutend geringeren Prozentsatz Nikotin enthält wie die aus unseren heimischen Tabaken gefertigte Zigarre. Die gute Brennbarkeit des Tabaks ist in erster Linie abhängig von dem Vorhandensein zweier Substanzen, des Kali und des Chlor. Je mehr Kali vorhanden ist, desto besser, je mehr Chlor, desto schlechter brennt der Tabak. Der Nikotingehalt ist für den guten Geschmack des Tabaks nicht ausschlaggebend. Den Kaligehalt des Tabaks kann man durch entsprechende Düngung erhöhen.



OSRAM LAMPE

in allen Lagen brennend!

Neue elektr. Glühlampe
70% Stromersparnis
Auergesellschaft · Berlin O.17.

GRAMMOPHON

ist die Bühne im eigenen Heim!

Das vollkommenste Musikinstrument
und idealstes Weihnachtsgeschenk!

Singt – Spricht – Lacht – Pfeift – Spielt

Grösstes Repertoire

Aufnahmen der ersten Künstler der Welt

Bezugsquellen weisen wir nach



Deutsche Grammophon-Aktiengesellschaft
BERLIN S. 42.

Grammophon-Zentrale Berlin, Alexanderplatz
und Kleiststrasse 27, Ecke Lutherstrasse.

Ständiges Lager von 20000 Platten! Abgespielte Platten u. Apparate älterer Konstruktion werden bei Kauf echter Grammophone zu coulanten Bedingungen in Zahlung genommen. Preislisten kostenlos.



„Nimdi"
Das Beste für den Teint!



Feinste Florentiner Seife zur Hautpflege
Einzig in ihrer Art. — Stück 50 Pf.
MOLDENHAUER & Co., BERLIN NO.18.

MODERNE BÜCHER.

Neues System zur Stählung und Abhärtung des Körpers und der Nerven. Bester Weg zur Erlangung steter Gesundheit und harmonischer Körperformen. — Täglich einviertel Stündchen. Mit 40 Bildern. M. 2.00

Die Selbstverteidigung bei allen tätlichen Angriffen, nach dem japanischen Dschiu-Dschitsu. Ausführlicher Lehrgang, den stärksten Gegner durch Geschick und Tricks sofort zu überwinden. Mit 40 Bildern. M. 2.00



Die ungeheuere Macht des Hypnotismus, des persönlichen Magnetismus. Leichteste und beste Methoden, seinen Einfluß auf andere auszuüben, das Hypnotisieren zu erlernen, Glück und Erfolg im Leben zu haben. — Unentbehrlich für jeden Menschen. Über 100 000 Expl. verkauft. 120 Seiten. Illustriert. Mit 1 Hypnoskop. Nur M. 1.50

Sybille, die berühmte Kartenlegerin, lehrt in diesem Buch auf 5 Arten die Zukunft wahrsagen. — Über 1000 Aufschlüsse u. Beispiele. Bestes Werk für Wahrsagerinnen. M. 1.20

Die Hand als Charakterspiegel. Aus der Beschaffenheit der Hände sofort Neigung, Charakter und Talente zu erkennen. Mit 28 erklärenden Bildern. M. 1.00

Nachnahmesend. 30 Pf. teurer. Bücherkatalog gratis. Fickers Verlag, Leipzig 41.



Natürliche Grösse. Preis: M. 1.—, Kleine Tube M. —.60. Oesterreich-Ungarn: Kr. 1,50, Kr. 1.00.

wird seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen.

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG. LONDON E. C. IDOL LANE 7/8

Vertrieb für U. S. A.: Lehn & Fink, New-York.

Chocosana

d. h. Lebertran-Chocolade in fester Form als Leckerei, enthält: ca. 45% Lebertran, Cacao, Zucker, Phosphors. Kalk, Lecithin-Phosphorsäure.

Zu haben in Apotheken — Zu haben in Drogerien

Fragen Sie Ihren Arzt, ob eine solche Zusammensetzung nicht gesundheitfördernd wirken muss.

Chocosana Compagnie, Stuttgart II



SCHÖNE BÜSTE Schlanke DAMEN in jedem Alter erhalten **GRAZIEUSE FIGUR** in 1 MONAT ohne Arznei od. Drogen durch Anwendung der berühmten **LAIT D'APY** (Konzentrirte Kräutermilch) —äusserliche Anwendung—. Erfolg dauerhaft. **28,000** Atteste bestätigen die gute u. schnelle Wirkung. 1 Flakon genügt. Deutsch. Prospekt katalog franco. Diskreter Postversand franko gegen Vorauszahlung von M. 4.50 per Postanweis. oder M. 5 in Briefmarken od. Nachn. Briefporto 20 Pf. Kart. 10 pfg. Nur bei: Chemiker **TH. LUPER**, RUE BOURSAULT, 32, PARIS.

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine Schafwolle, unzerreißbar, **140** cm breit, **3** Meter kosten **12 Mark** franko. Direkter Versand nur guter **Stoff-Neuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über **2000** Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor. Verlangen Sie Muster portofrei ohne Kaufzwang.

Wilhelm Boetzkes in Düren 19 bei Aachen.

Staatsmedaille in Gold 1896.

Honig- und Gewürzkuchen

Königsberger und Lübecker Marzipan
Konfekte für den Weihnachtsbaum

empfehlen

Theodor Hildebrand & Sohn

Hoflieferanten Seiner Majestät des Königs

C., Spandauerstr. 47/48	W., Leipzigerstrasse 100	N., Pankstrasse 18
W., Potsdamerstr. 22a	W., Kurfürstenstrasse 75	Charlottenburg, Berlinerstr. 58

Goldene Jubiläumsmedaille London 1897.

Neu! DAS TROMBINO

Sie blasen ohne Unterricht



und **ohne Notenkenntn.** sofort die schönsten Lieder, Tänze, Märsche, wie: „Trompeter von Säkkingen", „Der Vorschuß auf die Seligkeit", „Walzertraum-Lied", „Ballsirenen-Walzer", „Vilja-Lied", „Da geh' ich zu Maxim", „Die Post im Walde", „O du mein holder Abendstern", „Rattenfängerlied", „Wer uns getraut", „Stille Nacht, heilige Nacht", „Edelweiß", „Donauwellen-Walzer", „Zwei dunkle Augen", „Am Elterngrab", „Unsere Garde", „Hipp Hipp Hurra", „Teure Heimat", „Im Böhmerwald", und noch ca. 800 andere ausgewählte Musikstücke auf unserer neuverbesserten 18tönigen, vorzüglichen und elegant vernickelten Trompete: **„Das Trombino"**

Das **neuverbesserte** Trombino ist die sensationellste Erfindung der Gegenwart und erregt überall großes Aufsehen, umsomehr dann, wenn jemand in einer Gesellschaft mit einem Male als Trombino-Virtuose auftritt, während Niemand vorher von dieser Fertigkeit eine Ahnung hatte. **Hunderte Melodien** sofort spielbar **ohne Studium, ohne jede Mühe und ohne jede Anstrengung,** durch bloßes Einfügen der dazu passend. Notenstreif. **Herrliche Musik mit schönem kräftigen Ton. Die schönste Unterhaltung** fürs Haus, **für Gesellschaften und Feste.** Bei **Ausflügen,** Fuß-, Rad-, Wagentouren und Kahnpartien **der lustigste Begleiter.** Spielt zum Tanze auf und begleitet den Gesang. Das Trombino wird nach ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn **zollfrei** versendet und kostet samt reichhaltigem Liederverzeichnis und leicht faßlicher Anleitung: I. Größe, feinst vernickelt, mit 9 Tönen **Mk. 4.50.** II. Größe, feinst vernickelt, mit 18 Tönen **Mk. 9.25.** Notenstreifen für die I. Größe **25 Pf.,** Notenstreifen für die II. Größe **60 Pf.** Oben angeführte Lieder können nur auf dem Trombino mit 18 Tönen gespielt werden.

Allein-Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme durch

M. Winkler & Co., München, Sonnenstr. 10/Z.



Humor des Auslands:

Mädchentraum und Wirklichkeit



Wie die Debutantin glaubt, daß sich ihr erster Eintritt in die Gesellschaft vollziehen werde und . . . wie er in Wirklichkeit erfolgt. († bezeichnet die Debutantin.) „Punch“.

Fahrräder Motorräder
Wanderer



8 Goldene Medaillen. 3 Grosse Preise.

Unerreicht in Qualität und Arbeit.



Continental Schreibmaschinen

Wanderer-Werke vorm. Winklhofer & Jaenicke, A.G. SCHÖNAU BEI CHEMNITZ.

Schreibmaschinen



erstklassige, glänzend renommierte Fabrikate mit sichtbarer Schrift und allen modernen technischen Neuerungen offerieren wir bei 2jähriger Garantie gegen bequeme Monatsraten von **10 bis 20 M.**

Verlangen Sie gratis und frei unsern ausführlichen Prospekt Nr. 7 S

Bial & Freund Breslau II Wien VI/2



Umsonst geben wir keine Uhren, aber wir liefern solche spottbillig. Taschenuhren v. M. 3,15, echt silberne v. M. 6,—, Doppelkapseluhren M. 6,40, Prima Wecker M. 2,10, Regulator, 110 cm hoch, herrliches Schmuckstück, M. 11,—, Neueste Freischwinger M. 14,—. Verl. Sie sofort uns. Katalog 32 mit Nachtrag auch über Musikwaren, Grammophone, Stahl- und Lederwaren, Koff., Tasch., Spiel- u. Sportwar., Uhrketten, Goldwar. u. viele reiz. Geschenkartik. **Wir sind billig. a. jed. Konkurrenz.**

Fritz A. Lange, G. m. b. H., Leipzig 117.

Tausende Prima-Zeugnisse



sämtlich mit Nachbestellung., bestätigen, dass meine Pfeifen Modell „1906" noch **nie dagewesene wertvolle Eigenschaft.** haben.

Mein Pfeifenrohr-Einsatz mit ca. 90 cm langem spiralförmig. Rauchkanal und Speichelfänger verursacht ein starkes Abkühlen des Rauches und hierdurch **naturgemäss u. nachweislich** d. intensive Niederschlagen d. sämtlichen unreinen und giftigen Bestandteile, der Rauch kommt **abgekühlt** und **gereinigt** in den Mund. Die viel Tabak haltenden Köpfe sind so eingerichtet, dass d. Feuchtwerden des Tabaks **ausgeschlossen** und das Festquellen oder Lockerwerden im Abgusse **unmöglich** ist. Kurze Pfeife, ca. 27 cm lang, mit **echtem** Weichsel, Kopf u. Abguss aus **echtem** Bruyereholz, **tadelloser** Arbeit, **fein** geschnitzt 3,30 Mk., bei 4 Stück franko. Probepaket **vorzüglich.** Tabaks gratis. Jedes Risiko ausgeschlossen. Garantie Zurücknahme. Reichhaltige illustr. Preisliste frei. **C. H. Schroeder,** Pfeifen- u. Tabakfabrik, **Erfurt No. 21.**

Photograph. Apparate

von einfacher, aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung sowie sämtliche Bedarfs-Artikel zu enorm billigen Preisen. Apparate von M. 3.— bis M. 585.— Illustrierte Preisliste kostenlos.

Chr. Tauber, Wiesbaden B.

Katalog gratis!



Ernst Reinh. Voigt

Markneukirchen Nr. 483.

Beste Qualität. Billigste Preise.

Katalog gratis!



Ihre rote Nase

werden Sie in kurzer Zeit los, sobald Sie Reichel's **„Marubin-Pasta"** anwenden, die ebenso **Gesichtsröte** wie **Blutröte** und **rote Hände rasch beseitigt. Einzig sicheres u. unschädl. tausendfach bewährtes** Spezialmittel. Dose nebst Seife M. 2,80 franco.

Otto Reichel, Berlin 28, Eisenbahnstr. 4.

Was schenken wir? Gressners Sitzauflage aus Filz für Stühle. Gressners Nadelkissen, Gressners Briefmark.-Anfeuchter. Preisliste frei. Gebr. Gressner, Berlin-Schöneberg 18.a



Briefmarken. Preisliste gratis. 100 versch. engl. Kolon. M. 2.00., 50 versch. franz. Kolon. M. 1.50, E. Waske, Berlin, Französische Strasse 17 d.

Garantiert unverfälschter

Rotwein zu 68 Pfg. pr. Liter i. Faß von 30 Ltr. od. 70 Pfg. mit Flasche von 12 Fl. an. Liste frei.

Carl Th. Oehmen, Coblenz Rh. 586.

Sammeln Sie Briefmarken?



Dann verlangen Sie Gratiszusendung von **Lücke's Ratgeber N. 10 für Briefmarkensammler**

Derselbe enthält die Beschreib. der altbewährten bereits 27 mal präm. **Schaubek Permanent-Briefmarken-Albums** sowie Aufklärung über deren praktisch. Ergänz. Schaubeks Permanent-Albums bilden wirkliche Dauer-Albums auf Lebenszeit. Die neue **31. Auflage 1909** mit 6576 bez. 8516 Abbildungen erschien soeben. Für jedes Postwertzeichen ein besonderes Feld. Dauerhafte Einbände, starke Papiere, klarer Druck.

Alljährlich Nachträge in Einzelblättern, genau passend zum Haupt-Album.



Sachsen 1850 3 Pf., rot, Wert: ungebr. 300 M. gebr. . 150 M.

Schaubeks Permanent-Briefmarken-Album

31. Auflage 1909 ist das **einzige Album,** welches in wirklich neugedruckter, nicht künstl. ergänzt. Aufl. z. Versand gelangt. Permanent-Albums mit wechselbar. Blättern von M. 18 an bis 210 M. Ausgabe v. M. 12 an m. Raum f. sämtliche Postwertzeich. Als gangbarste Ausgabe empfehl. wir:

N 97 2seit. bedr. Halblein., festgeb. M. 12.-
N. 96 2seit. bedr. Leinenb. m. wechselb. Blätt. M. 18.-
N. 90 1seit. „ 2 Leinenb. „ „ „ M. 27.-
N. 1 „ „ holzfr. Pap. 2 Leinbd. „ „ M. 33.-

Für mittl. Samml. Albums m. Markenkat. z. M. 1,75 bis 8 M. für 7299-18970 Mark. Anfäng.-Alb. b. M. 1,50. Ueberall erhältl. Bei Voreinsd. d. Betrages v. M. 8 an. Frankozusendg. innerh. Deutschl., Oest.-Ung., Luxemb.



Verlag von C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig 10.

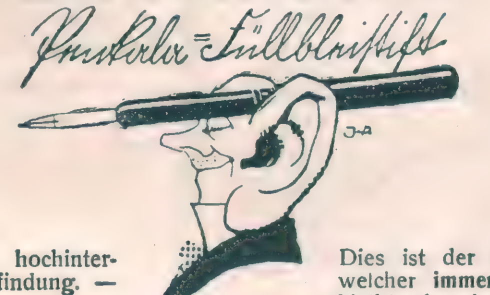
Verlangen Sie den Gratiskatalog Nr. 10.



Ein wahrer Zaubertrank ist Bio-Malz

für schwächliche Kinder und Erwachsene, Nervöse, Blutarme, Wöchnerinnen, alternde Personen. Auch bewährtes Hausmittel gegen Husten, Heiserkeit usw. Dose 1 M. u. 1,90 M. in Apotheken und Drogenhandlungen. Prospekt gratis von Gebr. Patermann, Berlin-Friedenau 28.

Penkala-Füllbleistift



ist eine hochinteressante Erfindung. — Dies ist der Bleistift, welcher **immer spitzig** bleibt, ohne je gespitzt oder gedreht zu werden. Auch Farbstifte **unerreicht dünn und fest.** — **Elegant,** einfach und unverwüstlich. Ueberall zu haben. Preis 1.— M.



Blickensderfer Nr. 8

Neues, besonders stark gebautes Strapazier-Modell mit Rücklauftaste, neuem Tasten-Tabulator und den vielen andern, dem System Blickensderfer eigenen Vorzügen. Preis mit zwei Schriftarten und elegant. Verschlusskasten 275 Mark.

Modell Nr. 5 200 „
„ „ 7 250 „

Auf Wunsch monatliche Teilzahlungen. — Katalog franko. —

Groyen & Richtmann, Königl. Rumän. Hoflieferanten,

Köln, Mauritiussteinweg 84. Filiale: Berlin, Leipzigerstr. 112, Ecke Mauerstr

X- u. O-Beine

verdeckt **Triumph D. R. M. — Neu!** — Keine Polster. Elegant, bequem. Masse unnötig. Angabe ob X oder O. Diskreter Versand. Prospekt gratis. Preis bei Voreinsendung Mk. 3.50 portofrei, bei Nachn. Mk. 3.95 portofrei. **Adolf Benecke, Berlin W. 30/76, Frankenstr. 8.**

Allen **Krebs-, Leber-** etc. Leidenden zum Trost erschien im unterzeichneten Verlage:

Innere Heilkunst

von Praktischem Arzt **E. Schlegel,** Tübingen.

Wichtig für **Magen-, Leber-** und **Gallensteinleidende,** bei **Haemorrhoiden,** inneren und äußeren **Geschwülsten, Neubildungen** und **Wucherungen,** oder wo man aus anderen Gründen einer **Blutreinigung** bedarf.

Prospekt gratis und franko durch **Verlag Rosenzweig, Berlin-Halensee 107.**

Eckardt's selbstspielende **Christbaum-Ständer mit Musik**



drehen 1 Ctr. schwere Bäume.

Mit Walzenmusik 2 Ausführungen: (Nickelgehäuse oder Felsgruppe).

Wo nicht erhältl., direkt v. Fabrik.

J. C. Eckardt,

***Cannstatt** bei Stuttgart.*

60 000 verkauft!

Mit auswechselbaren Stahlnoten:

„Gloriosa".

Hochf. mechan. Musikwerk fürs ganze Jahr. Zierde jed. Festtafel.

Illustrierte Preisliste frei.

Umsonst



erhalten Sie unsere Sprechmaschine „Chronophon", wenn Sie auf eine bestimmte Anzahl **echter Favorite-Platten** monatlich 2 Stück abonnieren. Favorite-Platten kosten überall Mk. 3.— und sind in keinem Geschäft billiger zu haben. Nur wir geben eine Sprechmaschine besten Fabrikates und feinster Ausführung gratis. Streng reell.

Deutsche Chronophon-Gesellschaft m. b. H., Darmstadt.

Tüchtige solvente Vertreter gesucht. Verlangen Sie Katalog No. A 187

Echt nur bei mir.

Warne vor Nachahmungen!

Ich

Anna Csillag



bin selbst die Verkäuferin meiner

Haar- u. Bartwuchspomade

prämiiert, weltberühmt seit über 25 Jahren unübertroffen.

Tiegel zu 2, 3, 5 u. 8 Mark.

Sicherer Erfolg bei regelmäß. Gebrauch.

Man lasse sich keine der vielen Nachahmung. aufreden. **Echt nur** Berlin Krausenstraße 3, erhältlich.

Anerkennungs- und Dankschreiben aus allen Weltteilen liegen vor.

Versand gegen Nachnahme od. Voreinsendung des Betrages aus der Fabrik

Anna Csillag,

Berlin 321, Krausenstrasse 3.



Uhren- Näh- Sprech- Schreib- Landwirtsch.-Maschinen, Fahr- u. Motorräder, photogr. Apparate, Waffen- u. Musikinstrumente liefern in bester Ausführung zu billigsten Preisen, geg. Bar- u. Teilzahlung. Man verl. Katalog.

Roland-Maschinen-Gesellschaft in Cöln 141.



Spielen Sie in der Lotterie?

Wenn ja, dann habe ich Ihnen eine hochwichtige Mitteilung vollständig gratis zu machen, worüber Sie sehr erfreut sein werden. Postkarte genügt.

Max Wendel's Verlag,

Leipzig 38/46.

Briefkasten.

Heiber, Freiburg. Rolandsäulen gab es im Mittelalter in vielen Städten, z. B. in Magdeburg, Brandenburg, Bremen, Halle, Stendal, Nordhausen, Zerbst. Man zählt zurzeit 150 echte und unechte Rolandsäulen in Deutschland, namentlich in den mit Magdeburgischem Recht ausgestatteten Städten. Eine der größten bekannten Rolandsäulen befindet sich am Rathause auf dem Marktplatz in B e l g e r n bei Torgau. Diese Säule ist im Jahre 1610 aus Pirnaer Sandstein an Stelle einer hölzernen errichtet worden. Ihre Höhe beträgt bis zur Schwertspitze 5,96 Meter. Der Sage nach ward der hölzerne Roland von den „Geharnischten in Torgau", d. h. der damaligen Bürgerwehr, gestohlen, weshalb man den Roland aus Stein errichtete. Er hat die Unbilden des 30jährigen Krieges, in dem Belgern zweimal zerstört wurde, überstanden und behauptet noch heute stolz zur Freude der Bewohner seinen Platz. Ob die Rolandsäulen als Sinnbild städtischer Gerichtsbarkeit und städtischer Privilegien errichtet wurden, oder Nachahmungen alter heidnischer Donarbilder waren, steht dahin. Auch Berlin hat früher schon einen steinernen Roland als Sinnbild des Blutbannes besessen, der mit dem Gerichtsschwerte in der Hand, in der Nähe der Nikolaikirche stand. Im Jahre 1449, nachdem Kurfürst Friedrich II., der Eiserne, die Macht der Schwesterstädte Berlin-Cölln gebrochen hatte, verschwand auch der steinerne Roland. Er ist wahrscheinlich heimlich umgestürzt und fortgeschleift worden; mit ihm verschwanden auch die alten Rechte und Freiheiten der Schwesterstädte, die bis dahin in ihrem losen Abhängigkeitsverhältnis zum Landesfürsten kleine Republiken gewesen waren.

Architektur. Der schiefe Turm von Pisa wurde 1174 begonnen. Durch die Senkung des Untergeschosses infolge des sumpfigen Bodens senkte sich der Bau, so daß sich beim Aufbau der vierten Galerie schon ein Niveauunterschied von 15 Zentimetern ergab. Die anfangs durch die Bodenverhältnisse verursachte Schiefe wurde dann wahrscheinlich absichtlich aus Laune des Baumeisters beibehalten. Die Abweichung von der senkrechten Linie beträgt 4,30 Meter.



Federnde Zimmerschaukel D. R. Pat. = 80992 =

Tragkraft über 300 Pfund. Für **Kinder** jeden Alters und **Erwachsene** gleich gut geeignet.

Preis Mk. 12.—

Auf Wunsch **Gratisbeigabe** von Babybaukasten (ca. 120 Steine) oder 3 compl. feinen Dominospielen in Holzkasten. Lieferung **nur direkt** an Private. Ausführliches Preisbuch Nr. 21 mit ca.

400 Abbildungen (praktische und billige Weihnachtsgeschenke) umsonst.

Holzwarenfabrik Hildburghausen

Aug. Schultze in Hildburghausen.



Trinkt keinen Kakao

ohne Preise von der Firma

F. A. Schreiber, Coethen, Anh. 1000 Hoflieferant

eingefordert zu haben.

Alle Kakao- und Chokoladensorten werden in eigener Fabrik unter sorgfältiger Kontrolle hergestellt und an die Konsumenten **direkt** verkauft

Auto-Strop SICHERHEITS RASIRAPPARAT

zieht sich selbsttätig ab

Dieses ist das einzige Sicherheits-Rasiermesser, welches sich selbst automatisch schärft. Sie können dasselbe nicht falsch abziehen. Das Messer ist immer scharf und rasiert selbst den stärksten Bart ohne die Haut zu reizen oder gar zu verletzen.



Beim Reinigen und beim Abziehen haben Sie nicht nötig, den Apparat auseinanderzunehmen, was bei allen anderen Systemen so lästig empfunden wird.

Die AutoStrop-Sicherheits-Rasier-Apparate bestehen aus: 1 vierfach versilberten, sich selbst abziehenden Rasiermesser, 1 Dutzend extra prima Stahlklingen, 1 Streichriemen aus 1a Pferdeleder.

Preis . . . . **M. 20**



Auto-Strop Safety Razor Co., Ltd.

LONDON, W., 61. New Oxford Street.

Engros-Verkauf: Joseph Feist, Stahlwaren, SOLINGEN.

In den Sternen steht's geschrieben!



Wir verschenken 7000 Uhren!



Wir haben uns entschlossen behufs besserer Verbreitung unserer **Uca-Chronometer-Uhren,** 5000 Stück zu verschenken, lediglich gegen Vergütung des Arbeitslohnes von **5.50 Mk. pro Stück.** Die **Uca-Chronometer-Uhr** ist eine hochelegante, moderne Präzisions-Anker-Uhr in feinem **Gloria-Silber-Gehäuse, welche sonst 20 Mk. kostet.** Von einer zweiten Gattung unserer **Uca-Gold-Uhren** für Herren oder Damen haben wir zu dem gleichen Zwecke 2000 Stück zur Verfügung gestellt.

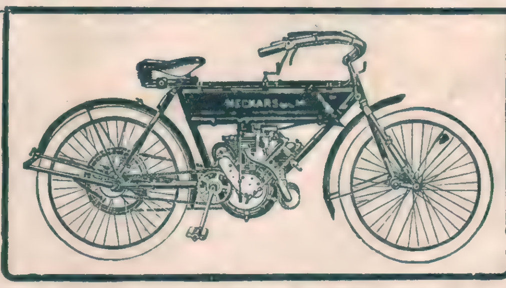
Diese Uhren besitzen gleichfalls ein vorzügliches, genau erprobtes Werk, die Gehäuse sind aus dem die Goldfarbe nie verlierenden Uca-Metall hergestellt und außerdem noch auf elektrischem Wege mit echtem Gold überzogen, so daß sie in Wahrheit dem Aussehen nach von echtem Golde nicht zu unterscheiden sind. **Uca-Gold** ist unbedingt die beste Gold-Imitation der Welt, und leisten wir für gutes Tragen 15 Jahre Garantie. Diese Uhren kosten sonst 30 Mk., wir liefern diese 2000 Stück für Herren oder Damen **gratis** nur **gegen Vergütung des Arbeitslohnes von 8.— Mk. per Stück.** Für guten Gang beider Uhrgattungen leisten wir eine dreijährige schriftliche Garantie.

Wir machen Ihnen also tatsächlich mit diesen Uhren ein Geschenk, und knüpfen daran nur die Bedingung, daß Sie die Uhren und unsere Firma in Ihrem Bekanntenkreise empfehlen. Es wird Ihnen einleuchten, daß wir Ihnen eine wirklich gute, tadellose Uhr liefern werden, da wir doch durch Ihre Empfehlung auf weitere Geschäfte rechnen und uns erst aus diesen ein Nutzen erwachsen soll. Die Anfragen nach unseren Gratis-Uhren laufen sehr zahlreich ein, **es** wird also voraussichtlich der zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellte Vorrat bald erschöpft sein. Wenn Sie diese Gelegenheit, die kaum ein zweites Mal geboten wird, benützen wollen, so senden Sie uns gefälligst **umgehend** Ihre Bestellung und Sie werden eine Uhr erhalten, von der Sie entzückt sein werden u. die Ihnen lebenslang wertvolle Dienste leisten wird. Die Uhr liefern wir **zollfrei** gegen Nachnahme oder Vorauszahlung. Für Porto und Verpackung berechnen wir 70 Pf. Bei Nichtkonv. nehmen wir die Uhren bereitwilligst zurück. Zu den Uhren passende hochmoderne Ketten in Gloria-Silber à **1.50** Mk. statt 4 Mk., in Uca-Gold à **2.50** Mk. statt 6 Mk. Aufträge sind zu richten an das

Maison „Chronos" in Lugano C. (Schweiz). Briefe kosten 20 Pf., Postk. 10 Pf. Porto.

NECKARSULM

Bahnbrechende Neuheiten für 1909!



Bequemste Touren-, leichte Renn-Ausstattung!

Zweicylinder-Motorrad 2 1/2 HP ca. 45 kg 75 km Tempo vereint Leichtigkeit, Eleganz, Leistungsfähigkeit, Billigkeit.

Eincylinder 1 1/4, 2 1/2, 3, 3 1/2, 4 HP, hochmoderne, neue, bequeme Einrichtungen.
Zweicylinder 3 1/2, 4, 5 1/2, 6 und 7 1/2 HP bis 120 km Tempo, rationeller Betrieb.

Beiwagen. — Selbstfahrer. — Transport-Fahrzeuge. — Doppelübersetzungsnabe mit 2 Bremsen, stabil, grosse Riemenauflage.

Verlangen Sie neuen Katalog.

Neckarsulmer Fahrradwerke A.-G. Königl. Hoflief. **Neckarsulm.**

Filialen: Berlin, Moskau, London, New-York, Johannisburg.



Frau A.: „Und glauben Sie, daß an den entsetzlichen Dingen über die Frau Apotheker etwas Wahres ist?“ — **Frau B.:** „Aber natürlich, ich habe sie ja von ihrer intimsten Freundin gehört.“

A.: „Mein Vetter und seine junge Frau haben als Hochzeitsgeschenk ein reizendes 40 pferdiges Automobil bekommen, und gleich damit ihre Hochzeitsreise gemacht.“ — **B.:** „Ah? Und wo haben sie den Honigmond verbracht?“ — **A.:** Im Sanatorium!“

Braut: „Ihr hattet wohl eben von mir gesprochen?“ — **Bräutigam:** „Warum meinst du?“ — **Braut:** „Na, dein Freund fragte, wie ich dazukam, gerade: Mark oder Taler?

Herr im Restaurant (der in einer Speise einige Haare gefunden hat): „He, Kellner, die Haare da tragen Sie wieder zurück in die Küche; die hab' ich nicht bestellt. Wenn ich welche haben will, werde ich sie schon selbst verlangen.“

Onkel: „Was möchtest du denn gerne zu Weihnachten haben, Friedchen?“ — **Friedchen:** „Eine Puppe.“ — **Onkel:** „Was für eine Puppe soll es denn sein?“ — **Friedchen:** „Zwillinge, Onkel.“

Arzt (bei der Morgeninspektion in einem öffentlichen Krankenhause, das durch seine schlechte Kost berüchtigt ist, am Bette einer alten Frau): „Nun, und müssen Sie viel ausspucken?“ — **Alte Frau:** „Ach ja, Herr Doktor, beinahe alles; ich kann das Essen nicht hinunterwürgen!“

---

1. Herr (im Ballsaal): „Sieh 'mal, die geschminkte Dame dort behauptet, erst 30 Jahre alt zu sein.“ — **2. Herr:** „Hm! Stark renoviert.“

A.: „Können Sie mir nicht raten, welchen Beruf ich meinen Jungen wählen lassen soll? Er faßt sehr leicht.“ — **B.:** „Na, dann lassen Sie ihn Kriminalschutzmann werden.“

Zeichnung von Lyonel Feininger-Berlin.



„Ich hinterlasse mein ganzes Vermögen meiner Frau unter der Bedingung, daß sie so rasch wie möglich wieder heiratet.“
„Warum diese sonderbare Klausel?“
„Ich will, daß wenigstens ein Mensch meinen Tod betrauert.“

Hausfrau (zum neuen Dienstmädchen): „Das Mädchen vor Ihnen mußte ich entlassen, weil es nicht gehorcht hat.“ — **Dienstmädchen:** „Seien Sie versichert, ich horche.“

Herr (der den Bureauchef sprechen will, zum Kanzleidiener): „Es steht doch angeschrieben, daß der Bureauchef von 8 bis 11 Uhr Bureaustunden hat, da muß er doch jetzt, um $^1/_2$9 Uhr zu sprechen sein?“ — **Kanzleidiener:** „Nein ... von 8 bis 9 Uhr putzt er die Brille.“

A.: „Dein Buchhalter sieht so abgerissen aus, seit er verheiratet ist.“ — **B.:** „Ja, seine Frau, scheint mir, flickt auch lieber anderen etwas am Zeuge, als ihrem Mann!“

Tochter (die vermutet, daß ihr Verehrer heute sich erklären werde): „Mama, laß' uns nur ein bißchen allein im Garten, aber bleibe in der Nähe, daß er mir nicht wieder auskühlt!“

Schlechter Ersatz: Besucherin (zum Portier): „Wo wohnen denn Müllers?“ — **Portier:** „Vierte Etage rechts. Erst kommt Hochparterre und dann noch vier Treppen.“ — **Besucherin:** „Haben Sie Fahrstuhl?“ — **Portier:** „Nee, aber es sind ja bis hinauf Teppiche.“

Junge Frau (wird vom Gatten nach der Hochzeit in die vollständig eingerichtete Küche geführt): „Ja ... was hast du denn da alles für merkwürdige Geräte an die Wände hängen lassen?“

Junger Autor (beim Theaterdirektor): „Darf ich Ihnen das Manuskript meines neuen fünfaktigen Dramas überreichen.“ — **Direktor:** „Meinetwegen. Aber ich bin gerade sehr beschäftigt. Würden Sie es vielleicht selbst meinem Sekretär draußen zum Zurücksenden geben.“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Rudolf Huppert in Wien I. — Für die Inserate: Fritz Buß, Berlin-Halensee
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW., Kochstraße 22/25.

XVII. Jahrgang
Nr. 51

Berliner

20. Dezember 1908
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Lord Kelvin, der berühmte Physiker,
dem zu Ehren die elektrische Maßeinheit „Kilowattstunde", von nun an „Kelvin" genannt werden wird.

Phot. Mac ure Macdonald, Glasgow.

Lord Kelvin.

Die englischen Elektrotechniker haben den Vorschlag gemacht, die Kilowattstunde ihrem berühmten Landsmann, dem Lord Kelvin zu Ehren, ein „Kelvin“ zu nennen. Sie gedenken damit einen Mann zu ehren, der sich um die Entwicklung der verschiedensten Wissenszweige hervorragende Verdienste erworben hat, der in bezug auf die Vielseitigkeit seines Wissens einzig dasteht. Gerade vor einem Jahre starb Lord Kelvin, der mit seinem bürgerlichen Namen William Tompson hieß, nach einem erfolg- und tatenreichen Leben im Alter von 83 Jahren, und es ist interessant, daß man jetzt schon die erwähnte Ehrung vornehmen will, während man in ähnlichen Fällen bisher zumeist den 100. Todestag zum Anlaß einer derartigen Auszeichnung zu nehmen pflegte. Zwei Gebiete sind es hauptsächlich, die er durch seine Arbeiten besonders förderte, die Wärmelehre und die Elektrizität. In merkwürdiger Weise vereinigen sich bei seinen Arbeiten ein außerordentlich praktischer Blick für das technisch Wertvolle und eine naturphilosophische Anschauung. Er hat sich um die Legung des ersten transatlantischen Kabels zwischen England und Amerika die größten Verdienste erworben und nur seinen wertvollen Berechnungen ist es zu verdanken, daß diese für das Verkehrswesen so bedeutsame Tat überhaupt zustande kam. Man ehrte ihn dadurch, daß man ihn unter dem Namen Lord Kelvin in den Adelsstand erhob. Kelvin ist der Ort an der englischen Küste, von wo aus die Legung des Kabels begann, und dieses kleine Fischerdorf wird es daher auch sein, nach dem jetzt die Kilowattstunde ihren Namen tragen wird. Was ist nun eine Kilowattstunde? Die Leistung des elektrischen Stromes ergibt sich aus zwei Größen: aus der Spannung, die dem Druck entspricht, und aus der Stromstärke, die der Menge gleichkommt. Die Spannung wird in „Volts“ gemessen — eine Bezeichnung, die gewählt wurde, um den italienischen Physiker Volta zu ehren — die Stromstärke in „Ampères“ zu Ehren des französischen Physikers Ampère. Die Volts multipliziert mit den Ampères ergeben also die Leistung, die man in „Watts“ ausdrückt. (Das Watt erhielt seinen Namen nach dem Erfinder der Dampfmaschine James Watt). Tausend Watt sind ein Kilowatt und tausend Watt, die eine Stunde lang durch eine Leitung hindurchfließen, sind eine Kilowattstunde. Bekanntlich messen alle unsere Elektrizitätszähler nach Kilowattstunden und auch das Gesetz über die neue Besteuerung der Elektrizität sieht die Kilowattstunde als Einheit für seine herrlichen Segnungen vor. Diese Kilowattstunde ist es nun, die in Zukunft „Kelvin“ heißen soll!



Eva Wagner, die Tochter Richard Wagners, die sich mit dem Schriftsteller und Wagner-Biographen Houston Stewart Chamberlain verlobte.
Siegfried Wagner.



Kalmücken-Deputation in Petersburg, die dem Zaren zwei Prunksessel und das Modell eines Buddha-Tempels als Geschenk überbrachte.
Phot. C. O. Bulla.

Am Hofe des Bulgaren Zaren



Vom Hofe des Bulgaren-Zaren: Jagdfrühstück in Euxinograd am Schwarzen Meer.
Zar Ferdinand.
Phot. C. Chusseau-Flaviens.

Der Dendukoff-Boulevard liegt im Glanze der Wintersonne. Prächtige Bauten umsäumen die Hauptstraße von Sredetz, das die Fremden Sofia nennen, elektrische Straßenbahnwagen und tutende Automobile rollen auf winterlich feuchtem Asphalt, Herren im Pelz, Offiziere in schmucken Uniformen, die Zigarette unterm schwarzen Schnurrbart, promenieren mit eleganten Schönen, deren schwarze Augen auch hinter Schleiern slavisches Temperament verraten. Nur ein Bäuerlein in Landestracht, ein paar verwahrloste Kinder und das laute Gehabe der Menge mit ihrem harten Idiom erinnern, daß wir uns nicht in einer westeuropäischen Großstadt befinden. Da scheint das flutende Leben zu stocken, eine Bewegung der Neugier geht durch die Menge, man bleibt stehen, wendet sich dem Straßendamm zu. Eine Equipage rollt vorbei. Im Hintergrunde ein hoher Offizier, ihm zur Seite seine Frau, zwei Mädchen ihnen gegenüber. Alles grüßt, der Gruß wird erwidert und plötzlich ertönt der Ruf: „Hoch der Zar! Hoch unser Zar!“ Der Ruf wird aufgenommen, pflanzt sich fort von Mann zu Mann, von Straße zu Straße, und das kleine, schmutzige Bäuerlein sinnt dem davoneilenden Wagen noch lange mit stolzem Behagen nach: „Unser Zar . . .“ Es war nicht immer so. Noch vor drei Jahren, als der Koburger von einer Rundreise an die europäischen Höfe seinen Bulgaren nichts anderes mit sich nach Hause brachte, als die neue Mahnung, sich hübsch abseits zu halten von den hochgehenden mazedonischen Wogen, nur ja nichts zu tun, was die lieben Mächte verstimmen könnte, da waren die tapferen Sofioten gar nicht gut auf ihren erwählten Landesherrn zu sprechen. Der Fürst zog es vor, sich möglichst wenig seinen braven Untertanen zu zeigen, bei denen politischer Unmut zuweilen in wenig liebenswürdiger Form aufzuknallen oder zu explodieren pflegt und in den Beratungen des mazedonischen Komités erwog man, ob eine achtzehnjährige Regierung nicht zu ehrenvoller Pensionierung mit Nachsicht der Gehaltsbezüge berechtige. Und weiter zurück war es noch schlimmer. Fürst werden war nicht schwer, König werden dagegen sehr. Der Battenberger war von seinem eben erst erworbenen, dankbaren Vaterlande vertrieben worden, Herr Stambuloff hatte Mühe, einen neuen Mann zu finden. Der Reihe nach wurde der hübsche Posten in Sofia dem Sultan, dem König von Rumänien, dem Prinzen Waldemar von Dänemark, dem greisen Gouverneur von Ostrumelien Aleko Wogoridi — der Gute sollte Herrn Stambuloff adoptieren — angeboten; niemand nahm an. Und der 26jährige Koburger selber, auf den schließlich das bulgarische Augenmerk fiel, sträubte sich ein wenig. Es war nicht angenehm, das süße Nichtstun eines österreichischen Leutnants außer Diensten und den noch süßeren Tatenreichtum eines Wiener Lebemanns in Diensten mit der gefährlichen Laufbahn eines jederzeit absetzbaren Schein-Souveräns zu vertauschen, sich in politische Intrigen einzuspinnen, in der schmutzigen, dörfischen Residenz des Wiener Stadtparks und des Parketts der Sofiensäle zu gedenken. Erst das Drängen der Mutter, der familienstolzen Prinzessin Klementine, beflügelte den Ehrgeiz des jungen Mannes, der auszog, der Dynastie Koburg-Kohary an



Des Zaren Lieblingssport:
Eine Fahrt auf der Lokomotive.



Die Zarin Eleonore, geb. Prinzessin v. Reuß,
als Lehrerin der Prinzessinnen: Beim Handarbeits-Unterricht.



Besuch im Blindeninstitut in Sofia.
Phot. C. Chusseau-Flaviens.

den Ufern der Bojana eine Stätte des Glanzes und der Macht zu schaffen. An der ungarischen Grenze empfing den neuen Bulgarenfürsten ein österreichischer Oberst und ersuchte ihn in ebenso freundlichen wie nachdrücklichen Worten um Verzichtleistung auf sein österreichisches Offizierspatent — zwanzig Jahre später verhilft dasselbe Oesterreich demselben Leutnant a. D. zur Königswürde. Rußland grollt dem Nachfolger des Battenbergers, wie es diesem selbst gegrollt hat — warte nur, Väterchen, in zehn Jahren stehst du Pate bei des kleinen Boris zweiter Taufe. Stürmische und oft blutige Wirren, Krisen auf Krisen, schleichende und akute, füllen das erste Jahrzehnt des neuen Regimes im Lande — allmählig tritt Ruhe und Friede ein, Bevölkerungszahl und Wohlstand wachsen, der mächtige Stambuloff findet seinen Meister, Ferdinand feiert den Gedenktag der Befreiungsschlacht bei Sliwnitza, feiert sein zwanzigjähriges Jubiläum, wird Zar und erfüllt die nationale Sehnsucht, das tausendjährige Reich der Bulgaren wieder aufzurichten. Verstummt sind die Pereat- und Abzugsrufe, verstummt das Gelächter und der Spott Europas über das putzige Männchen mit der ergiebigen Witzblattnase. Denn Ferdinand der Beharrliche hat erreicht, was zu erreichen ihm die Schulweisheit Europas niemals zugetraut hätte; er ist Zar von Bulgarien, Bulgarskij Zar, geworden und er soll sogar — bulgarisch gelernt haben.

Ein Königtum bedarf einer Dynastie — auch daran hat es Ferdinand nicht fehlen lassen. Er hat vier Kinder — zwei Knaben, den vierzehnjährigen Thronfolger Boris und den Prinzen Kyrill, und zwei Mädchen, Eudoxia und Nadeschda. Alle vier aus seiner ersten Ehe mit Maria Luise von Parma. Die Freude, Königin zu werden, ist der Prinzessin Eleonore von Reuß-Köstritz zuteil geworden, die im russisch-japanischen Kriege den von der Kaiserin-Witwe von Rußland ausgerüsteten Sanitätszug in die Mandschurei begleitete und als Krankenpflegerin in den Kriegshospitälern wirkte.



Bulgarisches Idyll: „König und Bauer".



Im Dorf Euxinograd nach dem Kirchgang: Bäuerinnen begrüßen den Zaren.

Phot. C. Chusseau-Flaviens.



Phot. Byron Co.

New York, die Steinwüste.

Blick auf Broadway, die große Karawanenstraße, vom 16. Stockwerk des Surety-Wolkenkratzers aus.

Am Hofe des Bulgaren Zaren



Vom Hofe des Bulgaren-Zaren: Jagdfrühstück in Euxinograd am Schwarzen Meer.
Zar Ferdinand.
Phot. C. Chusseau-Flaviens.

Der Dendukoff-Boulevard liegt im Glanze der Wintersonne. Prächtige Bauten umsäumen die Hauptstraße von Sredetz, das die Fremden Sofia nennen, elektrische Straßenbahnwagen und tutende Automobile rollen auf winterlich feuchtem Asphalt, Herren im Pelz, Offiziere in schmucken Uniformen, die Zigarette unterm schwarzen Schnurrbart, promenieren mit eleganten Schönen, deren schwarze Augen auch hinter Schleiern slavisches Temperament verraten. Nur ein Bäuerlein in Landestracht, ein paar verwahrloste Kinder und das laute Gehabe der Menge mit ihrem harten Idiom erinnern, daß wir uns nicht in einer westeuropäischen Großstadt befinden. Da scheint das flutende Leben zu stocken, eine Bewegung der Neugier geht durch die Menge, man bleibt stehen, wendet sich dem Straßendamm zu. Eine Equipage rollt vorbei. Im Hintergrunde ein hoher Offizier, ihm zur Seite seine Frau, zwei Mädchen ihnen gegenüber. Alles grüßt, der Gruß wird erwidert und plötzlich ertönt der Ruf: „Hoch der Zar! Hoch unser Zar!“ Der Ruf wird aufgenommen, pflanzt sich fort von Mann zu Mann, von Straße zu Straße, und das kleine, schmutzige Bäuerlein sinnt dem davoneilenden Wagen noch lange mit stolzem Behagen nach: „Unser Zar . . .“ Es war nicht immer so. Noch vor drei Jahren, als der Koburger von einer Rundreise an die europäischen Höfe seinen Bulgaren nichts anderes mit sich nach Hause brachte, als die neue Mahnung, sich hübsch abseits



Des Zaren Lieblingssport:
Eine Fahrt auf der Lokomotive.

zu halten von den hochgehenden mazedonischen Wogen, nur ja nichts zu tun, was die lieben Mächte verstimmen könnte, da waren die tapferen Sofioten gar nicht gut auf ihren erwählten Landesherrn zu sprechen. Der Fürst zog es vor, sich möglichst wenig seinen braven Untertanen zu zeigen, bei denen politischer Unmut zuweilen in wenig liebenswürdiger Form aufzuknallen oder zu explodieren pflegt und in den Beratungen des mazedonischen Komités erwog man, ob eine achtzehnjährige Regierung nicht zu ehrenvoller Pensionierung mit Nachsicht der Gehaltsbezüge berechtige. Und weiter zurück war es noch schlimmer. Fürst werden war nicht schwer, König werden dagegen sehr. Der Battenberger war von seinem eben erst erworbenen, dankbaren Vaterlande vertrieben worden, Herr Stambuloff hatte Mühe, einen neuen Mann zu finden. Der Reihe nach wurde der hübsche Posten in Sofia dem Sultan, dem König von Rumänien, dem Prinzen Waldemar von Dänemark, dem greisen Gouverneur von Ostrumelien Aleko Wogoridi — der Gute sollte Herrn Stambuloff adoptieren — angeboten; niemand nahm an. Und der 26jährige Koburger selber, auf den schließlich das bulgarische Augenmerk fiel, sträubte sich ein wenig. Es war nicht angenehm, das süße Nichtstun eines österreichischen Leutnants außer Diensten und den noch süßeren Tatenreichtum eines Wiener Lebemanns in Diensten mit der gefährlichen Laufbahn eines jederzeit absetzbaren Schein-Souveräns zu vertauschen, sich in politische Intrigen einzuspinnen, in der schmutzigen, dörfischen Residenz des Wiener Stadtparks und des Parketts der Sofiensäle zu gedenken. Erst das Drängen der Mutter, der familienstolzen Prinzessin Klementine, beflügelte den Ehrgeiz des jungen Mannes, der auszog, der Dynastie Koburg-Kohary an



Die Zarin Eleonore, geb. Prinzessin v. Reuß,
als Lehrerin der Prinzessinnen: Beim Handarbeits-Unterricht.



Besuch im Blindeninstitut in Sofia.
Phot. C. Chusseau-Flaviens.





Aus der großes Aufsehen erregenden Ausstellung von altchinesischen Gemälden in der Kgl. Akademie der Künste in Berlin:
Olga Julia Wegener, die die Gemälde während eines zweijährigen Aufenthalts in China sammelte, vor dem Bilde „Tiger" aus der Ming-Epoche (1368—1644).
Peking-Hündchen, Aquarell auf Seide.
Phot. Zander & Labisch.

Chinesische Gemälde.

Eine Ausstellung, die in ihrer Art eine Sensation bedeutet, ist in diesen Tagen in den Räumen der Königlichen Akademie der Künste in Berlin eröffnet worden. Frau Olga Julia Wegener, die Gattin des bekannten Forschungsreisenden, hat in zweijährigem Aufenthalt in China eine überaus große Zahl der hervorragendsten chinesischen Gemälde gesammelt, die sie nun in dankenswerter Weise der Allgemeinheit zugänglich macht und so die Bekanntschaft mit einer Kunst vermittelt, die ebenso durch ihr hohes Alter wie durch eine ganz eigenartige Auffassung und eine subtile Technik sehr interessant und lehrreich ist. Die zahlreichen feinen Aquarelle, die auf Seide gemalt sind, verblüffen durch die Sparsamkeit der technischen Mittel, deren sichere Bewältigung auch bei den ältesten der Gemälde zu finden ist, die in einer Zeit entstanden sind, in der die europäischen Maler nur über eine rohe und schematische Technik verfügten. Man wird der eifrigen Sammlerin für die Umsicht und den Geschmack, mit denen sie die Auswahl traf, Dank wissen.



Produktionen der Wille-Truppe im Berliner Wintergarten. Phot. Zander & Labisch.

Bilder vom Tage



Präsident Castro,
der vielgenannte Abenteurer und Diktator von Venezuela, der in Frankreich gelandet ist und demnächst auch nach Deutschland kommt.



Das Oberarmband: Phot. Bangs.
Die amerikanische Schauspielerin Elisabeth Brice, die das Tragen von Armspangen wieder in Mode bringen will.



Prinzessin Xenia von Montenegro,
die wegen Teilnahme an antiösterreichischen Demonstrationen vom Hofe ihres Vaters, des Fürsten Nikita, verbannt worden ist.

Cypriano Castro, Präsident der südamerikanischen Republik Venezuela ist mit dem Dampfer „Guadeloupe" in Frankreich angekommen. Ein schweres Nierenleiden zwang den Diktator, sein Regiment in der Heimat unsicheren Händen zu übergeben und im viel befeindeten Europa Heilung zu suchen. Professor Israël, der deutsche Chirurg, sollte in Bordeaux die Operation ausführen. Frankreich aber will den Abenteurer nicht in seinem Lande sehen und zwingt den übelbeleumdeten Gegner, wenngleich er auch krank ist und des Mitleids bedürftig, in Eile das Reich zu verlassen. Deutschland, hofft er nun, wird ihm Gastfreundschaft gewähren und so wird Berlin denn in den nächsten Tagen den seltsamen Gast begrüßen können. Neuerdings wird man bei solcher Gelegenheit sich der grotesken Geschichte dieses „Imperators" erinnern, der als Viehtreiber seine Laufbahn begann. Hütete er erst das Vieh, so fand er bald, es sei einträglicher, es zu stehlen. Doch auch das war ein Geschäft, das nur kargen Nutzen abwarf. Als Kaffeeprüfer, als Maultiertreiber, als Kommis eines deutschen Handelshauses versuchte er nacheinander sein Glück, um es zuletzt in der Politik zu finden. Als Abgeordneter in Carracas, wo er, ein ungewaschener, ungekämmter Mensch, der sich der Bequemlichkeit halber bei den Sitzungen die Stiefel auszog, wenig Achtung genoß, wußte er sich doch genug Freunde zu erwerben, um zu geeigneter Zeit, da in der Hand des damaligen Präsidenten, des gutmütigen alten Generals Andrade, die Zügel immer schlaffer wurden, als Gegner des Generals Fernandez rasch entschlossen in die Hauptstadt mit einer Handvoll Leuten einzuziehen und sich zunächst als „provisorischer Präsident" zu etablieren. Durch eine in unseren Tagen beispiellose Gewaltherrschaft wußte er seine Macht zu vermehren, trotz aller Intrigen und der ständigen Krisen und trotzdem ihn seine persönlichen Eigenschaften seinen Landsleuten, die er brutalisierte, vollends mißliebig machten. Nun kommt er nach Europa, krank und gealtert, und schon sammelt in Curaçao sein Gegner General Rolando Truppen, um Castro zu stürzen. — Prinzessin Xenia von Montenegro ist in Begleitung ihrer Mutter, der Fürstin Milena, angeblich ihrer angegriffenen Gesundheit wegen nach Paris geschickt worden. In Wirklichkeit aber ist die 27jährige Prinzessin aus ihrem Vaterlande aus politischen Motiven verbannt worden. Sie nahm an einer antiösterreichischen Demonstration teil, in der gegen die Annexion Bosniens protestiert wurde. Der Fürst Nikita von Montenegro war darüber umsomehr erbost, als gerade ein Heiratsprojekt zwischen der Prinzessin und einem königlichen Prinzen schwebte. Und da überdies Oesterreich auf diplomatischem Wege gegen die herausfordernde Haltung der Prinzessin Verwahrung einlegte, mußte Xenia bestraft werden. Zweifellos wird diese Art der Bestrafung einen sicheren erzieherischen Erfolg haben und die Prinzessin lehren, daß die Pariser Modepaläste und Juwelierläden für eine schöne Frau weit angenehmere Betätigung bieten, als die hohe Politik.



Die Vorbilder der Damenhutmode 1908: Paduanerhahn, mit dem mondänen Riesenhut.



Französische Houdonhenne mit dem modernen Pariser Toque.

Abonnement: 1,30 Mk. vierteljährlich, 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel, sowie durch die Expedition frei ins Haus. — Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. — Anzeigen Mk. 2,50 die 5=gespaltene Nonpareille=Zeile. — Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW., Kochstr. 22/25.



Für dich

Roman von Rudolph Stratz

11. Fortsetzung.

Die ganze Einrichtung war noch so funkelnagelneu. So unpersönlich. Vera dachte wieder, während sie beide die Flucht von Gemächern durchschritten: 'Wer ist nun hier bei dem andern zu Gast?' Ihr Verlobter war nicht so. Der fühlte sich schon als Hausherr, rückte Stühle und Tische zurecht und ließ seine massige Gestalt bald da, bald dort behaglich nieder, daß sie ihn einmal ganz geistesabwesend musterte und es ihr durch den Kopf ging: Wer ist nur der korpulente Herr, der in all den Zimmern da hintereinander Probe sitzt? Und in diesen Zimmern sollte sie von nun ab ihr Leben verbringen. Christoph von Ulerici rüstete sich schon, mit ihr hier vor Anker zu gehen. Er dehnte sich wohlgefällig in einem Klubsessel — ihr schien, in ihrer Stimmung beinahe feindseliger Neugier, mit der sie ihn prüfte, als fange er schon an, sich nach Art bequemerer älterer Herren gehen zu lassen — und dann begann er wieder mit einer bei ihm ungewohnten Lebhaftigkeit von dem Festessen im Kaiserhof zu sprechen. Dessen Arrangement hatte er Veras Vater unmöglich überlassen können! Danke gehorsamst! Da hätte es günstigenfalls Rinderbrust mit Brühkartoffeln gegeben und deutschen Schaumwein dazu! Ein Glück, daß ihm jetzt ein Vetter das abnahm, auch ein Ulerici, der in der Familie der Intendant genannt wurde, weil er seit zehn Jahren die vergebliche Absicht hatte, es zu werden, seit er Czapka und Ulanka an den Nagel gehängt. Der machte so 'was tadellos, durchaus erstklassig — Hungerpoten saugen wollte der Freiherr Christoph von Ulerici an seinem Ehrentag nicht! Er schmunzelte und fing von der Tischordnung an, die ihm auch viel Kopfzerbrechen machte. Da war zum Beispiel der eine Verwandte, der sogenannte polnische Blumenau, dessen Sandklitsche bei den Kassuben lag. Der hatte doch nun 'mal die unterkittige Heirat gemacht! Wo verstaute man nun die Unglücksfrau bei Tisch? Ob vielleicht der kleine Fähnrich, der Joseph Dietrich, der doch ohnedies ganz unten saß . . .

„Lasse mich jetzt endlich mit diesen Leuten in Ruhe!“ sagte Vera. Sie hatte sich ihm gegenüber hingesetzt, den Sonnenschirm quer über den Knien, und war etwas blaß.

Er wechselte fügsam das Gespräch.

„Na ja — die Hauptsache ist ja auch nicht, wie die Gäste sitzen, sondern was sie futtern!“ er fuhr mit einem vielverheißenden Gesichtsausdruck nach seiner Brusttasche. „Willst du einmal das Menü sehen, mein Herz?“

Sie biß sich auf die Lippen und blickte ihn wieder forschend und sonderbar grausam an. Er begriff, etwas verdutzt, daß dies auch kein glücklicher Vorschlag von ihm gewesen war. Er machte ihr nichts mehr recht in den letzten acht oder vierzehn Tagen. Was er auch sprach oder tat, alles mißfiel ihr. Und nun versetzte sie:

„Du . . . hör' mal . . .“

„Ja?“ Er rückte eifrig näher. Er war schon froh, wenn sie einmal selber von etwas anfing. So sehr sie sich den ganzen Winter hindurch für den neuen Hausstand interessiert hatte, so groß war jetzt ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was ihre Zukunft betraf.

„Ich muß dir 'mal was sagen, Christoph!“

„Bitte, mein Herz!“

„Wir hatten doch vor etwa vierzehn Tagen eine Auseinandersetzung wegen deines Verwandten, des Baron Sybold, der es für nötig hielt, mich auszuspionieren . . .“

„Ach, rede mir nur nicht von dem Kerl!“ sagte ihr Verlobter verdrießlich. Mit dem hab' ich mehr Aerger, als er wert ist. Ich hab' ihn doch 'rausgeschmissen. Gestern schickte mir das Gewächs seinen Kartellträger! Hat ihn in irgend einem Krähwinkel ein Ehrenrat, oder was sich dafür hält, glücklich für satisfaktionsfähig erklärt. Was sagst du nun? Das kostet mich ein schönes Stück Geld!“

Die junge Frau hatte kaum zugehört. Sie schob mit einer Handbewegung diesen Gesprächsstoff zur Seite und fuhr fort:

Der letzte Brief.

Mit Geratter und mit Geknatter
Saust das Auto ins Dorf hinein
Und mit ängstlichem Geschnatter
Fliehen die Gänse vom Straßenrain.

Kurze Rast. Die Maschine will trinken.
Her das Benzin! Just Zeit noch bleibt,
Daß bei der Abendsonne Versinken
Man eine Ansichtskarte schreibt.

Spute Dich, Liebste, nur flüchtige Grüße —
Schon faucht der Motor — das Ziel ist noch weit —
Rasch die Adresse — schließe schon, schließe —
Wir fahren mit vierter Geschwindigkeit! — —
Briefe, in denen die Seele sich spiegelt,
Wie man sie schrieb in vergangener Zeit,
Farbig und duftig und zärtlich versiegelt,
Verwehrt Dir die vierte Geschwindigkeit!

Flüchtige Worte, verfaßt im Enteilen,
Geschrieben — vergessen — nur schnell wieder fort —
Je mehr Meilen, je weniger Zeilen —
Ort um Ort, doch nicht Wort um Wort! . . .

Und das Gefährt mit den Kartenschreibern
Rast durch die Nacht, durch den Nebel tief — — —
Zwischen zermalmten Gänseleibern
Liegt als Leiche der letzte Brief. . . .

Rudolph Schanzer.

„Ich hab' dir doch damals versprochen, daß ich mit meinem ersten Mann nur in Angelegenheiten Karlas verkehren würde."

„Ja."

„Also: dies Versprechen hab' ich gebrochen, Christoph!"

„Was? Wieso?"

„Ich weiß auch nicht, wie es sich gemacht hat. Er besuchte mich, nur wegen des Kindes. Das hatte ich mir ausbedungen. Aber dabei gab ein Wort das andere. Schließlich haben wir uns gründlich ausgesprochen, wohl zwei Stunden lang . . ."

Der Freiherr von Ulerici hatte sich erhoben und war im Zimmer hin und her gegangen. Jetzt stand er, die Hände auf dem Rücken, vor dem offenen Balkon und sah über die grünen Wipfel des Tiergartens hinweg. Er war sehr ärgerlich. Aber er fürchtete sich vor neuen Szenen, jetzt, ein paar Tage vor der Hochzeit. Seine künftige Frau war ohnedies in letzter Zeit so rätselhaft und launisch. Er hatte auch seine natürliche Gutmütigkeit in sich und so sagte er:

„Hm! . . . Nett is das ja nun nicht . . ."

„Das hab' ich ja auch nicht behauptet, Christoph!"

„Aber vielleicht war dir eine solche Aussprache, gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt, Bedürfnis. Ich will da nicht urteilen. Ich versteh' zu wenig davon. Ich war doch bisher 'n oller Hagestolz! Und da du es mir so offen sagst — also gehen wir darüber weg, Kind — nicht wahr?"

Er kam sich sehr großmütig vor in seiner Rolle des Verzeihenden. Es gab ihm endlich einmal das Wohlgefühl der Ueberlegenheit über sie, der er sich immer weniger gewachsen fühlte. Er stand auf, schaute sich ängstlich um, ob keiner der in der Wohnung arbeitenden Handwerker es bemerke — dann neigte er sich zu ihr hernieder und küßte sie behutsam auf die Stirn. Sie war sitzen geblieben und ließ es ruhig geschehen. Gleich darauf versetzte sie hartnäckig:

„Ja, aber am Mittwoch darauf haben wir uns wieder im Tiergarten getroffen."

„Wa — was?"

„Ich weiß auch wieder nicht, wie sich das gemacht hat. Auf dem Bahnhof, wo ich Karla Adieu sagte, war er nicht. Das wußt' ich. Aber wie ich eine halbe Stunde später auf einer Bank im Grünen saß, stand er plötzlich vor mir . . ."

„Nun — und da?"

„Da sind wir dann miteinander herumgegangen!"

Der Kürassier a. D. beugte seinen massigen Oberkörper vor und legte die rechte Hand aufmerksam an die Ohrmuschel. Diese Bewegung hatten früher auf dem Exerzierplatz seine Rittmeister und Leutnants wohl gekannt. Da zog sich jedesmal ein Donnerwetter zusammen.

„Verzeih'!" sagte er höflich, während sich sein Gesicht dunkelrot färbte. „Ich weiß nicht . . . aber mein Gehör fängt an zu leiden . . . ich verstehe immer: Der Hauptmann Gisbert und du, ihr seid zusammen sozusagen spazieren gegangen . . ."

„Ja. Zweimal um den Neuen See herum und dann bis an die Tiergartenstraße . . ."

„Ja, bist du denn verrückt?" Plötzlich dröhnte er los, daß sie doch ein wenig erschrak und sich erhob. „Himmeldonnerwertter ja . . . was ist denn in dich gefahren? . . . Entschuldige das Gefluche . . . aber da möchte man ja wirklich . . . Nee, weißt du . . . nee . . . ich bin ein guter Kerl . . . aber wenn du anfängst, mir so auf der Nase 'rumzutanzen — lächerlich machen laß ich mich nicht! . . Ich begreif' das alles gar nicht! Auch nicht, daß du es mir so ruhig erzählst . . ."

„Gerade — das muß ich!"

„Und was habt ihr euch denn zu erzählen gehabt? Heraus mit der Sprache, wenn ich bitten darf! . . . Jetzt will ich doch 'mal klar sehen . . ."

„Ich hab' von mir geredet — die längste Zeit — lauter unnützes Zeug!"

„Und er?"

„Er hat zugehört! Dann haben wir uns getrennt! Weiter nichts!" . . .

Der Freiherr von Ulerici schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und starrte fassungslos auf die schöne, junge Frau, die gelassen vor ihm stand. Dann stampfte er auf und schrie:

„Das laß' ich mir aber nicht gefallen, Vera! Zu einem Popanz machst du mich nicht! Wie ich um dich angehalten hab', hast du Ja gesagt! Na — gut! Dann ist das aber auch zwischen anständigen Menschen abgemacht. Was dann noch dein verehrlicher erster Gatte zwischen uns herumzugeistern hat, das mag der Kuckuck wissen, aber ich nicht!"

Vera schwieg, als ginge sie die Sache, nachdem sie sie einmal mitgeteilt hatte, nichts weiter an. Das erboste ihn noch mehr und er keuchte mit rotem Kopf:

„Aber ich werde mir den Herrn 'mal kaufen! . . . Ich werde ihn fragen, was er sich denn eigentlich denkt? Er ist doch auch Offizier, wenn auch man nur 'n Infanteriste! . . . Er soll sich auch als Offizier benehmen . . ."

„Ich weiß nicht, inwiefern er anders gehandelt hat . . .!" sagte Vera kalt. „Laß ihn nur in Ruhe! Wenn du 'was willst, dann halte dich bitte an mich!"

„Ja — du! M u ß t du denn immer genau das tun, was andere Leute nicht tun? Wenn du nur Gott und die Welt herausfordern kannst, dann bist du schon froh. Aber als meine Frau hast du dir das abzugewöhnen — verstehst du — sonst . . ."

„Was denn . . . sonst?"

Er sah an ihrem Blick, daß sie zum äußersten entschlossen war, daß es ihr vielleicht auf die Lösung ihres Verlöbnisses nicht mehr ankam. Sie wiederholte:

„Sag' es mir nur ruhig ins Gesicht! Ich hab' ja sonst eine Unmasse Fehler — alle Welt versichert es mir einstimmig — aber feig bin ich nicht!"

„Und wenn mir das zu bunt wird —"

„Du kannst ja tun, was du willst . . . Im übrigen: es war das letztemal . . ."

„Das soll dir einer glauben . . ."

„Dann glaub' es nicht!"

Es entstand eine Pause nach ihrer schroffen Antwort. Der Freiherr von Ulerici glättete mechanisch seinen schwarzen Zylinder, den er trotz der Maihitze trug, zwischen den Händen. Endlich fragte er:

„Und die Gründe?"

„Welche Gründe . . .?"

„ . . . daß du neuerdings so merkwürdig viel mit deinem früheren Mann verkehren mußt? . . . Das kann nicht das Kind allein sein! Das Kind ist doch schon seit acht Jahren auf der Welt und hat euch doch nicht verhindert, euch zu trennen. Vera . . . es ist doch auffallend . . . du gibst es doch zu . . . ihr k ö n n t euch doch eigentlich nichts zu sagen haben . . . du und er. . . . Oder doch?"

„Ach — bitte, laß mich!"

„Weiter bekomme ich keine Antwort? . . . Und dabei kannst du dir doch vorstellen, Vera, daß man schließlich auf Vermutungen kommen muß, bei denen einem einfach der Verstand stillsteht!"

Vera setzte sich am Fenster auf einen der eben vom Möbelhändler gekommenen, noch nach Firniß riechenden Stühle, sah hinaus und blieb stumm.

„Vera — wenn du mir nicht antwortest, geh' ich!"

„Bleib' oder geh'! Mir ist alles recht!"

Da nahm der Freiherr von Ulerici seinen Hut und lief davon, spornstreichs in das Hotel, in dem sein künftiger Schwiegervater wohnte.

Der alte v. Vogt auf Neetzow rasierte sich gerade, als sein künftiger Schwiegersohn bei ihm eintrat, in seinem Zimmerchen im vierten Stock, das er sparsam wie immer bewohnte. Er stand etwas unwirsch über die Störung auf. Das Rasiermesser zitterte in seiner unsicheren Hand.

„Na — wo brennt's denn, Christoph?" fragte er. „Herrgott . . . du siehst ja aus wie ein Puterhahn . . ."

Der andere setzte sich. Er war erschöpft. Er bebte wie ein überheizter Dampfkessel. „Ich bin kein Popanz!" schrie er und wiederholte nach einer Weile, als habe jemand das Gegenteil behauptet: „Ich bin kein Popanz, Schwiegerpapa! Verhohnepiepeln laß' ich mich nicht! Auch von der Vera nicht!"

„Was ist denn der wieder in die Krone gestiegen?"

Während er in fliegendem Zorn berichtete, malte sich zunehmender Aerger auf den verwitterten Zügen des Alten, die auf der einen Seite faltig und braun, auf der anderen Seite von der Seife weiß und schaumig waren, und er sagte endlich bedächtig:

„Na — wenn sie dir jetzt ihr Wort gegeben hat, daß künftig . ."

„Veras Ehrenworte kenn' ich nun!" Der Freiherr von Ulerici hielt es auf seinem Platz nicht aus. Er sprang erregt auf und schlug mit der Faust auf den Tisch: „Ich bin kein Popanz!"

„Das hast du schon ein paarmal gesagt! . . . Beweis' es doch! Wenn du deine Braut nicht 'mal bei der Stange halten kannst . . ."

Der andere reckte sich in den Schultern. Er war beinahe einen Kopf größer als sein künftiger Schwiegervater, der klein und kriegerisch wie ein Kampfhahn zu ihm hinaufblinzelte.

„Jetzt wollen wir einmal deutsch reden!" versetzte er. „Ich pass' euch in euren Kram, mit meinem Geld. Ach, rede nicht . . . deine Hypotheken auf den Dächern von Neetzow . . . die sieht man schon von der Station aus, wenn man ankommt. Die zeigt einem jeder Gänsejunge am Weg. Aber wenn du jetzt den Harmlosen spielst und den ganzen Unfug auf die leichte Achsel nimmst, bloß damit die Partie nicht in die Brüche geht . . ."

Der Alte riß die Augen auf.

„Die . . . Partie . . . in die . . . Brüche . . . geht . . ." wiederholte er, als habe er nicht recht gehört. „Ja, erlaub' mal: übermorgen ist Hochzeit . . ,"

„Oder auch nicht . . . Malträtieren laß ich mich nicht . . . verschimpfieren laß' ich mich nicht . . . Kinder . . . reizt mich nicht zu sehr . . . ich bin in einer Wut . . wenn ich nicht heute noch ausreichende Genugtuung bekomme, dann könnt ihr 'was erleben . . ."

Der alte Junker ihm gegenüber wurde plötzlich gelassen.

„Weißt du, Christoph," sagte er, „daß meine Tochter ihrem ersten Mann davongelaufen ist, hat mir gar nicht gepaßt. Aber daß der zweite Mann ihr davonläuft, paßt mir noch viel weniger. Was ich mir nur auf alle Fälle ganz gehorsamst anzudeuten erlaube . . ."

„Dann sorge dafür, daß deine Tochter sich vernünftig benimmt!"

Der Freiherr von Ulerici setzte sich und trommelte mit den Fäusten einen Düppeler Sturmmarsch auf dem Tisch. Otto Leberecht von Vogt sagte achselzuckend:

„Ja — glaubst du, ich kenne meine Tochter nicht? Vera war von jeher meine Crux . . . Prachtexemplar, aber stät'sch, genau, was man bei Pferden 'nen Verbrecher nennt . . .!"

„Da hättest du mich beizeiten darauf aufmerksam machen sollen . . ."

„Hab' ich oft genug . . ."

„Ach wo! — Mit beiden Händen habt ihr zugegriffen! . . . Ihr waret froh! Ihr habt mich einfach . . ."

Er sprach das Wort „hereingelegt" nicht aus, aber sein künftiger Schwiegervater schien etwas ähnliches zu erraten. Seine hagere, kleine Gestalt wuchs förmlich um einen Zoll. Er fürchtete den großen, dicken Schwiegersohn nicht.

„Was heißt denn das, daß wir so aufeinander einschreien?" sagte er. „Wir sind doch nicht beim Pferdehandel, sondern reden von meiner ältesten

Tochter. Soll ich etwa die Gäste wegschicken — die Musik abbestellen — mich vor der ganzen Altmark und halb Preußen bis auf die Knochen blamieren? — Mein lieber Christoph — ich bin ein schlichter, alter Mann . . . aber das tu' ich nicht! . . . Und nun Schluß — was?"

„Ja — allerdings Schluß!" Der Freiherr von Ulerici wurde immer wütender. „Eine Frau, die mich verspottet, mag ich nicht! Soll ich dir mal was sagen: sie hat ihren früheren Mann im Kopf!"

„Bist du verrückt?"

„Sie hat ihren früheren Mann im Kopf! . . . Sie hat etwas mit ihm . . ."

„Hör' mal . . . zum Donnerwetter . . "

„Ich meine — wenigstens in Gedanken . . . sie beschäftigt sich fortwährend mit ihm . . ."

„Sie ist froh, daß sie ihn los ist! . . . Christoph, ich verbitt' mir diese Hirngespinste . . ."

„Es sind keine! . . . Er steht zwischen ihr und mir. Ich fühl' es ganz deutlich. Da bin ich ja überflüssig. Da kann ich ja gehen! Sei so gut und fuchtele mir nicht immer mit deinem Rasiermesser so vor der Nase herum . . . das macht einen ganz nervös . . ."

„Ja — meine Hand ist zittrig!" sagte der Alte harmlos. „Das macht, wenn man so sachte über die Sechzig kommt. Aber wenn ich das Messer 'mal an der Backe habe, dann schneid' ich mich nie. Das ist Uebungssache — gerade wie bei der Pistole. Der Schießprügel — der wackelt bei mir auch hin und her, wie besoffen. Aber die Kugel sitzt nachher doch immer im Schwarzen . . ."

Das hieß mit anderen Worten: Aufgepaßt, Herr von Ulerici! Stehen bleiben, oder ich schieße! Schwiegersöhne, die im letzten Augenblick durch die Lappen wollen, riskieren ihre Haut.

Und dann setzte Otto Leberecht von Vogt noch freundlich hinzu:

„Und was das Merkwürdigste ist, Christoph: meinen drei Jungens geht's ebenso. Die Bengels schießen wie die Deibel."

Dem anderen wurde schwül zumute. Er war nicht feige, aber von Natur zum Frieden geneigt. Und nun sah er auf einmal vier schwarze Pistolenläufe auf sich gerichtet. Die Neetzower, der Alte und die drei Söhne, hielten ihn umstellt. Die ließen nicht locker. Der Fang war zu gut. Friß, Vogel, oder stirb!

Und der alte Vogt meinte herzlich:

„Christoph . . . sei doch vernünftig! Du bist doch mit Gottes Hilfe konfirmiert und aus dem Schwabenalter heraus. Du weißt doch, was die Welt und die Weiber sind, und daß man nicht alles ernst nehmen muß, was sie tun und sagen. Komm heut' abend wieder, bis dahin hab' ich die Geschichte schon in Ordnung!"

Der Freiherr von Ulerici war hilflos. Er wußte nicht, was beginnen. Er verbrachte den Tag in einem dumpfen Nichtstun und ließ die Dinge gehen, wie sie wollten, und fand sich bei Einbruch der Dämmerung wirklich wieder bei seinem Schwiegervater ein. Der hatte seine drei Sprößlinge um sich versammelt. Die beiden Ulanen und den Bonner Korpsstudent. Sie waren ganz besonders höflich und respektvoll gegen den werdenden Schwager, der bequem ihr Vater sein konnte. Aber sie sahen ihn dabei immer so merkwürdig an, wie die jungen Wölfe, wie es ihm in seinem Unbehagen dünkte. Und beim Kaffee nahm ihn der Alte beiseite und sagte ihm, während er ihm eigenhändig Feuer für die Zigarre bot:

„Ja, da kenne nun einer die Weiber aus! Ich habe ernstlich mit der Vera geredet — nun lacht sie auf einmal und meint: Lieber Gott, was wäre denn eigentlich so Furchtbares an der ganzen Sache! Zwei Menschen, die einander so nahe gestanden wie Mann und Frau, könnten doch schließlich so und so viel Jahre später einmal ein paar hundert Schritte am hellichten Tage nebeneinander hergehen, ohne daß darüber gleich der Himmel einstürzte. . . . Na, ich finde, Christoph — wenn man es so ansieht, hat es auch eine gewisse Berechtigung in sich — von ihrer Seite! Schuld an der ganzen Geschichte ist offenbar nur der Gisbert. Der läuft ihr nach — das ist klar — aus Gründen, die ich nicht untersuchen will. Dem muß das Handwerk gelegt werden, und zwar schleunigst. Der ist das Karnickel! Der tut in aller Gemütsruhe, als ob du gar nicht vorhanden wärst. Dem würd' ich an deiner Stelle

mal sofort jemand recht Ungemütlichen auf die Bude schicken!"

Zu so langen Reden schwang sich der Alte selten auf. Den Freiherrn von Ulerici beschlich, während er zuhörte, plötzlich eine Sehnsucht nach seinem behaglichen früheren Leben, wo er aus dem Bett in die Badewanne, und aus der Badewanne in die Kleider, aus dem Hause in den Klub gestiegen war, ohne den lieben langen Tag irgend einen Menschen auf die Hühneraugen zu treten und Aerger zu haben. Warum mußte er mit seinem Grauschädel noch auf Brautschau gehen? Und dann nicht ein stilles, ernstes, älteres Mädchen wählen, sondern diese wilde junge Frau, aus der man nie klug wurde? Aber nun war es geschehen. Ein Glück noch, daß nicht Leberecht von Vogt-Neetzow selber der ungemütliche Herr sein konnte, von dem er sprach. Denn mit seinen fixen Ideen von Pistolen hätte sich der alte Mann womöglich noch den Spaß gemacht, seine beiden Schwiegersöhne, den vergangenen und den zukünftigen, sich über das Schnupftuch schießen zu lassen! Immerhin — Christoph von Ulerici war Edelmann und alter Offizier! Er konnte auch höllisch unangenehm werden, wenn man ihm zu hahnebüchen begegnete. Und so sagte er entschlossen zu dem grauen Junker.

„Du hast recht, da muß ein Riegel vorgeschoben werden. Morgen, in aller Herrgottsfrühe, lange ich mir den Kunden ..."

Er trank in seinem Grimm ebenso tapfer wie die jungen Leute um ihn. All sein Zorn richtete sich jetzt gegen den Hauptmann Gisbert. Die anderen wollten ihm doch nur zu seiner Frau verhelfen, wenn ihre Mittel ihn auch etwas rauh anmuteten. Jener aber trat zwischen ihn und seine Braut. Dem wollte er es besorgen! Noch auf dem Heimweg war er ganz kriegslustig, trällerte und schwang sein Stöckchen.

Am andern Morgen, als die Geister des schweren, roten Burgunders verflogen waren, sah er die Sache weit nüchterner an. Draußen war grauer Regen. Er lag in seinem Bett und gähnte — gähnte nervös. Der andere, mit dem er anbinden wollte, war im Krieg gewesen. Der schoß sicher auch vorzüglich — gerade wie die Neetzower! Auf andere Leute stieß er, Christoph von Ulerici, überhaupt nicht mehr! Es war ausgemacht, daß er in den schwarzen Kasten sollte! Dann war Vera, wenn es gut ging, Witwe. Ihre Angehörigen hatten das viele Geld, ohne die Last der persönlichen Ulericischen Beigabe, und lachten sich ins Fäustchen. Auf einmal wurde er wieder von einem blinden Zorn gegen die Vogts, gegen die Gisberts, gegen alle Welt erfaßt und klingelte seufzend und schickte seinen Diener zu seinem Vetter von Ulerici, dem sogenannten Intendanten, und sagte, als der bald bei ihm eintrat, und ihn noch im Bette fand, wehmütig aus den Polstern heraus:

„Mein lieber Magnus ... ich bin in des Deubels Küche ... Fünfzig Jahre lang bin ich mit jedermann ausgekommen. Seine Majestät und alle Welt war mit mir zufrieden. Im Dienst hab' ich geflucht wie 'n Wilder und außer Dienst keiner Fliege ein Haar gekrümmt. Und nun, zwei Tage vor meiner Hochzeit, hab' ich gleich ein halbes Dutzend Duelle auf dem Buckel. Setz' dich mal und höre!"

Der Vetter rückte sich einen Stuhl heran. Er glich äußerlich Veras Bräutigam, nur daß er kleiner war und sehr schlau dareinblickte. Diese Verständnisinnigkeit gegenüber dem Chor und Ballett hatte auch bisher alle seine Versuche, auf irgend einer kleinen Hofbühne festen Fuß zu fassen vereitelt. Er lauschte, innerlich voll Wonne über die Nöte des Dicken, der sich da vor der bösen Welt draußen in den Kissen geborgen hatte, bis jener schloß:

„Der Kuckuck hol' die ganze Pistolenwirtschaft! Zum Donner ... ich bin doch keine Neu-Ruppiner Scheibe! Ich komme mir schon bald vor wie der Vogel auf dem Schützenfest! Aber das hilft nun nichts! Sei so gut, Magnus, und fahre sofort in die Meinekestraße oder telephoniere vorher, wann du Herrn Gisbert zu Hause triffst, und stelle ihn in meinem Namen zur Rede. Aber gründlich! Ich bin kein Popanz!"

Der Vetter versprach es und trat gegen Mittag in den Salon der Gisbertschen Wohnung ein. Er liebte, in seiner fuchsartig verkniffenen Weise, schwärmerisch solche Geschäfte, bei denen man aus den gedämpften Andeutungen und dem halben Augenzwinkern nicht herauskam und sich gegenseitig die Winkelzüge durchkreuzte. Aber Georg Gisbert, der ihm gegenüber saß, unterbrach ihn sehr bald.

„Verzeihung ... Um diese für beide Teile peinliche Unterredung abzukürzen: Ihr Auftraggeber wünscht zu wissen, warum ich in letzter Zeit wiederholt mit Frau von Vogt zusammengewesen bin ...?"

„Ja, allerdings — und zwar ..."

„Es geschah in dem Wunsche, endgültig von meiner Vergangenheit Abschied zu nehmen!"

„Ja, aber ..."

„Bitte — lassen Sie mich ausreden! Was für Gefühle ich dabei empfunden habe, darüber bin ich, glaub' ich, niemandem Rechenschaft schuldig. Die Hauptsache ist wohl, daß nun alles abgeschlossen ist. Herr v. Ulerici kann sicher sein, mich nie wieder auf seinem Wege zu finden ..."

„Das würde ihm lieb sein, zu hören!"

„Ich werde auch den Schein vermeiden, als ob ich irgendwie seinen Rechten zu nahe treten wollte. Ein solcher Schein könnte nur dadurch entstehen, daß zwischen Frau von Vogt und mir wegen unseres Kindes zuweilen ein Meinungsaustausch nötig sein wird. Ich habe mich entschlossen, auch in diesen Fällen künftig nur noch schriftlich mit Frau von Vogt zu verkehren, so daß jede Möglichkeit einer ferneren Begegnung zwischen uns ausscheidet, und habe das Frau von Vogt auch gestern bereits brieflich mitgeteilt."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Ballonfahrt. Die höchste Höhe, welche ein Ballon jemals erreicht hat, dürfte 10 800 Meter sein. Dies war am 31 Juli 1901 bei dem Ballon „Preußen" der Fall, der von den Luftschiffern Berson und Sühring besetzt war. Die Temperatur betrug in dieser Höhe minus 40 Grad. Aber schon bei 10 225 Metern fielen beide Forscher nacheinander in Ohnmacht, nachdem es dem Professor Sühring noch gelungen war, die Ventilleine zu ziehen. Die beiden Luftschiffer kamen erst in einer Höhe von 6000 Metern wieder zum Bewußtsein.

Hermann S. in Leipzig. Wenn Ihre Tochter, die Sie zu den erwerbenden Mitgliedern Ihrer Familie zählen, bereits seit drei Monaten stellungslos ist, so kann die Steuer schon innerhalb des Steuerjahres ermäßigt werden. — Alles Wissenswerte in Steuerangelegenheiten finden Sie am besten in Dr. Kremskis „Ratgeber in Steuersachen", den Sie zum Preise von 2 Mark durch alle Buchhandlungen oder direkt von unserm Verlage beziehen können.

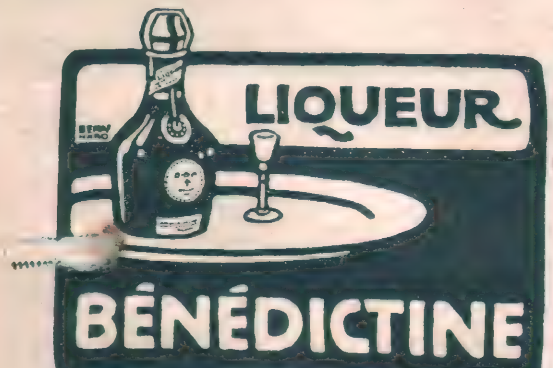
Köln 430. Die drei Kronen im Wappen der Stadt Köln stammen aus dem Jahre 1166. In diesem Jahre ließ der Landesherr Erzbischof Reinald von Dassel, der in Italien war, die Gebeine der heiligen drei Könige der Stadt zum Geschenk machen. Köln nennt sich von dieser Zeit ab daher das „heilige" Köln.

L. M. 40. In Deutschland existieren 478 anerkannte Freimaurerlogen. Außerdem noch 5 unabhängige Logen, die sich keiner Großloge angeschlossen haben. Die Mitglieder der anerkannten Logen können in jeder Loge verkehren.

Geschäftliche Notizen.

Der eben erschienene Weihnachts-Katalog der Firma Gebrüder Rauh, Stahlwarenfabrik und Versandhaus in Gräfrath bei Solingen, alleinige Fabrikanten der berühmten Solinger Stahlwaren Marke „Brillant", wird jedermann auf Verlangen umsonst und portofrei, ohne Kaufzwang, zugesandt. Alle nur denkbaren Gegenstände, vortreffliche Werkzeuge, nützliche und praktische Gebrauchsartikel für das tägliche Leben und den Haushalt,







Schmucksachen, Uhren, Lederwaren, hübsche Spielsachen, Christbaumschmuck, Glockengeläute usw. enthält der Katalog bildlich dargestellt und übersichtlich geordnet, so daß wohl jeder etwas passendes für seinen Bedarf finden dürfte.

Die Firma S. Kretschmar, Berlin 451, Neue Königstr. 4, empfiehlt sich bei Beginn der Weihnachtszeit angelegentlichst für den Einkauf aller Sorten von Taschenuhren, Gold- und Silberwaren, Lederwaren, Musikwerken usw. zu den billigsten Preisen bei nur wirklich guter Qualität. Seit vielen Jahren schon hat diese Firma es verstanden, sich den ehrenvollen Ruf zu gründen, daß sie nur die besten Waren liefert; dies bezeugen viele tausend Anerkennungsschreiben seitens der über ganz Deutschland und das Ausland verbreiteten Kundschaft. Der soeben erschienene Prachtkatalog, der in diesem Jahre ganz besonders schön und reichhaltig ist, wird auf Wunsch gratis und franko zugesandt.

Kostenfreie Zahnpflege für Unbemittelte. Der Stadtrat in Prag hat seinerzeit nach ausführlicher Debatte beschlossen, 6 Zahnärzte anzustellen, welche auf Kosten der Gemeinde unbemittelten Schulkindern und Erwachsenen unentgeltliche zahnärztliche Hilfe zu leisten haben. Wir benützen diesen Anlaß, um auf die große Wichtigkeit einer rationellen Zahn- und Mundpflege hinzuweisen. Man putze sich täglich früh und abends mit einem guten Zahnputzmittel, wie z. B. mit Sargs Kalodont, die Zähne, und man wird die Richtigkeit des Satzes: „Gesunde Zähne, gute Verdauung", anerkennen.

„Fliegender Holländer" nennt sich der neue Selbstfahrer mit Ruderbewegung für Kinder von 3 bis 14 Jahren, der durch die Eigenart seiner Fortbewegung die Kinder immer von neuem zur Uebung ihrer Kräfte antreibt. Eine große Anzahl angesehener Aerzte hat der herstellenden Firma „Hohenzollernwerk" M. Löffler, Altona, bezeugt, daß die Benutzung der „Fliegenden Holländer" für die Gesundheit und körperliche Entwicklung der Kinder außerordentlich förderlich ist. Die Ruderbewegung, durch die der Wagen angetrieben wird, erweitert die Lungen, stärkt die gesamte Muskulatur und fördert den Appetit.

Das flinke Motorrad findet wieder größere Nachfrage, nachdem die Technik leichte, handliche Typen für den Touren-Verkehr ersonnen hat; wir finden heute Modelle von 35 kg Gewicht ab, die 40 km in der Stunde fahren und die Berge flott nehmen. Die Neckarsulmer Fahrradwerke, A.-G., Königl. Hoflieferanten, Neckarsulm, bringen wieder neue Typen für 1909, so unter anderen ein zirka 45 kg leichtes Zweizylindermotorrad mit wundervollen neuen Einrichtungen, das ein angenehmes Fahren und alle Geschwindigkeiten von 8—75 km Tempo ermöglicht und Berge überhaupt nicht kennt. Die Werke haben über 15 000 Motorräder in allen Weltteilen zur Zufriedenheit laufen und mußten ihren Betrieb wiederholt vergrößern.

Die Empfehlung gesunder und billiger Genußmittel ist bei der zunehmenden Verteuerung der Lebenshaltung besonders wertvoll. Eines der besten Getränke bietet zweifellos Meßmers Tee, der in den bekannten Mischungen Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit mit außerordentlicher Ausgiebigkeit verbindet. Eine Tasse Meßmers Engl. Mischung stellt sich auf ca. 1 Pfg.!

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Von Karl Gehrling.

Aus den Silben:

au — ba — bal — bo — by — cog — de — e — en — gu — ha — hund — i — i — kuk — kus — leut — li — mi — mis — nac — nant — ne — ni — o — ra — re — rich — se — spa — sta — the — wind — zac

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

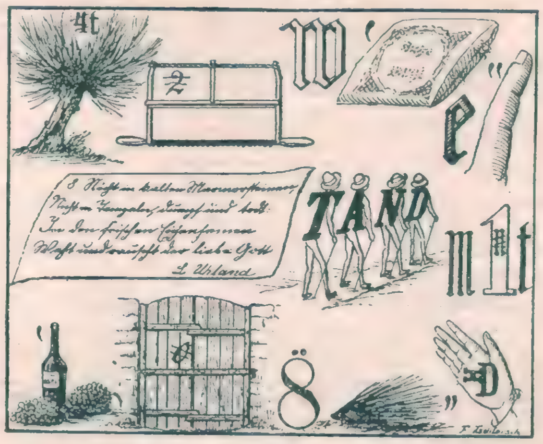
Die Wörter bezeichnen: 1. Hundeart. 2. Weiblichen Vornamen. 3. Assyrische Königin. 4. Europäischen Staat. 5. Weiblichen Vornamen. 6. Geistiges Getränk. 7. Israelitischen Propheten. 8. Militärischen Rang. 9. Person der griechischen Sage. 10. Italienische Stadt. 11. Französischen Romanschriftsteller. 12. Gotenkönig.

Logogriph.

Von A. R.

Mit k den Handelsleuten wichtig,
Mit l — o weh! — der Weg nicht richtig.

Rebus.



Dreisilbige Charade.

Von Julius Ruhstadt.

Das erste Wort 'ne schlimme Feindin ist
Jedwedem Lebewesen, das es trifft.
Das zweite einen Doppelsinn ausdrückt,
Indem es hemmend wirkt, — indem es zwickt.
Das Ganze kann in Fällen höchster Pein
Dir, Mensch, der einz'ge Rettungsanker sein;
Doch treibst du Mißbrauch mit ihm, dann, o weh,
Mußt greifen tief du in dein Portemonnaie!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Anagramm-Scherze: 1. Münster — stürmen. 2. Oberon — Borneo. 3. Edam — Dame 4. Flachs — falsch. 5. Gera — arge. 6. Pulte — Tulpe. 7. einsame — Ameisen. 8. Angel — Nagel. 9. Laub — blau.

Logogriph: uralt — Ural.

Rösselsprung:

Still geh' du deinen stillen Pfad
Und achte nicht des Lohns der Erde,
Froh hoffend streue deine Saat,
Daß sie dereinst gedeihen werde.

Brichst du auch selbst die Früchte nicht
All' deiner Sorgen, deiner Mühen,
Die Seligkeit erfüllter Pflicht
Wird dir aus Kampf und Not erblühen.

A. Triebler.

Dreisilbige Charade: Erwerben.

Scherz-Rätsel: Sand — Stand — Strand.

HUMORISTISCHES

Lehrer: „Wenn ich deinem Vater 1000 Mk. am 1. Januar leihe, von denen er mir jeden Monat 100 Mk. zurückgeben soll, wieviel schuldet er mir da am 1. Juli?" — Schüler: „900 Mk." — Lehrer: „Falsch! Nur 500 Mk." — Schüler: „Na, da kennen Sie meinen Vater aber schlecht!"

Junge Frau: „Was sagst du nur, jetzt hat Vetter Otto seinen Freund mitgebracht und nun sind wir dreizehn bei Tisch. Ich bin verzweifelt!" — Gatte: „Schäme dich, wer wird denn so abergläubisch sein?" — Junge Frau: „Abergläubisch bin ich ja nicht — aber wir haben doch nur für zwölf Personen Silberbesteck."

Frau: „Heute Nacht träumte ich, man hätte mir den prachtvollen Saphirring gestohlen." — Gatte: „Welchen Saphirring?" — Frau: „Ich sah ihn gestern beim Juwelier. Nicht wahr, Männchen, den kaufst du mir."

Feuerwehrmann (in einem kleinen Städtchen): „Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, die dritte Etage steht ganz in Flammen, aber unsere Leiter reicht nur bis zur zweiten." — Hauptmann: „Dann warten wir eben, bis das Haus so weit herunterbrennt."

A.: „Hat Dr. X. Ihren Erbonkel mit Erfolg behandelt?" — B.: „Mit überraschendem Erfolg sogar. Nach kaum 3 Wochen war er tot."

Humor des Auslandes:

(Pêle Mêle.)



„Mensch, biste verrückt, bei der Bärenkälte im Strohhut und Tennisanzug?" „„Aber ich sitz' ja hier schon seit Juli am Telephon und warte auf Anschluß.""

A.: „Warum trinken Sie denn kein Wasser?" — B.: „Wissen Sie, ich hab eine eiserne Konstitution, und die könnte durch das Wasser leicht rostig werden."

Komponist: „Was sagen Sie dazu, ich hab' schon wieder eine neue Operette unter den Händen." — Kritiker: „Ja, ja, die Katze läßt das Mausen nicht!"

Räuber: „Nu aber 'raus mit die Moneten." — Pedantischer Professor: „Erstens heißt es mit den Moneten, und zweitens — hab' ich keine!"

Freier: „Ich schwöre Ihnen, Herr Kommerzienrat, daß ich ohne Ihre Tochter nicht leben kann." — Kommerzienrat: „Das glaub' ich Ihnen aufs Wort — bei Ihrem geringen Einkommen!"

Onkel (zum Neffen, der beim Zahnarzt war, um sich einen schmerzhaften Zahn ziehen zu lassen): „Nun, bist du den Quälgeist los?" — Fritzchen: „Nein — er hat mich wegen eines anderen nochmals hinbestellt.

Seppel: „Denk der mol, mei' Vatter hott so a großes G'schwür am Maul." — Schorsch (entrüstet): „Sag doch zu dei'm Vatter seiner Gosch net Maul!"

Führer (in der Dresdner Gemälde-Galerie): „Und das hier ist die berühmte „Sixtinische Madonna", das Bild hat einen Wert von 1 Million Mark". — Besucher: „Ach, verzeihen Sie, ist das der Preis mit oder ohne Rahmen?"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Rudolf Huppert in Wien I. — Für die Inserate: Fritz Buß, Berlin-Halensee
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW., Kochstraße 22/25.

Das Geheimnis.

Von Guy de Téramond.
Deutsch von Gertrud Koebner.

Nachdruck verboten.

Eifersüchtig auf seine Frau? Nein, nicht im geringsten! Albert hatte ein absolutes Vertrauen in sie. Seitdem sie verheiratet waren, hatte auch nicht das kleinste Wölkchen den Himmel ihres ehelichen Glücks getrübt.

Aus Liebe hatten sie sich an einem strahlenden Frühlingstage geheiratet, und die Sonne hatte das weiße Kleid des jungen Mädchens wie mit einem goldenen Netz überspannt und sich in den hellen Augen des Bräutigams wiedergespiegelt.

Die Heirat war, im Grunde genommen, ein ganz gewöhnliches Abenteuer gewesen, so wie's alle Tage vorkommt . . . Zwei Augenpaare begegnen sich zufällig, zwei Seelen erzittern. Hier drängt sich eine Frage zaghaft auf die Lippen, dort wird eine schüchterne Antwort hervorgestammelt und zwei Menschen sind fürs ganze Leben miteinander verbunden! Die Liebe ist ja so einfach: Sie kommt, wenn man sie nicht erwartet, und flieht, wenn man sie sucht. Unnötig Zeit hieße es verlieren, wollte man diesem launenhaften, kleinen Ding mit Vernunftsgründen beikommen, diesem Ding, das herrisch und selbstsüchtig ist und das die Welt nach seinem Willen regiert.

Unseren beiden Turteltäubchen war nun folgendes passiert:

Albert war der Neffe eines reichen Originals, des alten Patorel, der niemals aus der kleinen Provinzstadt herausgekommen war, in der er das Licht der Welt erblickt hatte. Dort bewohnte er ein kleines, einsam gelegenes Häuschen. Bei ihm lebte die Tochter eines seiner Freunde, die dieser ihm sterbend anvertraut hatte, und die er wie sein eigenes Kind liebte.

Albert hatte den Charakter eines stolzen, unabhängigen Künstlers, der in bescheidenen Verhältnissen nur seiner Kunst lebte und sich im übrigen um die Erbschaft, die ihm sein Onkel einst hinterlassen würde, nicht im geringsten kümmerte.

Früher hatte er den Alten wohl von Zeit zu Zeit auf ein paar Tage besucht, nicht etwa, um das Testament zu überwachen, sondern aus einfacher Höflichkeit für den alten Mann, dessen einziger Verwandter er war. Aber er wurde kühl empfangen. Er fühlte, daß er Mißtrauen und Verlegenheit um sich verbreitete, daß er den guten Herrn in seinem ruhigen Dasein störte und ihm etliche Tage lang das Leben erschwerte. So wurden seine Besuche seltener und hörten schließlich ganz auf.

Und in der kleinen Stadt, die sich mit allem, was den alten Patorel betraf, eingehend beschäftigte, begann man bald einander zuzuflüstern, der Onkel



Unser treuer Abonnent Prof. Biedermann schreibt uns: „Lassen Sie mich mit Ihrer verfluchten „Berliner Illustrirten Zeitung", die durch die Post abonniert 1,30 M. vierteljährlich oder in jeder Buchhandlung und bei jedem Kolporteur 10 Pfg. wöchentlich (frei ins Haus) kostet, zufrieden. Jetzt habe ich infolge Ihres spannenden Romans, dessen Anfang Sie neu hinzutretenden Abonnenten auf Wunsch im Sonderdruck nachliefern, schon den zwölften Schirm eingebüßt. Und da soll ich etwa wieder zum Quartal das Abonnement erneuern?"

habe seinem Neffen zu verstehen gegeben, es sei überflüssig, weiterhin zu kommen, da er sein Vermögen der kleinen Waise zu hinterlassen gedenke.

Charlotte war ein entzückendes junges Mädchen geworden. Groß und schlank, mit einem Madonnengesichtchen, das blonde Haare wie ein Heiligenschein umrahmten. Sie leitete den Haushalt des alten Mannes, las ihn vor und zerstreute ihn durch ihr Geschwätz, das ihm wie das Zwitschern eines kleinen Vogels klang, der zufrieden ist, daß er sorglos in den Tag hineinleben darf.

Sie wird alles erben! verkündeten die geschwätzigen Nachbarn, und mit einiger Unlogik setzten sie hinzu: Und so ist's auch recht, da dieser Kerl von Künstler seinen armen, alten Onkel so vernachlässigt.

Aber da geschah etwas, was keiner vorausgesehen hatte. Eines Tages starb der alte Mann plötzlich, ohne ein Testament zu hinterlassen. Sein ganzes Hab und Gut gehörte somit Albert. Und als dieser zum Begräbnis kam, verliebte er sich sterblich in die hübsche Charlotte und heiratete sie einen Monat später.

Alles hatte sich also in Wohlgefallen und Zufriedenheit aufgelöst, und die junge Ehe wurde eine vollkommen glückliche.

Auch war es nicht Eifersucht, die Alberts Seele in diesem Augenblick quälte. Es gab da etwas anderes, was ihn seit einiger Zeit nicht zur Ruhe kommen ließ.

Eins der Schubfächer des kleinen Schreibtisches seiner Frau, der in ihrem Boudoir stand, blieb nämlich immer sorgfältig geschlossen. Zuerst hatte er darauf natürlich nicht geachtet. Doch als er sie eines Tages zufällig um ihren Schlüssel gebeten hatte, war sie schnell auf ein anderes Gesprächsthema übergegangen, und da er auf seiner Bitte bestand, hatte sie sie ihm rundweg abgeschlagen.

Seit diesem Augenblick war es bei ihm zur fixen Idee geworden, in Erfahrung zu bringen, was dieses Schubfach wohl enthalten könne. Vielleicht irgend ein Andenken an ein unschuldiges Liebesabenteuer, das sie als junges Mädchen gehabt hatte? Oder einen vertraulichen Briefwechsel mit Freundinnen? Oder ein Tagebuch über ihr Eheleben?

Diese krankhafte Neugierde quälte ihn so, daß er nicht mehr schlafen konnte.

Er strich um den Unglücksschreibtisch herum. Oft fühlte er eine teuflische Lust, sich auf ihn zu stürzen, ihn aufzubrechen und ihm sein Geheimnis mit Gewalt zu entreißen. . . .

Und doch wagte er es nicht. Seine Frau hätte ihm dieses Zeichen von Mißtrauen vielleicht niemals verziehen. . . .

Da kam ihm ein anderer Gedanke. Er würde geduldig auf eine Gelegenheit warten, die seinen Plan begünstigte. Der Schlüssel zu dem Schubfach hing an dem Schlüsselbund seiner Frau. Wenn Charlotte nun diesen eines Tages vergäße?!

Dann könnte er seinen heißen Wunsch erfüllen,

ohne daß Charlotte etwas davon merkte. Leise, wie ein Dieb würde er den Inhalt des Schubfaches untersuchen, dann würde er alles wieder an Ort und Stelle legen und sein gequältes Gemüt wäre für immer erleichtert.

Und die Stunde kam. Charlotte hatte beschlossen, während des ganzen Vormittags Einkäufe zu machen. In ihrer Eile hatte sie den Schlüsselbund auf dem Kaminsims liegen lassen.

Albert bemerkte es sofort und zitterte vor Freude. Er sah seine Frau fortgehen, wandte sich gleich dem Schreibtisch zu und öffnete ihn.

In dem Schubfache lagen mehrere mit bunten Bändchen zusammengebundene Papiere. Er erkannte in ihnen schnell die Briefe, die er Charlotte von seinen, in geschäftlichen Angelegenheiten unternommenen Reisen geschrieben hatte. Dann kamen kleine Erinnerungen, Photographien, getrocknete Blumen, eine Tanzkarte und ihr Myrtenkranz. Ganz unten endlich lag ein großes, gelbes Kuvert, dessen Aufschrift ihm sofort in die Augen fiel.

„Mein letzter Wille".

Es war nicht Charlottens Handschrift, aber die Schriftzüge kamen ihm bekannt vor.

Vorsichtig zog er das Blatt Papier heraus und erblaßte plötzlich beim Lesen. Es war das Testament seines Onkels, worin er ihn zugunsten Charlottens enterbte, die der Greis zu seiner Universalerbin einsetzte.

Wie kam dieses unaufgefundene Testament in das eifersüchtig gehütete Schubfach seiner Frau? Da lag das Geheimnis.

Doch rasch wurde der Zusammenhang ihm klar! Charlotte hatte gefürchtet, er werde, falls sie ihre Rechte, die sie zu einem reichen Mädchen machten, offenbaren würde, es nicht mehr wagen, um ihre Hand anzuhalten, aus Angst, sie könne glauben, er wolle nur ihr Geld, das ihm der Verstorbene ihretwegen entzogen hatte.

Schweigend, mit bewunderungswürdigem Heroismus hatte sie sich einer Liebe geopfert, die für sie kostbarer war, als das Vermögen, mit dem sie ohne ihn nichts anzufangen gewußt hätte.

Er trocknete eine Träne, die an seinen Augenwimpern hing. Charlotte hat niemals erfahren, warum er sie bei ihrer Heimkehr noch inniger küßte, als gewöhnlich. . . .

MILKA
VELMA
NOISETTINE

Suchard's

BELIEBTE
ESS-CHOCOLADEN.

Die Parker Füllfeder mit der „Curve" Tintenführung

ist die beste und meist beliebte Füllfeder. Warum? Die „Curve" Tintenführung ist eine fachwissenschaftliche Erfindung, welche mit den Naturgesetzen übereinstimmt. Dieselbe ist so gebogen, dass sie mit der inneren Wand des Behälters in Berührung liegt, und durch ihre feine Haarröhrchen die Tinte aufsaugt, und in die Federspitze leitet in dem genau nötigen Quantum, so dass die Parker Feder nie versagt, noch kleckst. Die Gold-Federn sind garantiert 14 Karat und mit bestem, hartem Iridium gespitzt, das beinahe so hart wie Diamant ist und sich deshalb nicht abschreibt.



Die Parker Feder ist auf ein Jahr in die Hand des Schreibenden garantiert, hält aber sozusagen ein Menschenalter aus. In fast allen feinen Papierhandl. erhältlich. Wo nicht liefert direkt **The Parker Pen Company, Stuttgart, Abt. E.** Preisliste gratis.

Des

Grafen Zeppelin

Ansprache: „Ein Wort an das Deutsche Volk", von ihm persönlich am 24. August 1908 in Friedrichshafen gesprochen, ist einzig und allein zu hören auf einer

Favorite-Schallplatte

die auf jeder Sprechmaschine zu spielen ist.

Es gibt nur diese eine vom Grafen Zeppelin besprochene Platte.

Schallplattenfabrik „Favorite" G. m. b. H., Hannover-Linden 55.

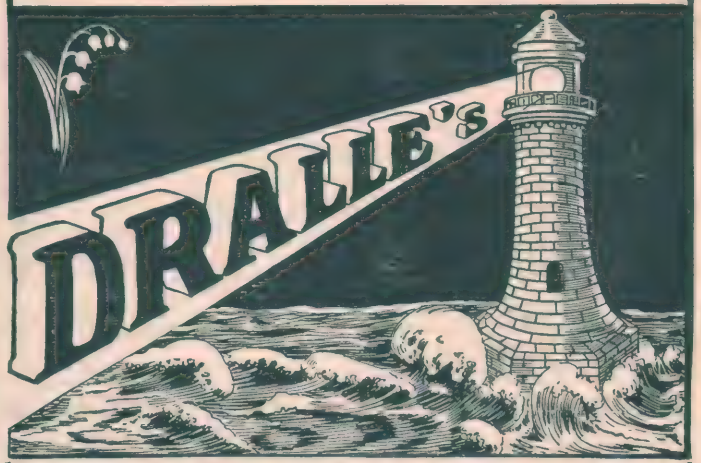
Verkaufsstelle Berlin: **Fidelio Musikwerke**, Neanderstr. 3.



Einzelpreis 50 Pf. Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich. Wiederverkäufern Angebot auf Anfrage durch die Geschäfte der opt. Gross-Industrie oder durch die Chem. Fabrik Wunstorf G. m. b. H., Wunstorf.

„Allerliebste kleine Chose"

für Geburtstags- und Weihnachts-Geschenke ist



Maiglöckchen „Illusion"

im Leuchtturm

Musterschutz 2826.

Entzückender, täuschend natürlicher Duft!

Ein derartig vollkommenes Erzeugnis war in der Parfümerie bisher noch nicht vertreten. Verlangen Sie in den einschläg. Geschäften:

Dralle's Maiglöckchen „Illusion" im Leuchtturm.

Georg Dralle, Hamburg.



Verlangen Sie noch heute unsere Preisliste gratis u. franko über das

SEEHUND-CANOE



2 sitzig. 5 m lang, mit Wäsche- und Proviantträumen. Modern, schnell, sicher. Erschliesst jedes Wasser. M 122.— Zahlreiche Anerkennungen.

J. F. BECKER, Canoefabrik und Werft, **Glücksburg (O.)**

CANOES :: MOTORBOOTE :: SEGELJACHTEN :: RUDERBOOTE

Vogelkäfige

Illustriert. Katalog 7 : gratis :

R. CURT WELLER, Dresden 5.

Staatsmedaille in Gold 1896.

Honig- und Gewürzkuchen

Königsberger und Lübecker Marzipan
Konfekte für den Weihnachtsbaum

empfehlen

Theodor Hildebrand & Sohn

Hoflieferanten Seiner Majestät des Königs

C., Spandauerstr. 47/48	W., Leipzigerstrasse 100	N., Pankstrasse 18
W., Potsdamerstr. 22a	W., Kurfürstenstrasse 75	Charlottenburg, Berlinerstr. 58

Goldene Jubiläumsmedaille London 1897.

Der diesjährige Harburger Gummischuh

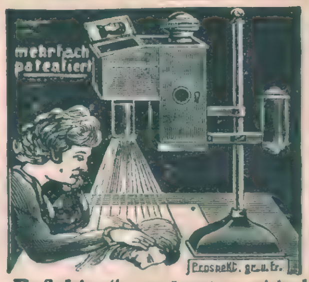
VEREINIGTE GUMMIWAREN-FABR. HARBURG-WIEN. GEGR. 1856

schlägt jedes andere in- und ausländische Fabrikat durch Haltbarkeit, elegante Form und Preis.



SCHÖNE BÜSTE

Schlanke DAMEN in jedem Alter erhalten **GRAZIEUSE FIGUR** in 1 MONAT ohne Arznei od. Drogen durch Anwendung der berühmten **LAIT D'APY** (Konzentrirte Kräutermilch) —äusserliche Anwendung—. Erfolg dauerhaft. **28,000** Atteste bestätigen die gute u. schnelle Wirkung. **1** Flakon genügt. Deutsch. Prospekt katalog franco. Diskreter Postversand franko gegen Vorauszahlung von M. **4.50** per Postanweis. oder M. **5** in Briefmarken od. Nachn. Briefporto 20 Pf. Kart. 10 pfg. Nur bei: Chemiker **TH. LUPER**, RUE BOURSAULT, **32**, **PARIS**.



„Reflektus" vergrössert zu spielend leichtem Nachzeichnen j. Photographie, Ansichtskarte Schrift, Zeichnung, Münzen, Blumen, Käfer usw. a. d. Tisch u. projektiert alles farbentreu riesengross an d. Wand. Besser als Laterna magica. M. 27.50. p. Nachnahme a. d. opt. u. techn. Fabrik **K. Zimmerhackel, Dresden 27 B. J.**

Neurasthenie

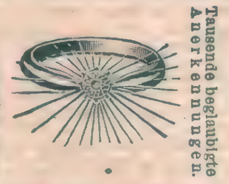
(Nervenschwäche) deren Ursachen, Wesen u. Heilung. Preisgekröntes, nach den neuest. Erfahrungen bearbeitet. Werk (350 Seit., viele Abbild.) Wirklich brauchbarer Ratgeber und sicherer Wegweiser zur Heilung. Für M. 1,60 in Briefmarken zu beziehen von dem Nervensanatorium „Silvana", Genf 3 (Schweiz).



Ein wahrer Zaubertrank ist Bio-Malz

für schwächliche Kinder und Erwachsene, Nervöse, Blutarme, Wöchnerinnen, alternde Personen. Auch bewährtes Hausmittel gegen Husten, Heiserkeit usw. Dose 1 M. u. 1,90 M. in Apotheken und Drogenhandlungen. Prospekt gratis von Gebr. Patermann, Berlin-Friedenau 28.

Ringe auf Teilzahlung



Hunderttausende Kunden. Tausende beglaubigte Anerkennungen.

Katalog mit zirka 3000 Abbildungen umsonst u. portofrei.

Jonass & Co., Berlin SW. 280
Belle-Alliance-Strasse 3.

Goldwaren und Geschenkartikel auf Teilzahlung



Hunderttausende Kunden. Tausend. beglaub. Anerkennungen.

Katalog mit zirka 3000 Abbildungen umsonst u. portofrei.

Jonass & Co., Berlin SW. 280
Belle-Alliance-Strasse 3.

Uhren auf Teilzahlung



Hunderttausende Kunden. Tausend. beglaubigte Anerkennungen.

Katalog mit zirka 3000 Abbildungen umsonst u. portofrei.

Jonass & Co., Berlin SW. 280
Belle-Alliance-Strasse 3.

Musikwaren und Sprechmaschinen auf Teilzahlung



Hunderttausende Kunden. Tausende beglaub. Anerkennungen.

Katalog mit zirka 3000 Abbildungen umsonst u. portofrei.

Jonass & Co., Berlin SW. 280
Belle-Alliance-Strasse 3.

Photographische Apparate auf Teilzahlung



Hunderttausende Kunden.

Tausende beglaub. Anerkennung.

Katalog mit zirka 3000 Abbildungen umsonst u. portofrei.

Jonass & Co., Berlin SW. 280
Belle-Alliance-Strasse 3.

Briefkasten.

Mehrere Anfrager. Ein Zeppelinsches Luftschiff von der Größe wie der vernichtete Ballon kostet etwa 600 000 M. Allerdings ist das Luftschiff nicht völlig zerstört, die Motore und Gondeln sind unbeschädigt geblieben, desgleichen dürfte sich das wertvolle Aluminium des Gerüstes wieder einschmelzen lassen. Die Motore waren etwa 600 Kilogr. schwer und hatten 110 PS. Die Gasfüllung von 15 000 Kubikmetern kostet mit der Fracht 7000 M. Der beste Ballonstoff, die sogenannte „Goldschlägerhaut", würde für die 17 Gasballons des Zeppelin etwa 250 000 M. kosten.

Automobilismus. Anfang 1908 gab es in Deutschland 34 294 Automobile. Unter diesen befanden sich 19 172 Krafträder. Von den Automobilen selbst bestand die größere Hälfte aus kleinen Wagen mit nur einigen PS.

Herrn Gutsbesitzer Geldern in G. Die „Berliner Abendpost" kommt als vorzügliche Ergänzung zu Ihrem Lokalblatt in Betracht. Die im Reiche sehr verbreitete Zeitung dürfte Ihren Ansprüchen in jeder Weise genügen. Bezugspreis 1,80 M. vierteljährlich bei der Post.

A. L. in K. Ein Kapital verdoppelt sich mit Zinsen und Zinseszinsen bei einem jährlichen Zuschlag von 3 Prozent in 23 Jahren 162 Tagen, von 4 Prozent in 17 Jahren 242 Tagen.

Geschäftliche Notizen.

Das Berliner Teppich-Haus Emil Lefèvre, Oranienstr. 158, kündigt soeben das Erscheinen seiner diesjährigen Weihnachts-Extraliste an. Diese Extraliste und der reich illustrierte Prachtkatalog der Firma werden allen Interessenten auf Wunsch kostenlos übermittelt. Selbstredend bieten jedoch die bezeichneten Kataloge bei all ihrer Reichhaltigkeit keinen vollen Ersatz für die farbenprächtige Warenausstellung, die das Haus Lefèvre in seinen umfangreichen Räumen für den gesteigerten Bedarf vor Weihnachten eröffnet hat. Ein Besuch ist mit keinem Kaufzwang verbunden.

Kein Spiel ist so schnell allgemein beliebt geworden wie „Salta". Der Erfinder C. Büttgenbach hat es verstanden, sein Salta-Spiel nicht zu schwer und nicht zu leicht einzurichten. Ohne sehr erhebliche Schwierigkeiten zu schaffen, bietet es doch eine Fülle von Abwechslungen und interessanten Kombinationen. Der Kaiser erklärte: Salta ist ein Spiel, aus dem man Strategie und Taktik erlernen kann. Weltmeister Dr. Em. Lasker: Kein Zweifel, daß Salta einen hohen kombinatorischen Geist zu erzielen vermag. Weltdamespielmeister Barteling in Paris: Salta ist ein Spiel, welches nach meiner Meinung mit vollem Recht unter allen edleren wirklichen Erholungen des Geistes den vornehmsten Rang einnimmt. Schachmeister Schlechter und Brody, Preisträger im Pariser Schachturnier: Salta-Spiel! Ruhm und Glanz des neuen Jahrhunderts. — Man wende sich wegen Bezuges an Salta-Versand, Hamburg-U.

Die verbesserte Verafix-Delta-Camera von Dr. Krügener, Frankfurt a. M., hat dieselben Einrichtungen (doppelter Auszug, Verstellbarkeit des Objektivs usw.) wie jede andere photographische Klapp-Camera in guter Preislage. Vor diesen hat sie aber die bequeme Handhabung, daß sie mit einem Griff zur Aufnahme bereit und auch wieder zusammenlegbar ist, voraus. Der Mechanismus ist außerordentlich einfach. Weiteres ergeben die Prachtkataloge der Firma Dr. R. Krügener, Frankfurt a. M.

Bei Bestellungen und Anfragen auf Grund der Ankündigungen in der „Berliner Illustrirten Zeitung" bitten wir auf diese Bezug zu nehmen.

XVII. Jahrgang
Nr. 52

27. Dezember 1908
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Das Fest der Kinder.
Für die „Berliner Illustrirte Zeitung" gezeichnet von René Lelong.



Die schöne Frau Steinheil in ihrer Glanzzeit.

Doppelt so groß wie Deutschland ist das Reich Cipriano Castros, aber nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner zählt es. Zwischen den Abhängen der Cordilleren bis zum Laufe des Orinoco dehnt sich die ungeheure Ebene der Llanos, über denen monatelang glühende Hitze brütet, aus denen der gewaltige Strom alle Feuchtigkeit an sich gesaugt zu haben scheint, daß Mensch und Tier, Baum und Strauch verdursten, verdorren. Der tötlichen Trockenheit folgt befruchtende Feuchtigkeit. Unendlicher Regen läßt eine fabelhafte Vegetation wuchern, bis auch dieser Segen in seiner Fülle zu ersticken droht. Und an der Küste, in den Hafenstädten, in denen das Land die Erzeugnisse seines Bodens, den feinen Kakao und das blanke Kupfer, gegen europäisch-amerikanische Industrieprodukte vertauscht, vergiften schwere Fieberdünste Energie und Gesundheit der Bewohner, zerstören Erdbeben von unheimlicher Gewalt und Ausdehnung in wenigen Stunden, was Jahrzehnte geschaffen haben. Dazu ein Volk aus spanischen Abenteurern, degenerierten Indianern und Negerstämmlingen gemischt. Ist es da ein Wunder, daß in Venezuela Regierung und Regierungswechsel sich in nicht ganz so ruhigen Formen abzuspielen pflegen wie anderswo?



Dr. Isenbiel,
der zum Generalstaatsanwalt ernannt wurde.

Aus dem Reiche Castros.

Zwiefaches Staunen erfüllt den Reisenden, der nach wochenlanger Meerfahrt in La Guaira venezolanische Erde betreten hat und nun im Eisenbahnwagen der hochgelegenen Hauptstadt entgegenfährt. Immer wieder ist er entzückt von dem Panorama, das unten der blaue Hafen, in der Höhe die Berghänge der Cordilleren ihm bieten, immer wieder bewundert er das kühne Werk, das hier moderne Eisenbahntechnik vollbracht hat. An die Schweizer Bergbahnen muß man denken und mit nicht geringerer Präzision scheint sich der Betrieb abzuwickeln. Ist das wirklich Venezuela, das Land der Erdbeben und der Revolutionen, ist diese milde, angenehme Luft, die uns umfächelt, wirklich der gefürchtete Atem seines tropischen Klimas? Und nun erst Caracas selbst! Ein regelmäßig angelegtes Netz breiter, gepflegter Straßen ist zwischen malerische Berge gebettet, Steinpaläste stehen in ernster Würde um weite Plätze, an herrlichen Parks; ein in Ruhe geschäftiges Leben verrät Wohlstand und Gewerbefleiß der Bewohner. Nichts läßt ahnen, daß hier kein Jahrfünft ohne blutige Straßenkämpfe vergeht, alles erinnert mehr an die großstädtisch angehauchte Residenz eines europäischen Kleinstaates, als an die Hauptstadt eines Landes, dessen Bevölkerung zum größten Teile aus indianischen Viehhirten und von Alkohol und Krankheit heruntergekommenen Feldarbeitern besteht. Der Fremde, der hier auf der Plaza Bolivar promeniert, sich des ewig heiteren Klimas von Caracas erfreut, mag von Venezuela in der Tat die Vorstellung eines lieblichen und zivilisierten Erdstriches mit sich nehmen, und insofern müssen die Vorstellungen, die sich viele von der Heimat unseres venezolanischen Europafahrers machen mögen, berichtigt werden. Aber wenn Paris - Frankreich ist, Caracas ist nicht Venezuela.



Präsident Castro von Venezuela mit seiner Gattin in Berlin.



Aus dem Reiche Castros, das Holland den Krieg erklärt hat: Venezolanische „Garde-Infanterie“.



Auf der Jagd im winterlichen Hochland. Gemälde von Erich Erler-Samaden.

Der Winter als Barockkünstler

Großartig und ruhelos wie der Barockstil ist die Kunst des Winters. Der Flachländer lernt sie nur selten kennen, aber in der Einsamkeit des Gebirges kommt uns ihre ganze Wunderlichkeit zum Bewußtsein. Goethe ist einer der ersten gewesen, der sich auf seiner Harzreise im Dezember 1777 für die große Natur „auf öden Gefilden, mit dem tausendfarbigen Morgen und dem beizenden Sturm“ empfänglich zeigte. Nachdem unsere Augen sich der Schönheit des Hochgebirges geöffnet haben, hat auch die Winterpracht ihre Bewunderer gefunden. Tausende suchen heute unsere deutschen Mittelgebirge, den Harz, das Erzgebirge und das Riesengebirge auf, um die wundervolle Schöpfung, die ein eigenwilliger und humorvoller Künstler ihnen alljährlich hervorzaubert, zu schauen. Wer den Winter mit den Augen recht zu genießen versteht, dessen Naturgefühl wird sich in ungeahnter Weise vertiefen. In abenteuerlichen Formen, die die wirkliche, ursprüngliche Gestalt nicht erkennen, ja kaum erraten lassen, stehen Bäume und Felsen überschneit inmitten einer riesigen weißen Fläche, die eine Skala der zartesten und intimsten Farben zeigt. Was uns die Natur an Licht und Farben weist, das ist schier unerschöpflich, und vom schimmernden Rosa des Sonnenaufgangs bis zum Smaragdgrün der Sternennacht erblühen auf dem Schneeteppich viel köstliche Farben und funkeln gleich Edelsteinen. Von Spuk und Hexensabbat aber möchte man sprechen, wenn man auf den einsamen Höhen des Gebirges steht und in der durchsichtigen Luft eines Frosttages die seltsamen Gestalten wahrnimmt, die bald nah, bald fern uns ergötzen und erschrecken, und die doch nichts andres sind als Bäume und Sträucher, die der Winter auf die lustigste Art vermummt hat. Märchenpoesie umgibt uns auf Schritt und auf Tritt, all die uns vertrauten Figuren der deutschen Märchen könnte man hier mit ein wenig Phantasie und Geduld aufspüren. Und aus allen spricht ein prächtiger Humor. Ein Künstler hat sie geformt, der, wie man zu sagen pflegt, aufs Ganze geht, er hat einen großen Zug, er türmt seine barocken Kunstwerke mit einer naiven Fröhlichkeit und Gleichgültigkeit auf.



Winterspuk im Riesengebirge: Die Tanne — ein vorsintflutliches Ungeheuer. Phot. E. Jgel.



Der Winter als Barockkünstler: Märchenwald bei Joachimsthal im Erzgebirge.

Er kümmert sich nicht darum, ob sie jemandem gefallen oder nicht. In seiner Gesellschaft befindet sich oft noch ein anderer Künstler, der Rauhreif. Er hat nicht die mächtige, an die Barockmeister erinnernde Faust, er gleicht ganz einem Künstler der Rokokozeit. Was er zu tun sich unterfängt, das macht er sehr genau. Eisnadel setzt er an Eisnadel, und Kristall an Kristall, überaus fein und graziös. Dem Frühling hat er seine Kunst abgeguckt, und so läßt er uns im strengsten Winter Bäume in Blütenpracht schauen, deren Zweige an die eindrucksvollen Kunstwerke der Japaner erinnern. Ein zarter Hauch scheint hier Leben und Formen erschaffen zu haben, und es ist ein lieblicher Anblick, wenn der Wind oder die Sonne sich eines mit Rauhreif bedeckten Zweiges bemächtigen und die glitzernden Gebilde von ihm zur Erde fallen oder in die Luft entführt werden. Seit der Schneeschuh sich in den deutschen Mittelgebirgen eingebürgert, hat sich uns eine neue Welt erschlossen. Jung und alt zieht heute an schönen Sonntagen in die Berge, und der Schneeschuh- und Rodelsport ist vielen noch mehr ans Herz gewachsen als die alljährliche Alpenfahrt, die selten ohne irgend eine Ueberraschung zu enden pflegt. Der Winter aber meint es gut auch mit den ungeschicktesten Beinen. Der Teppich, den er über Wiesen und Felder breitet, ist weicher als ein Smyrnateppich, und ein Sturz bringt niemandem Schaden. Wer heute noch hinter dem Ofen sitzt und sich den Rücken wärmt, den nennen wir einen Hasenfuß und einen Duckmäuser. In Gottes schöner Natur weiß uns der Winter ganz anders zu erwärmen, und wer ihn früher liebte, um bei einem Buche in aller Heimlichkeit ein Stündlein zu verträumen, der wird nun in seinem weiten Reich ein Träumer, wenn ihn die Schneeschuhe mit Windeseile den Berg hinabtragen und Baum und Strauch ihn necken und locken: „Nimm mich mit, ich will dein Gefährte, will dein Liebchen sein." Abgestorbene Natur? Ah, dieses Ammenmärchen darf uns keiner mehr auftischen, die wir den Barockkünstler Winter, der mit vollen Händen spendet, kennen.



Jung-China in einer Missionsschule in Philadelphia.

Eine Weihnachts-Überraschung
Das neue Brüderchen

Mit Zeichnungen von Noel Pocock.

Irgend 'was lag bei Lehmanns in der Luft, etwas Neues, Undefinierbares. — Das merkte selbst Fritzchen. Irgend etwas — schon von morgens um sechs Uhr an. Ganz allein hatte Fritzchen sich heute anziehen müssen —



Der Vater sagt:
„Prachtkerl — der ganze Papa!"



Die Tante sagt:
„Süß entzückend — die ganze Mama!"

ganz allein. Und kein Mensch kümmerte sich so recht um ihn. Eine alte fremde Frau war in Mutters Zimmer. Emma scheuerte draußen mit rotem Kopf eine kleine Badewanne, und auf dem Herd brodelten dazu große Kessel voll warmen Wassers, dampften und kochten, daß die Scheiben ganz zu waren. Vater lief wie der Löwe im Käfig vorn im Eßzimmer immerzu auf und ab und rieb sich die Hände, und alle paar Minuten kam der Onkel Doktor herein und klopfte Vater beruhigend auf die Schulter, während die neue Frau mit ihren Filzschuhen den Korridor entlangschlurfte. Nur Mama — nur die Mama, die war heute und grade am Weihnachtstage nicht aufgestanden. Wie alle wegen eines einfachen Schaukelpferdes sich so haben konnten — das verstand Fritzchen absolut nicht. Denn das Schaukelpferd war es doch, das bekam er, das war unterwegs, das wußte er. Plötzlich schrie wer —,



„Bäh — äh — äh ääähl!"

schrie wer wie eine junge Katze, schrie wie'n richtiges kleines Kind: räbäh — räbäh — räbäh — durch die ganze Wohnung hörte man es und draußen auf dem Flur rief es: Ein Junge, Herr Lehmann! und hinten in der Küche rief es: Ach Gott, ein Junge! und vorn im Eßzimmer antwortete es: ein Junge! und alles schrie und lief durcheinander. Und der Onkel Doktor schüttelte dem beseligten Vater Lehmann die Hand und die neue, alte Frau stand da mit den Händen über den Leib gefaltet und lächelte von einem Ohr bis zum andern, und Vater Lehmann schritt auf Fritzchen zu und sagte stolz und mit männlichem Brustton: Fritz, du hast einen Bruder bekommen! Und Fritzchen fragte nur: wo habt ihr ihn denn auf einmal hergekriegt? Doch dann führte ihn Tante Ella an's Bettchen und da lag so ein winzigkleines, krebsrotes, schreiendes Etwas in weißen Daunenkissen und Mama — die ganz blaß aussah — ließ es sich herüberreichen und wandte nicht ein Auge davon. Unser Fritzchen ging in sein Zimmer, zog seinen großen Teddybären aus der Ecke, kniete sich vor ihn hin und flüsterte ihm in die braunen Samtohren: „Du, Teddy, hast du schon gehört? Hab' ein Brüderchen gekriegt. Du Teddy" — und dabei schluckte Fritzchen, denn er fühlte sich plötzlich sehr einsam: „Ich find' ihn jräßlich!!!" Und Teddy, der eine Mechanik im Kopf hatte, nickte und nickte, als verstände er Fritzchen vollkommen. Gregor.



Die weise Frau (in Erwartung des Trinkgeldes):
„Janz wie der Gräfin Donnersbach ihrs."



Gesicht des Hausmädchens nach Empfang von 5 Em extra.



Der Bruder: „Ich find' ihn jräßlich!"



Die neue Aera auf der Insel Kreta:
Der Erzbischof von Kreta und die hohe Geistlichkeit bei der Vereidigung der Miliztruppen, die dem König von Griechenland den Treueid leisteten.

Beginn des Luftverkehrs.

Von Projekten und Versuchen ist jetzt allenthalben die Rede. Bald sind es die schweigsamen Brüder Wright, bald der mutige Graf der „größte Deutsche des Jahrhunderts," bald wieder Farman und Delagrange, die dafür sorgen, daß das Interesse rege bleibe. Vor einem Lustrum noch war das Auto der höchste Clou. Eine Mode war es damals, eine Errungenschaft ist es heute. Man schätzt es, beachtet es aber nicht. Da es vollkommener wurde, wurde es minder vornehm. Einem stärkeren Rivalen mußte es den bevorzugten Platz einräumen, dem Luftfahrzeug. Dem Luftfahrzeug — ganz allgemein gesprochen. Denn noch immer sondert sich die Schar jener, die die Luft erobern wollen, scharf in zwei Lager. Starr oder nicht starr — das ist die Frage, der die Zukunft erst die Antwort bringen kann. Jetzt, da hier wie dort fast jeder Tag neue Erfolge bringt, mag man sich dieser freuen und in kühner Phantasie einer kommenden Zeit entgegenträumen, in der des Menschen ewige Sehnsucht, gleich den Vögeln in den Lüften zu schweben, erfüllt sein wird. Noch sind die Erfolge des Luftschiffes eindrucksvoller, imponierender, deutlicher als die der Flugmaschine. Die Mehrzahl der Techniker schwört auf das starre System, das der „Krücken" entbehren kann. Die praktischen Leute aber, die die Erfolge der Erfinder so vortrefflich für ihre Zwecke zu nützen wissen, halten sich an die Luftschiffe. Mit diesen läßt sich heute schon was machen. Anscheinend mehr, als man nach der kurzen, allerdings ja überaus mächtigen Entwicklungsgeschichte billig erwarten dürfte. Daß man es als das Vehikel der Zukunft bezeichnete,



Paketbeförderung durch Luftschiffe:
Der Lenkballon des Londoner Warenhauses Gamage, das die Zustellung der Waren in Zukunft durch Luftschiffe besorgen will.



Aus Zuckerguß, das süße Vieh,
Trinkt stundenlang mit vieler Müh',
Was morgens in den Hals gegossen,
Ist Abends erst hinabgeflossen.

Neue Künstlerpfefferkuchen.

Die lustigen Künstlerpfefferkuchen, die sich seit einigen Jahren auf dem Weihnachtsmarkt eingebürgert haben, sind diesmal in besonders reicher Zahl und in sehr gelungenen Exemplaren erschienen. Nun haben sich der Pfefferkuchenplastik, die bisher fast ausschließliches Monopol der Münchener gewesen ist, auch die Berliner Künstler ergeben und Typen von frischem Humor geschaffen. Ein drolliges Giraffen-Baby von Ludwig Stutz, ein Diabolo spielendes Berlin W-Mädel von Paul Kraemer, und eine derbkomische Kindergruppe von Heinrich Zille gehören neben den neuen Schöpfungen der Berliner Karikaturisten August Hayduk und Paul Haase zu den besten — allerdings ein wenig süßlichen — Produkten dieser Kunstgattung.



Madeleine spielt im Parke froh
Tagtäglich das Diabolo.
Bald läßt sie von solch zahmen Scherzen,
Spielt diabolisch dann mit Herzen.



„Mutta, du sollst mal runter sehn!"
„Was haste denn, daß de so brillst?"
„Ach, danke, kannst schon wieder sehn,
Fritz wollt blos kucken, wie de schielst."

konnte trotz aller Erfolge nicht überzeugen; daß es ein Vehikel der Gegenwart ist wirkt überzeugend genug. Von Projekten, die in allernächster Zeit greifbare Gestalt annehmen sollen, ist allenthalben die Rede. Gamage, ein Londoner Warenhaus, will in Hinkunft die ganze Paketbeförderung mittels der Luftschiffe durchführen. Mit „Gamage I", dem Probeballon, werden bereits Versuche gemacht. Das ist ein Beispiel. Andere können ihm hinzugefügt werden. So hat sich in New-York am Broadway ein großes Unternehmen etabliert, das sich ausschließlich der Fabrikation und dem Verkaufe von Luftschiffen widmen will. 400,000 Dollars wird der Preis für das billigste Fahrzeug für 10—12 Personen sein, immerhin hoch genug, daß die Sache vorderhand den Millionären vorbehalten bleiben wird. Sie wird in wenigen Wochen vielleicht schon, der große Sport sein, die einzige große Mode. Man denkt am Broadway bereits daran, die Luftschiffe auf Tage und Wochen zu vermieten. Die Nachricht kommt aus Amerika und man darf sie mit einiger Skepsis aufnehmen. Die Pläne aber, die in Deutschland geschmiedet werden, sind nicht minder bedeutsam. Die „Deutsche Aerostations-Gesellschaft", die kürzlich gegründet wurde, will schon in nächster Zeit sieben lenkbare Luftschiffe bauen, um einen ständigen Luftverkehr zwischen 24 deutschen Städten einzurichten. Man hat ausgerechnet, daß eine solche Luftreise nicht viel mehr kosten wird als eine Bahnreise erster Klasse.



Gerhart Hauptmanns „Hannele" auf der englischen Bühne: Marie Löhr als „Hannele" in der Londoner Erst-Aufführung.
Phot. Dover Street Studios.

Weihnachts-Preisrätsel „Beim Friseur"

Wer sind diese Persönlichkeiten?



Unbekannt Nr 1.



Unbekannt Nr. 2.

Jeder weiß, wie leicht das Gesicht einer Person durch Kleinigkeiten total verändert, ja unkenntlich gemacht werden kann. Oft genügt ein Nachziehen der Augenbrauen mit einem angekohlten Kork, um einem Bekannten ein völlig fremdes Aussehen zu geben, oder das Abrasieren unseres Schnurrbartes, um uns als ganz veränderte Menschen erscheinen zu lassen. Wir trauen unseren Augen nicht, wenn wir — vielleicht auf einer Reise beim Erwachen im Hotel — den sonst so glatt gescheitelten und pomadisierten Herrn X. mit zerrauftem Haar erblicken und wie häufig geschieht es, daß wir, beim Eintritt in einen Friseurladen, selbst unseren besten Freund nicht gleich zu erkennen vermögen, weil er — mit seinem weißen Seifenschaumvollbart — ein anderer geworden ist. Oft genügt auch nur eine Veränderung der Frisur, daß wir mit verdutzten Blicken gemustert werden, sie kann uns älter oder jünger, hübscher oder häßlicher machen. Und wenn wir nun unsere Leserinnen und Leser auffordern, sich die hier abgebildeten Personen einmal anzusehen, werden sie, auf den ersten Blick vielleicht nicht eine einzige erkennen, trotzdem sie uns alle „so merkwürdig" bekannt vorkommen und ein jeder weiß, daß er sie „schon einmal irgendwo gesehen hat". Aber wo, wann haben wir ihre Bekanntschaft gemacht? Wenn wir uns den Seifenschaum und die Serviette wegdenken, die Haare geordnet vorstellen, wird es nicht zu schwer sein, alle fünf Unbekannte bei ihrem Namen zu nennen. Das ist diesmal die Aufgabe, die wir unseren Lesern stellen.

Auf die richtige Lösung des Preisrätsels, also auf die Angabe der Namen der fünf Unbekannten, setzen wir 11 Preise von zusammen 200 Mark aus, nämlich einen ersten Preis von 100 Mark und nach Bedarf bis zehn Trostpreise von je 10 Mark. Man beachte genau die nachstehenden Bedingungen:



Unbekannt Nr. 3.

Bedingungen zum Preisrätsel.

1. Die Lösungen müssen auf **Postkarten** geschrieben sein, die außer der Lösung nichts anderes als den Namen und die genaue Adresse des Absenders enthalten dürfen; auch höfliche Anreden an die Redaktion, Hochachtungsbeteuerungen usw. sind völlig unnötig.
2. Die Postkarten müssen adressiert sein: An die Redaktion der „Berliner Illustrirten Zeitung" (**Preisrätsel**), Berlin SW., Kochstraße 23-25.
3. Alle Einsendungen, die nicht diese Adresse tragen und nicht auf Postkarten geschrieben sind, anderweitige Mitteilungen, Fragen oder Bestellungen enthalten, bleiben unberücksichtigt.
4. Alle Lösungen müssen spätestens am 16. Februar 1909 in unserem Besitz sein. Das Resultat wird in einer der darauf folgenden Nummern veröffentlicht werden.
5. Anfragen nach der Richtigkeit der Lösungen werden nicht beantwortet. Auch Anfragen nach dem Resultat des Preisausschreibens sind zwecklos, da die Namen der Gewinner ja veröffentlicht werden und bei Durchsicht der späteren Nummern nicht übersehen werden können.
6. Für die richtige Lösung setzen wir einen ersten Preis von 100 Mark und nach Bedarf bis 10 **Trostpreise** von je 10 Mark aus.
7. Geht mehr als eine richtige Lösung ein, so werden die Preisträger durch das Los bestimmt, derart, daß der zuerst Gezogene den Hauptpreis, die folgenden 10 Löser die Trostpreise von je 10 Mark erhalten. Es sind also im ganzen 11 Preise ausgesetzt, die denen zufallen, die das Los bestimmt. Gehen mehr als 11 Lösungen ein, so müssen die durch das Los nicht Gezogenen sich auf mehr Glück bei einem späteren Preisausschreiben vertrösten. Die Reihenfolge der Einsendungen hat keinen Einfluß auf die Erlangung eines Preises.
8. Die einmal getroffene Entscheidung der Redaktion ist auf alle Fälle endgültig.



Unbekannt Nr. 4



Unbekannt Nr. 5.

Abonnement: 1,30 Mk. vierteljährlich, 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel, sowie durch die Expedition frei ins Haus. — Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. — Anzeigen Mk. 2,50 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW., Kochstr. 22/25.



Zeichnung von Arpad Schmidhammer-München.

Weihnachtszeit.

Emsig und heimlich, der Zeit entrückt,
Reichen wir uns mit behutsamen Händen
Hinüber — herüber — die Weihnachtsspenden
Und den glitzernden Tand, der die Tanne schmückt.
Ein Nicken, ein Lächeln . . . ein jähes Erschrecken
Wenn ein Zweiglein knackt, wenn die Kugeln klirren —
Und hastig die Blicke zur Türe irren:
Daß uns — die Kinder nur nicht entdecken!

Juch! Da dringt von der Straße herauf
Ein Knabenjauchzen vom Winde getrieben,
Und jauchzende Antwort! Die Flocken stieben,
Hindurch geht der Schlitten sausender Lauf;
Schnee auf den Mützen, Schnee in den Schuhen,
Ein Purzeln, ein Schreien, das Ziel wird genommen
Und atemlos wieder der Berghang erklommen — —
Wir stehen am Fenster. Die Hände ruhen.

Weißt du noch? sag ich und lach vor mich hin.
Ja, sagst du, ja! und die Augen funkeln.
Weißt du noch, wenn wir im Abenddunkeln
Seite an Seite brausten dahin?
Schnee in den Augen und Wind um die Ohren,
Frostrot die Fäuste und glühheiß die Wangen,
Und schrien uns an, daß die Straßen klangen:
„Weißt schon? das Christkind ist morgen geboren!"

Und die Botenfrau bog um die Ecke herum
Und wollte entweichen und war schon umzingelt.
He, Trine, da hat's in der Kiepe geklingelt!
Ein Säbel? Eine Armbrust? — Und die Alte blieb stumm. —
Verrat's uns! Ein Wörtchen! Du kommst nicht davon!
Eine Puppe? Verstehst du? Ein Kaufmannslädchen?
Da raffte den Rock sie und sprang wie ein Mädchen.
„Platz da! Eck kann bloß Plattdütsch verstonn!"

Und hinter ihr stürmte die glückstrunkne Schar,
Die Schar, die das Glück hat, noch alles zu hoffen. — —
Da, wieder ein Jauchzen! Das Fenster steht offen,
Und ich glaube, da jauchzten wir selber gar.
Wie Kinder so wild! Und ein horchendes Schweigen — —
Und als wir uns wenden nach lächelnder Pause,
Steht die Tanne geschmückt, und es schimmert im Hause . . .
Der Glanz unsrer Jugend in allen Zweigen. — — —

Rudolf Herzog.

Für dich

Roman von

Rudolph Stratz

12. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Der Abgesandte des Herrn v. Ulerici erhob sich von der Stuhlkante, auf der er, seinen Zylinder auf den Knien, gesessen. Ein liebenswürdiges Lächeln überglitt sein Gesicht.

„Ich danke, auch im Namen meines Mandanten!" sagte er zu Georg Gisbert, „und darf wohl für ihn die Versicherung abgeben, daß er nach Ihrer loyalen Erklärung die Angelegenheit als erledigt betrachten wird."

Und wirklich brummte der Major a. D. von Ulerici, als ihm der andere Bericht erstattete, sehr befriedigt:

„So . . . so? . . . Er zoppt auf der ganzen Linie zurück? Na schön!" und klopfte ihm dabei wohlwollend auf die Schulter. Er konnte seine innerliche Erleichterung kaum verbergen. Es war doch ein Segen, daß dieser schwarze Krähenschwarm von Zweikämpfen, so rasch wie er am Himmel aufgestiegen, auch wieder verflogen war. Man kam noch früh genug unter die Erde. Da brauchten sich die lieben Mitmenschen gar nicht so zu bemühen. Jetzt siegte seine behagliche Weltauffassung. Nachdem er selber mit heiler Haut durchgekommen, war er auch gar nicht mehr recht böse auf Vera. Er kaufte Unter den Linden die teuersten Orchideen, die er finden konnte, und machte ihr mit denen nachmittags seinen Besuch am Lützowplatz.

Sie empfing ihn, als wäre nichts geschehen, sagte dankend: „O Gott . . . die schönen Blumen . . ." tat sie in Wasser und rückte sie am Fenster hin und her, bis die glühende Leuchtkraft der seltsam gefaserten und geäderten Pantoffelblüten voll zur Geltung kam. Und dabei meinte sie obenhin:

„Du, Christoph . . . ehe ich's vergesse: Vorhin hat mich der Tapezierer antelephoniert. Die gelbseidenen Rouleaux im Salon werden natürlich um zehn Zentimeter zu kurz . . ."

„Liebe Vera . . . ich möchte etwas anderes . . ."

„Ich hab's euch ja von Anfang an gesagt, daß sie nicht passen würden. Aber ihr wollt ja immer die Klügeren sein . . ."

Der Freiherr von Ulerici räusperte sich ungeduldig. Er hatte schon wieder das verzweifelte Gefühl, daß seine künftige Frau über ihn zur Tagesordnung überging. Und laut und nachdenklich sagte er:

„Laß diese Lappen nur hängen, wie sie mögen! Das ist ganz gleich, wenn wir uns nach einem Gespräch wie gestern zum ersten Male wiedersehen . . ."

„Ja — was willst du denn noch?" . . .

Sie saß da, die Hände nervös im Schoß verschlungen, und warf den blonden Kopf zurück.

„Ich hasse diese nachträglichen Leichenbitter-Reden!" sagte sie. „Wenn 'was begraben ist, dann laßt ihm doch seine Ruhe! Es liegt solch ein Segen im Schweigen . . . So lange die Leute still sind, sind sie immer einig! Da kann jeder vom andern denken, er dächte dasselbe."

„Das ist aber nicht sehr amüsant, liebe Vera!"

„Ich hab' schon lange bemerkt, daß man nicht zum Amüsement auf der Welt ist," sagte die junge Frau.

„Vera ... das ist aber wirklich keine Stimmung für eine Braut!"

„Ich bin auch keine Braut wie andere ..."

„Das sollst du jetzt doch vergessen!"

„Das tu' ich ja und will durch nichts daran erinnert sein und du fängst immer wieder davon an! Und dann wunderst du dich, daß ich schon wieder gereizt und aufgeregt bin! ... Herrgott ja ... laßt mir doch ein bißchen Frieden ... ich hab' doch so wahnsinnige Arbeit, ihn mir zu erhalten ... greift mir doch nicht in die Seele ... es tut so weh ... und ihr greift doch daneben! ... Du nun einmal ganz gewiß, Christoph ..."

Sie war mit einer raschen Bewegung aufgesprungen und hatte sich an das Fenster gestellt. Und von da, den Rücken ihm zugewandt, setzte sie hinzu:

„Lieber Christoph ... bei manchen Dingen bei mir ... da mußt du dir gar nicht erst die Mühe geben, sie zu verstehen! Es wird doch nichts! ... Ich bin da anders, als ich erklären kann! ... Geh' mit mir darüber nicht ins Gericht ... hab' da Mitleid mit mir ... denk' dir, ich hab' es schon schwer genug im Leben gehabt ..."

Ihr Ton war sehr weich, ganz anders als sonst. Er wagte nicht, weiter zu fragen. Ueberall trat er mit seinem Fuß in den Nebel. Er konnte Vera nie recht fassen. Immer wieder entzog sich ihm scheu gerade das, was sie eigentlich war. Nach einem langen Schweigen versetzte er:

„Du, Vera?"

„Ja!"

„Ich hab' gehört, dein erster Mann hat dir einen Brief geschrieben, ihr solltet euch in Zukunft unter keinen Umständen wieder sehen!"

„Ja. Das hat er getan!"

„Und was hast du darauf geantwortet?"

„Und was soll ich darauf antworten? Nichts!"

Sie drehte sich zu ihm herum. Er sah ihr schönes, in den letzten Tagen sehr blasses Gesicht. In den großen, graublauen Augen war ein kalter, feindseliger Schein. Er wußte nicht recht, wem der galt.

„Das ist doch ganz selbstverständlich," sagte sie. „Natürlich gehen wir uns aus dem Wege, so weit wie wir können. Das ist unsere Pflicht und unser Wunsch — bei mir — und ebenso auch bei ihm. Das hast du schon gestern von mir gehört, daß dieser Gang durch den Tiergarten das letzte gewesen ist. Warum du ihm das heute glaubst und mir gestern nicht, das weiß ich nicht!"

Er trat auf sie zu und streckte die Arme aus.

„Ich bin ein bißchen ungelenk in solchen Dingen!" sagte er treuherzig. „Verzeih' mir ... Mir ist die Hauptsache, daß es nun ganz vorbei ist ..."

„Vorbei ..."

„Na — dann ist ja alles in schönster Ordnung...."

Sie zuckte leise unter den banalen Worten zusammen. Er bemerkte es nicht. Sie dachte sich: Er bemerkt nie etwas. Sie nahm auch seine Hände nicht. Aber sie wich ihnen auch nicht aus. Sie hatte nur die Vorstellung: „Uebermorgen werd' ich seine Frau!" und ließ es schweigend geschehen, daß er seinen schweren Arm um sie legte und sie an sich zog.

X.

„Zu seltsam ..." sagte Vera von Vogt am nächsten Nachmittag zu ihrer aus Ostpreußen gekommenen Schwester, mit der sie in deren Hotelzimmer beisammen saß. „Ist es denn nicht schrecklich, daß sich die Leute aus allem ein Fest machen — sogar aus meiner Hochzeit ...?"

Und während sie die Augen halb schloß und sonderbar lächelte, fügte sie hinzu:

„Es ist doch kein so gewaltiger Anlaß zu springen und zu tanzen, weil eine Frau, die schon einmal in der Ehe unglücklich war, den Mut hat und es noch einmal probiert! Wenn man darauf Wetten einginge, wie es ausfällt, das verstände ich ... aber dieser tolle Verwandtenjubel, diese verzückten Gesichter heute schon ... es geht mir direkt auf die Nerven ..."

Frau Anna von Greffern-Riest, ihre Schwester, schüttelte den Kopf. Sie war neunundzwanzig, ein Jahr jünger als Vera, aber sie sah älter aus. Der königlich schlanke Wuchs der anderen hatte sich bei ihr in hochaufgeschossene Magerkeit verwandelt, die Schönheit war ausgeblieben. Sie war nicht einmal hübsch zu nennen und ihre ländliche, im fernen Ostpreußen gefertigte Toilette tat nichts dazu, den etwas altjüngferlichen Eindruck, der von ihr ausging, zu mildern, während Vera ihr in einem Schneidertraum, einem Frühlingskleid von rostfarbenem Voile und einem gleichfarbigen, mächtigen Glockenhut, der ihr schmales, strenges Gesicht beschattete, gegenüber saß. Anna von Greffern dachte sich — und es war dabei eine leise Regung von Neid in ihrer sonst treu-geschwisterlichen Seele: Nun kann sie endlich ihrer Leidenschaft für luxuriöse Toiletten voll die Zügel schießen lassen — aber gleich darauf sagte ihr selber die Gerechtigkeit: Es ist doch wirklich kein Wunder, diese Verschwendungssucht, bei einer so bildhübschen Frau — und nun versetzte sie besorgt:

„Weißt du, Vera ... offen gestanden: du gefällst mir nicht recht!"

„Ich mir auch nicht!" gab Vera bereitwillig zu und entwaffnete dadurch einen Augenblick die andere, bis die fortfuhr:

„Du bist nicht in der rechten Stimmung für eine Braut, Vera!"

„Spring du 'mal mit geschlossenen Augen ins Dunkel hinein, Annachen! Du hast gut reden, mit deinem Mann und deinen vier Kindern!"

Sie blickte dabei nach dem Nebenzimmer, dessen Tür offen stand. Dort unterhielt sich Annas Gatte, Herr von Greffern-Riest auf Kwitschkallen und Nautzitten in Ostpreußen mit dem alten Vogt-Neetzow und ein paar anderen Verwandten. Er war ein riesenhafter, blondbärtiger Mann mit etwas slawisch-breiten Nasenlöchern und sprach in dröhnendem Ostpreußisch. An ihm gemessen waren die Agrarier um ihn zahme Leute.

„Apfelsinen mögen in Gottesnamen zollfrei zu uns rein!", sagte er. „Und Datteln und ähnliches Gemüse! Das kann ich bei mir da oben nicht pflanzen. Aber sonst: Grenzen zu ... Maul zu ... Taschen auf ... Was sagen Sie ...? So rasch ginge das nicht? ... Aber trautstes Mannchen ... wir verkümmern!" Dabei hob sich der Bärenmensch in den Schultern und verstärkte noch sein donnerndes Organ. „Wir können nicht warten ... wir verlieren die Puste ... wir werden zu Vogelscheuchen, wenn ..."

„Lutz, schrei nicht so!" sagte Frau Anna sanft aus dem Nebenraum und das Ungetüm parierte sofort. Dann wandte sie sich wieder an ihre Schwester.

„Du erschreckst mich wirklich, Vera! Du mußt doch wissen, was du tust!"

„Nein. Das weiß niemand. Und ich am wenigsten."

„Aber wenn du dich einmal entschlossen hast ..."

„Das kommt auf die Stunden an. Die haben ihre Macht. Mal so ... und 'mal so ... Die treiben einen hin und her. Aber wohin schließlich, das weiß nur der liebe Gott! ... Man muß eben die Augen zumachen und abwarten, wie's wird!"

„Das mein' ich auch!"

„Aber ich bin unter einem bösen Stern geboren. Ich hab' immer schon so eine Vorahnung im Leben, daß alles schief geht ..."

„Geh', Vera ... sei doch nicht so furchtbar nervös! Nimm dich doch ein wenig zusammen!"

„... oder mehr ein Gefühl, Annachen: Alles im Leben kommt wieder ..." Die junge Frau erschauerte leicht. „Es geht alles immer rundum ... immer dasselbe ... und man muß es immer wieder so tun, weil man eben so ist ... Es dreht sich nur ... und rächt sich ... und mir dreht sich auch schon der Kopf ..."

„Du solltest dich wirklich ein bißchen hinlegen!"

„Ich wollte, ich könnte mich ganz hinlegen! Schau — da bringen sie dir endlich den Karton von der Putzmacherin."

Ein Bote kam herein. Ueberall in dem Hotel, in dem die meisten von auswärts gekommenen Verwandten Christoph von Ulericis und der Neetzower Wohnung genommen hatten, war das geschäftige Hin und Her vor einer Hochzeit, ein Telephonieren nach dem Schneider, ob das Kostüm noch nicht unterwegs sei, ein Gehusche der jungen Mädchen, die sich gegenseitig besuchten, eilige Friseurgehilfen, ein Trappen von Burschen mit Blumen und frisch aufgebügelten Fräcken und neuen Lackschuhen. Und neben dem Raum, in dem die Damen saßen, donnerte wieder der Erbherr auf Kwitschkallen ...

„Nein, Mannchen, das Wasser ist nicht das Beste, wie der alte Esel im Altertum gesagt hat. Ein bißchen in den Grogk — in Gottesnamen! ... Aber keine Kanäle! ... Keine Zukunft auf dem Wasser ... Wenn ich Wasser sehen will, geh' ich an meinen Karpfenteich! Das ist genug — nicht wahr, Schwiegerpapachen?"

Der alte von Vogt auf Neetzow nickte erfreut. Der Kwitschkaller war ein Mann nach seinem Herzen. Man merkte ihm ja ein wenig die Nähe der russischen Grenze an, aber Leisetreter und Wadenstrümpfler gab's anderswo genug. Hier war wenigstens echtes Schrot und Korn. Und kein Blatt vor dem Mund. Und nebenan sagte Vera nachdenklich zu ihrer Schwester:

„Christoph wird nie so brüllen wie deiner! ... Aber vielleicht wäre es ganz gut ... Er ist furchtbar phlegmatisch! ... Und wenn er dann einmal wild wird, wirkt er direkt komisch ..."

„Aber Vera!"

„Doch! Deiner wäre ja auch nicht mein Fall! ... Aber er haut doch mit der Faust einen Stier zu Boden! Da kann man sich doch wenigstens fürchten, während so ..." Sie sprang auf und krampfte die Finger durch die Luft. „Jesus, Kinder — gebt mir doch etwas, woran ich mich halten kann ... Aber das ist mein alter Fluch: Ich brauche eine Anlehnung so notwendig wie nur eine — und dann stoße ich sie jedesmal wieder von mir ..."

Anna von Greffern hatte sich ihr genähert und legte den Arm um sie. Sie hatte einen weichen, schwesterlichen Ton:

„Sag', Vera: bereust du am Ende, daß du dein Wort gegeben hast ...?"

Die junge Frau schüttelte heftig, ohne sie anzusehen, den Kopf.

„Nein! ... Nein! ... Nein! ... Ich muß durch! ... Blindlings durch, Annachen! Kost' es, was es wolle! Was wird denn sonst aus mir? Laß' mich nur mich mit mir selber 'rumquälen! Helfen kann mir doch keiner!"

Und ruhiger fuhr sie fort:

„Bloß die allgemeine Begeisterung über meinen Entschluß, Frau von Ulerici zu werden, kann ich nicht teilen! Es ist geradezu beschämend für mich, diese freudetrunkenen Blicke, — weil ich zum ersten Mal in meinem Leben etwas halbwegs Vernünftiges tue. Lieber Gott: Man erfüllt Notwendigkeiten! Daraus besteht das Leben! Und solch eine Notwendigkeit ist es auch, daß ich morgen Mittag um zwölf ... Ich kann doch nicht ewig in Neetzow vermuffeln? ... Oh, guten Tag, Christoph! ... danke schön! ... Die wundervollen Blumen ..."

Der Freiherr von Ulerici hatte geklopft und war eingetreten. Er hatte seiner Braut die Hand geküßt und einen Busch langstieliger weißer Lilien aus dem feuchten Seidenpapier gewickelt und sie hielt sie lächelnd vor das Gesicht, so daß ihre großen, kalten, graublauen Augen über die leuchtenden Kelche hinaussahen, und sagte freundlich vorwurfsvoll:

„Christoph ... Du ruinierst dich wirklich! Das ist schon das zweitemal heute ..."

Und vom Nebenzimmer her rief eine Stimme — es war die des wegen seiner Taktlosigkeit berühmten Onkels Kasper aus Schlesien:

„Na . . . das geht nun zu Ende . . . nach der Hochzeit ist's mit den Blumen alle!"

Vera gab dem alten Taugenichts, der sich nur durch seinen Reichtum in der Familie hielt, keine Antwort. Aber vor ihren Augen war plötzlich wieder alles grau in grau, der Anflug einer weichen Stimmung, zu der sie sich gezwungen hatte, verwischt. Natürlich: man verkaufte sich und nach dem Kauf hatte man nichts mehr zu fordern . . .

Sowie sie wieder in dieser Verfassung war, äußerte sich das nach außen hin in Gereiztheit gegen ihren Bräutigam. Er stand vor ihr, ein großer, stattlicher, ergrauter Herr, sauber rasiert, sorgfältig angezogen, gepflegt von Kopf bis zu Fuß, von einem kaum merklichen, sanften Duft von Kölnisch-Wasser umweht, sein rotes gutmütiges Gesicht strahlte in verlegenem Glücke — er sprach nichts, sondern musterte sie zärtlich, in der Angst, daß, was er auch sage, ihr wieder nicht recht sei, und sie preßte die Lippen zusamm n, wandte sich ab und versetzte halblaut:

„Sieh mich nicht so an!"

Es klang schroff. Nur sie beide hörten es. Er war verwundert.

„Aber, Vera . . . ich werde dich doch noch anschauen dürfen!"

Er erhielt keine Erwiderung und schüttelte verdutzt den Kopf. Und in ihr bäumte sich plötzlich ein Widerwillen: „Er ist ein alter Junggeselle von fünfzig. Gott weiß, was er alles . . . Ich hab' ihn nie danach gefragt. Aber das ist sicher: Ich — ich mit meinem Stolz — bin da gerade gut genug, die Letzte zu sein! Und späterhin seine Pflegerin in seinen alten Tagen . . ."

In diesem Augenblick verachtete sie sich selber auf das tiefste. In einer Art Hellseherei sah sie in sich alles, was da schwach und unzulänglich war. Sie dachte sich: Und wenn in mir nur eine Leere wäre und ich füllte die irgendwie aus — meinetwegen auch so — aber da in mir ist etwas . . . etwas Gewaltiges — Verboten-Heiliges — gegen das kämpf' ich — das verrath' ich und mich dazu — und um mich machen sie dumme Witze — und ich lache mit . . .

Inzwischen war es im Zimmer laut geworden. Die Herren waren von nebenan hereingekommen. Man begrüßte den Bräutigam, scherzte mit ihm, der in diesen Tagen immer mehr etwas Feierlich-Hölzernes an sich hatte, und steckte ihm ein Veilchensträußchen in das Knopfloch seines schwarzen Gehrocks. Vera schloß halb die Augen und hörte nach einer Weile, wie Christoph von Ulerici leise und weich neben ihr murmelte:

„Vera . . . warum bist du denn nur jetzt immer so unfreundlich gegen mich?"

Sie hob die Wimpern und sah ihn lange, fast schuldbewußt an und er fuhr im gleichen Tone fort:

„Das hab' ich doch nicht verdient, Vera! Ich geb' mir doch alle Mühe, dir deine Wünsche an den Augen abzulesen . . ."

Sie nickte halb in Gedanken.

„Und dann sieh, Vera: Was macht das für einen Eindruck auf die Verwandten, wenn du so bist! Die müssen sich ja Gott weiß was denken — nicht wahr?"

Die Verwandten! Sie haßte sie in dieser Stunde — diesen Haufen gleichgültiger Menschen, die von ihm aus allen Ecken und Enden zusammengetrommelt worden waren, um Zeugen seines Triumphes über sie zu sein! Alles, was ihr dies schwere Opfer ihres Selbst, dies „Ja" vor dem Altar geheiligt hätte, ward vor diesen neugierigen, blitzvergnügten, alltäglichen zwei Dutzend Augenpaaren zu Nichte. Alles sank in das Bereich des Gewöhnlichen hinab und war da unerträglich. Und ebenso wie die Verwandten war schließlich auch er. Er war ihres Geistes und Fleisches, aus dem Lande der Philister. Ihre Weichheit war geschwunden. Sie sagte kurz:

„Verwandte sind das Gräßlichste, was es gibt! Ich hab' keine eingeladen! Alle du — gegen meinen Wunsch! Also sieh' du auch, wie du mit ihnen auskommst . . ."

Da machte er ein bekümmertes Gesicht und ging kopfschüttelnd zur Seite. Sie sahen sich an diesem Tage bis zum Abend nicht mehr. Vera verstrichen die Stunden in ihrer Wohnung in einem ununterbrochenen Trubel von Anproben, Anfragen, Besuchen, dem nichtigen und geschäftigen Hin und Her, in das ihr vom Vater ab bis zu dem entferntesten Vetter hundert Leute hineinredeten, sie wie eine Sache, wie ein Eigentum, das man hin und herschob, behandelten. Und sie ließ es geschehen. Sie war froh, daß sie eine Zeitlang keinen eigenen Willen zu haben brauchte. Es war am besten, sich mit geschlossenen Augen in das Unvermeidliche hineintreiben zu lassen. Aber des nachmittags schickte der Standesbeamte. Es war immer noch etwas an ihren Papieren in Unordnung — an jenen unseligen Ehescheidungsakten, die jetzt wieder hatten beigeschafft werden müssen. Es war da noch eine Unterschrift zu beglaubigen. Sie mußte zum Notar und saß da todmüde zwischen anderen Leuten lange Zeit wartend in dem heißen Vorzimmer, wahrhaftig allem anderen eher ähnlich als einer Braut am Vorabend ihrer Hochzeit, und war ganz erschöpft, als sie nach Hause kam und zu ihrer Pensionsinhaberin sagte:

„Wissen Sie, liebe Frau von Borchersheide, was ich jetzt am liebsten täte, wenn's nach mir ginge? . . . Ich legte mich jetzt langhin ins Bett und kümmerte mich um nichts mehr auf der Welt . . ."

Frau von Borchersheide war die Witwe eines Majors. Sie wußte ziemlich genau Bescheid mit Veras Verhältnissen und versetzte besorgt:

„Sie sehen auch recht angegriffen aus, gnädige Frau!"

Die junge Frau seufzte und trat in ihr Zimmer. Als sie dort Hut und Schleier ablegte, befiel sie auf einmal ein heftiges Zittern. Sie wußte nicht, was das war. Es war nicht nur körperlich, ein Beben von Kopf bis zu Fuß — auch alle Nerven — alle Fibern der Seele schwangen mit und auf einmal wußte sie: Das war einfache Angst — wahnsinnige Angst vor der Zukunft . . .

Sie bekam keinen Atem mehr. Sie riß das Fenster auf und schaute hinunter auf den Lützowplatz, auf dem die Abendsonne lag. Da gingen die Menschen — es war unheimlich, daß das alles wie sonst war — da drüben kaufte sich ein dicker Herr eine Zeitung . . . ein paar Damen blieben stehen

und plauderten miteinander . . . sie sah sich das verwirrt an, wie eine Verbrecherin — wie eine, die aus dieser harmlosen Alltagsgemeinschaft ausgestoßen war. Das Herzklopfen wurde immer stärker. Sie streckte sich auf die Ottomane. Es wollte nicht vergehen. Sie sprang wieder auf und durchmaß das Zimmer. Es half nichts. Die tödliche Angst blieb. Und sie machte auf einmal halt, rang die Hände ineinander und frug sich ganz ungläubig: „Warum hab' ich das eigentlich nur getan? Wie bin ich denn nur darauf gekommen? Großer Gott im Himmel, war das denn möglich, daß ich mich selber so wenig kannte, daß ich glaubte, daß das gehen würde . . .?“

Sie und die junge Frau, die sich im vorigen Herbst mit dem Freiherrn von Ulerici verlobt hatte, schienen ihr jetzt zwei ganz verschiedene Menschen. Sie begriff sich einfach hinterher nicht mehr. Zuvor war man unglücklich und frei — jetzt unglücklich und gebunden dazu . . .

Dann setzte sie sich an den Tisch, stützte den Kopf in die Hände und zwang sich, ganz klar und nüchtern zu denken. Sie sagte sich: Ich bin eine geschiedene Frau. Ich habe keine zweite Mitgift zu erwarten. Ich bin auch schon dreißig. Ich besitze kein rechtes Heim mehr. Mein Vater ist mürrisch und alt. Stirbt er, so lebe ich von der Gnade meines ältesten Bruders auf dem Gut und mache schließlich, wenn ich schon verblüht bin, aus Verzweiflung irgend eine ganz tolle Heirat. Und die Partie hier ist glänzend! . . . Also . . .

Also in Gottes Namen vorwärts! Es blieb ja gar keine Wahl. Sie erhob sich entschlossen und begann Toilette für den Abend zu machen. Es sollte nur ein zwangloses Beisammensein der Familienmitglieder im Hotel stattfinden, ein „sich Anschnuppern“, wie ihr Schwager aus Kwitschkallen es genannt hatte. Ihr graute davor.

Es war nun schon halb acht. Um die Zeit sollte sie bereits bei der Henkersmahlzeit im Hotel sein. Sie ließ sich einen Wagen holen und fuhr fort — absichtlich des Umwegs halber durch die Tiergartenstraße. Aber dort ertrug sie es plötzlich wieder nicht mehr. Sie befahl zu halten, stieg aus, entließ den Kutscher und ging zu Fuß weiter. Sie gewann auf die Weise noch eine Viertelstunde. Sie kam schließlich immer noch zurecht. Mochten die anderen nur warten, bis sie ihnen als Schaustück vorgesetzt würde.

Sie schritt langsam an dem warmen Maiabend unter dem tiefen Grün der Parkseite des Weges dahin und blieb dazwischen immer wieder stehen, als ob sie umdrehen wolle, und zwang sich vorwärts und dachte sich: Du mußt! Eine Umkehr jetzt ist eine Umkehr überhaupt. Das verzeihen dir die Deinen nie. Die anderen Leute auch nicht. Damit ruinierst du dein so schon verpfuschtes Leben ganz und in alle Ewigkeit. Und wofür? . . .

Und wieder war in ihr dies wilde, atemlose Zittern. Ihr schien, als zittere alles um sie — der Himmel . . . die Bäume . . . ganz Berlin. Auch die Menschen machten jetzt im Vorübergehen so sonderbare Gesichter — so als wüßten sie etwas von ihr. Die Luft war so schwül, von Glut und Staub gesättigt. Das Laub lastete so dicht und schwer über ihrem Haupte — es dämmerte dahinter — es war so recht die Zeit, allerhand Tollheiten zu machen . . . es war der Mai . . .

Drüben im Hotel harrte der Herbst. Sie ging wieder zögernd auf den zu und fühlte einen Stich im Herzen. (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

10 Mark. Wenn Ihnen ein Zehnmarkschein zerrissen wurde, so brauchen Sie nur zur Reichsbank zu gehen, dort wird er Ihnen umgetauscht.

Emil K. in B. Nach dem neuesten statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich wurden im Jahre 1906 1 072 870 Knaben, dagegen nur 1 011 868 Mädchen geboren. Es sind daher 61 002 Mädchen weniger als Knaben geboren. Wenn wir die einzelnen Provinzen Preußens und die anderen Staaten des Reiches in Betracht ziehen, so beträgt der Geburtsüberschuß der Knaben am wenigsten in Schaumburg mit 3 auf 1000, dann kommen Altenburg mit 20 und Hohenzollern mit 24 auf 1000; hierauf Württemberg, Baden, Waldeck, Hamburg mit 37 auf 1000; den höchsten Geburtenüberschuß an Knaben weist Lübeck mit 145 auf 1000 auf. In Berlin werden auf 1000 Mädchen 54 Knaben mehr geboren. Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 gibt es trotz des Ueberschusses der Geburten an Knaben 30 756 597 weibliche Personen, dagegen 29 884 681 männliche Personen. Dies macht einen Ueberschuß von 871 916 an weiblichen Personen.

Herm. H. in München. Das „Meisterbuch des Humors" ist gebunden und illustriert und kostet 3 Mark. Sie können es durch jede Münchener Buchhandlung beziehen oder auch direkt vom Verlage Ullstein u. Co., Berlin SW 68.

Geschäftliche Notizen.

Die drahtlose Telegraphie gewinnt immer mehr an Ausdehnung. Es ist erstaunlich, wie fast alle Länder an der Einführung wetteifern und gelungene Versuche mit begeisterter Aufnahme danken. Kein Wunder, daß sich deshalb alt und jung mit Interesse dem Studium der Elektrizität zuwendet. Wer begabten Kindern schon in der Jugend die Neuerungen der Elektrizität auf „spielende" Art beibringen und sie damit vertraut machen will, dem können wir raten, sich eine Darstellung aller elektrischen Neuheiten kostenlos von der Firma H. R. Müller, Weimar I, zu verschaffen, die postfrei ca. 2500 Abbildungen mit begleitendem Text übersendet.

Ein eigenartiges Verfahren bei der Belehrung über Schönheits- und Körperpflege befolgen die bekannten Kolberger Anstalten für Exterikultur, Ostseebad Kolberg, deren Mittel und Verfahren zu einer rationellen Schönheitspflege bekanntlich auf wissenschaftlich-naturgemäßer Grundlage beruhen. Die Firma führt den Interessenten die Anwendung ihrer erfolgsicheren Präparate und Apparate auf einem großen, nach Naturaufnahmen in Kunstdruck hergestellten Bilderbogen vor, der jedem, der sich auf dieses Blatt bezieht, vollständig kostenlos und postfrei zugestellt wird.

Von den Casparischen Bilderbüchern, die in Alfred Hahns Verlag in Leipzig, Johannisgasse 3, erschienen sind, wurden in knapp zwei Jahren 50 tausend Exemplare verkauft. In diesem Jahre sind neu erschienen: „Kinderland, du Zauberland" und Gertrud Caspari, Zeichen- und Malbuch! Eine originelle Anleitung für die Kleinen, wie sie selbst neue Bilder erfinden und malen können. Ausführliche Prospekte mit Bild- und Textproben versendet der Verlag kostenlos.

Eine Million Erdkugeln würden gerade die Sonne ausfüllen, und so kann sich diese schon erlauben, bei den dort stattfindenden Explosionen, die wir Protuberanzen nennen, Teile hinauszuschleudern, die die Größe der Erde weit übertreffen. Wenn dem Leser die Zahlen etwas zu groß vorkommen, so können wir auch mit kleineren aufwarten. Nach den neuesten Untersuchungen haben Bakterien, diese gefürchteten Feinde der Menschheit, eine Größe von 0,0002 Millimetern. Durch die Mundhöhle finden sie leicht Eingang in unsern Organismus und sind die Ursache heftiger Krankheiten. Nur eine rationelle Mundpflege mit einem gut eingeführten Zahnputzmittel, wie es z. B. Sargs Kalodont darstellt, kann uns vor diesen Eindringlingen schützen und unsere Gesundheit bis in das späteste Alter erhalten.

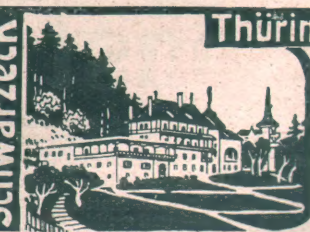












RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Von Emmy Löffler.

Aus den Silben:
bo — burg — char — dorf — e — e — fich — her — ho — ir — ist — li — lot — lud — lust — ma — mi — ne — ot — rix — ros — te — ten — ti — wigs
sind 9 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Wunsch ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Baum. 2. Deutsche Stadt. 3. Weiblichen Vornamen. 4. Gott. 5. Musiker. 6. Deutsche Stadt. 7. Weiblichen Vornamen. 8. Deutsche Stadt. 9. Weiblichen Vornamen.

Logogriph.

Von A. R.

Die Jugend gleich benutzt das Wort
Mit f zu ihrem Wintersport.
Mit einem b ist's schnell gemacht —
Mein lieber Freund, nimm dich in acht!

Weihnachts-Problem



Scherzfrage.

Was steckt alles in einem Helm?

Anagramm.

Von A. R.

Ich war wie ein Wort, mal hier und mal dort,
Im Süden bald, dann wieder im Norden,
Bis daß mir das versetzte Wort,
Italiens Stadt, zur Heimat geworden.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Was sich liebt, das neckt sich.

1. Windhund. 2. Augusta. 3. Semiramis. 4. Spanien. 5. Irene 6. Cognac. 7. Habakuk. 8. Leutnant. 9. Ibykus. 10. Eboli. 11. Balzac 12. Theoderich.

Logogriph: verkaufen — verlaufen.

Rebus:

Weites Gewissen, enger Verstand
Gehen meist einträchtig Hand in Hand.

Dreisilbige Charade: Not-Bremse.

HUMOR

Im Zoologischen Garten: „Es ist doch wunderbar, das Kamel kann 6 bis 7 Tage arbeiten ohne zu trinken, bei mir ist das gerade umgekehrt.“

Gouvernante: „Erschrecken Sie nicht, gnädiger Herr, der kleine Kurt hat eben ein Zwanzig-Markstück verschluckt!“ — **Parvenü:** „Warum erschrecken? Geben sie meinem Sohn noch'n Goldstück, wenn er drauf Appetit hat.“

Kaufmann: „Ich habe keine Angst vor Fälschern, ich weiß, daß es keinen Menschen gibt, der imstande ist, meine Unterschrift auf einem Scheck so gut nachzuahmen, daß er ihn auf der Bank ausbezahlt bekommt.“ **Geschäftsfreund:** „Ist denn Ihre Unterschrift so kompliziert?“ — **Kaufmann:** „Das nicht, aber ich habe kein Guthaben bei der Bank.“

Alte Jungfer (zur Freundin): „Ich finde die Photographien, die ich gestern habe machen lassen, einfach gräßlich, darauf sehe ich ja aus, wie eine Vierzigjährige.“ — **Freundin:** „Wenn du das nicht willst, hättest du dem Photographen vorher sagen müssen, daß er die Bilder nicht schmeicheln soll.“

Vater (auf der Theatergalerie): „Fall' mir ja nicht ins Parkett, Fritzchen, denn da unten kostet's 3 Mark.“

Sächsischer Handwerksbursche (gegen Darmstadt wandernd): „Sagen Se 'mal, mei Gudster, sind das, was mär da in der Färne sieht, die Därme (Türme) von Darmstadt?“

Richter: „Sie sind angeklagt, dem Herrn hier eine große Flasche Wein an den Kopf geworfen zu haben. Sie können von Glück sagen, daß Sie ihm nicht eine tödliche Verletzung zugefügt haben.“ — **Angeklagter:** „Aber Herr Richter, es war ja nur ganz leichter Moselwein.“



In der Weihnachtszeit: „Bitte die Fahrscheine!“

Stationsvorstand (unmittelbar nach einem verhüteten Eisenbahnunfall zum Streckenwächter): „Sie sind ein tapferer Mann! Durch Ihre Geistesgegenwart haben Sie hundert Menschen das Leben gerettet; ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie nun auch Ihren Lohn empfangen. (Zum Schaffner gewendet): Schaffner, veranstalten Sie für den Mann eine Sammlung bei den Passagieren!“

Freier: „Herr Kommerzienrat, ich bete Ihre Tochter an!“ — **Kommerzienrat:** „Welche von den dreien?“ **Freier:** „O, bitte, das überlasse ich ganz Ihnen.“

Fabrikant: „Die Villa, die Sie mir zum Kauf anbieten, ist recht hübsch, sie hat nur einen großen Fehler, sie ist feucht.“ — **Häuseragent:** „'nen Fehler nennen Sie das? Das ist doch ein Hauptvorzug: Bedenken Sie doch nur, um wieviel die Feuersgefahr in nassen Wohnungen geringer ist.“

Bankier: „Hat der Herr, den Sie mir da als Schwiegersohn empfehlen, auch keine Schulden?“ — **Vermittler:** „Wo denken Sie hin — dem pumpt kein Mensch 'was!“

Besucherin: „Es ist doch sonderbar, daß deine Mutter gerade immer eben weggegangen ist, sobald ich sie besuchen komme.“ — **Die kleine Emma:** „Oh, wir können von unserem Salonfenster jeden sehen, der ins Haus tritt.

Fremder: „Wohnen hier die Professoren und Studenten in einem bestimmten Stadtviertel?“ — **Einheimischer:** „Die Studenten wohl, aber die Professoren sind in der ganzen Stadt — zerstreut.“

Professorsgattin: „Heute gibt's Linsen zum Abendbrot.“ — **Professor:** „Konvexe oder konkave?“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Rudolf Huppert in Wien I. — Für die Inserate: Fritz Buß, Berlin-Halensee.
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW., Kochstraße 22/25.